

Mikrofile-Ausz.

= 22/ml 69

46.141

Bilder aus Japan.



Bilder aus Japan

STAATL.
BIBL.
BAMBG.



Kaiserin (Kisaki) von Japan.



Kaiser Mutsu-Hito, Tenno von Japan.

Bilder aus Japan.

Schilderung des japanischen Volkslebens

von

Dr. Hugo Kleist

Oberstabsarzt d. L.

Mit dreissig Abbildungen nach Original-Photographien.



Leipzig

Verlag von Wilhelm Friedrich

K. R. Hofbuchhändler.

[1890]

Bilder aus Japan.

Schilberung des japanischen Volkslebens

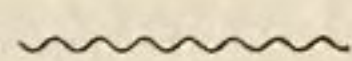


Leipzig

Verlag von W. Neumann, Neudamm

Alle Rechte vorbehalten.

Inhaltsverzeichniss.



	Seite
Vorwort. Motivirung der Herausgabe, Einfluss Deutschlands auf die Entwicklung Japans, deutsche Kolonien als Vorbedingung unserer überseeischen Geltung, Inhaltsangabe, Japans gegenwärtige und zukünftige Bedeutung.	XXI—XXV
Erstes Kapitel. Von Berlin bis Aden. Fahrt von Berlin nach Marseille, Hafenbild, auf dem Pei-Ho, Theorie der Seekrankheit, Leben und Verpflegung an Bord; Ischia, Capri, Golf von Neapel, Vesuv, Hafenbild, Neapel und seine Umgebung, Schiffsleben, Neapel bei Nacht; liparische Inseln, zwischen Scylla und Charybdis, teatro marittimo von Messina, Küste von Sicilien, Ätna-Polyphem; im jonischen Meere, See-Panorama, Wind und Wellen, Stilleben an Bord, Küchenpersonal; Port-Saïd, Kaleidoskop, Völkergemisch, im Suez-Kanal, Wüstendünen, Fata Morgana, Stadruine im Mondschein, Suez; Halbinsel Sinai, Moses und die sieben Hügel des Serbal, der singende Berg und der singende Baum; rothes Meer, Temperatur, Vollmond, Meeresleuchten, Phosphorescenz, Bombardement mit Leuchtkugeln, Sturm, Mocha, Thor der Thränen; Hafen von Aden, schwarze Gamins, Zebus, Stadt Aden, Polizei, Cisternen, Bettler, exotische Strassenbilder, Abfahrt.	I—24
Zweites Kapitel. Von Aden nach Yokohama. Indische Märchenwelt, aquarium vivum, Schiffs-Chemie, Hafen von Colombo, Ceylon, die immergrünen Wunderinsel, Tamils und Singhalesen, Outrigger-Boote, Besuch von Colombo, Bungalows, Arekapalme, weisse Stadt und Pettah, Kleidung und Wohnung der Singhalesen, Museum, Bahnfahrt durch die „Rubininsel“, Urwald, Dschungeln, Hochland, Talipotpalme, Zahn Buddhas, Arabi-Pascha und Don Karlos; Abfahrt von Colombo, Punta-Galle, in den Zaubergärten Ceylons,	

Koralleninseln, Meeresfauna der Flach- und Tiefsee; Paradies auf dem Schiffe, internationales Virtuosenenthum, der Vetter des homo sapiens; Ankunft in Singapore, Besuch der Stadt, chinesisches Neujahrsfest, Ponnyfuhrwerk, Fest-toilette, Häuserschmuck, Laternenfest; im chinesischen Meere, Hafen von Saigon, Flussfahrt in Cochinchina, Saigon; Ab-fahrt nach Hong-Kong, Felsenarchipel, chinesische Dschonken, Victoria, Queenstown, Festungsanlagen, der „Teufel aus dem Westen“ als Colonisator und Herrscher, Chinesenstadt, Friseur, Stralau in Hong-Kong, chinesische Industrie, chinesisches Theater, Bühne, lebende Theaterzettel, Musik, Repertoire; Abschied vom Peï-Ho, auf dem Tanais, unter der Kriegs-flagge der belle France, Strasse von Fukien, Insel Formosa, Kriegshafen von Kilong, theure Franzosenköpfe; im Archipel des Tausendinsel-Reiches, Vulkane, Neptun grollt, der letzte Tribut, im Hafen von Yokohama

25—48

Drittes Kapitel. Erste Eindrücke, Tokio, Schilderung der Japaner. Reflexionen über Japans Entdeckung und Geschichte: seine Grösse, Abschliessung und Christenverfolgung, Mikado und Shogun, Fürsten, Krieger und Volk, religiöse Sekten; Kamidienst, ein Heroen- und Ahnenkultus, Buddhismus, von China eingeführt, die Fo-Religion eine reine Sittenlehre; Revolution von 1868 und Eröffnung der Häfen, deutsche Ostasiatische Expedition, Handelsverbindungen mit Deutschland, japanische Kolonie in Berlin. — Bahnfahrt von Yokohama nach Tokio, Antrittsvisiten, Schilderung der Residenz, ihre Entwicklung und Lage, ihr Strassennetz; japanische Droschke und deren Führer, japanisches Maass, Gewicht und Geld; Besuch des Polizei-Präsidiums und der Gefängnisse, Höflichkeit der Japaner, Behandlung und Verpflegung der Gefangenen; Brände und Löschvorrichtungen; Erdbeben; vom Hôtel in eigene Wohnung, Dienstpersonal, japanischer Koch, Lebensmittel, Theuerung; Gesellschaft für ostasiatische Natur- und Völkerkunde; Nationaleigenthümlichkeiten und Lebensweise der Japaner; Kleidung: Kimono und Obi, Natsuke, Kopf- und Fussbekleidung, Wintertracht, Kleidung des Dienstpersonals, des Briefträgers der alten und der neuen Zeit, des Kuli; störende Mitbewohner, Schlangenjagd; Vogelreichthum, Blumenpracht, Formenreichthum der Pflanzenwelt Japans, Flora der verschiedenen Jahreszeiten, ihr Einfluss auf Kunstgewerbe und Dichtung, Verwandschaft zwischen japanischer und deutscher Lyrik; Typen japanischer Hand-

werker, Korbwaarenhändler, Klempner, Papierhändler; Kunstaussstellung: Arbeiten aus Reisstroh und Bambuspapier, Bunkos, Kotans, Präsentirschüsseln, Lackarbeiten, Niellos und Cloissonnés, Metallmosaik, Japanschwärmerei, Holzschnitzereien, japanische Kunsthölzer; Reiskessel und Reisbier, Sakétausch, Bierbrauereien; Ainos, die Ureinwohner Japans; Reibungen bei der Weiterentwicklung Japans, Aufstand der Soshis, japanische Minister mit deutscher Bildung; Klima, Schilderung der Jahreszeiten, Gewitterarmuth, Taifun; japanische Kunstgärtnerei, Besuch des Kaiserlichen Gartens, barocke Baumformen, Tokio und Trianon, Jagdterrain des Kaisers, ein gewissenhafter Visitor, Misstrauen der Japaner 49—107

Viertes Kapitel. Verkehr zwischen Japanern und Deutschen, Festlichkeiten, Kaiser und Hof. Verbreitung der deutschen Sprache in Japan, Kritik der Japaner, Tadeima germanica; Post und Telegraphie; Feier von Kaisers Geburtstag in Tokio und Yokohama; vier Jahre später; deutsche Kirchenfeste in Tokio ohne deutsche Kirche; Weihnachtsfeier mit Japanern; Neujahrsfeier, das höchste japanische Fest, Saturnalien in Japan, Neujahrschmuck der segenbringenden Reisähre, Reiskuchen, Dreitägige Beglückwünschung; japanische Kinderstube, schwarzer Peter, Vorliebe für Puppen, platonische Freundschaft; Ausschmückung des Hauses, Ai-Oi, Knecht Ruprecht und Frau Holle, Ahnentafel, Amulette, Uniform; Beamten-Misere und Pflichttreue, ein Schweizer-Packet gegen Quittung; dolce far niente; dienstliche Thätigkeit bei der japanischen Polizei, Vorträge und Exercir-Übungen; Feuer in der Gakku; Abgangsprüfung, Rede-Aktus, Ehrgeiz und Wissbegier der Japaner; Gründung und Geschichte der Medizinschule in Tokio, Umwandlung der Jyakuzu in die medizinisch-chirurgische Akademie; Forstakademie und Picknick im Walde; Probeübung der Strom- und Schiffahrtspolizei, gymnastische Spiele, Ruderübung, Wettschwimmen; japanische Uhr; Diner bei dem Präsidenten, weibliche Bedienung, Zubereitung der japanischen Gerichte, Soya, Seetang, Reisgerichte, Nachtschisch; Ruderwettfahrten, Schau- fechten; im Innern eines japanischen Schlosses, ärztliches consilium bei einem Daimiô, Geschenk für den Arzt; japanische Armee, Aufhebung der Kaste der Samurai, allgemeine Dienstpflicht, deutsches Exercitium, Bewaffnung

von Infanterie und Kavallerie; gute Pferde, Kruppsche Hinterlader; Elite-Kavallerie, Hofceremoniell; Abfahrt des Mikado, kaiserliches Gefolge; Kaiser **Mutsu-Hito**, mit eminenter Herrschergabe, der Reformator und Regenerator Japans, Umwandlung des Gottessohnes in den constitutionellen Beherrscher eines modernen Kulturstaates, Erziehung des Kronprinzen, Anerkennung des Christenthums, Neuschaffung des Adels; Kaiserin mit Hofdamen, Hoftracht, militärisches Gefolge; Fortschritt der Japaner im Heereswesen, Truppenübungen, erstes Kaisermanöver von Heer und Flotte bei Nagoya, Kritik des Kaisers, Parade-Bankett, Defilircour .

108—150

Fünftes Kapitel. Familien- und Strassenleben. Zeitrechnung der Japaner; Buddha-Tempel und -Statuen, Shintoismus und Grimm's Märchenbuch, Reineke als Halbgott, Kitsune-Tempel; japanische Freidenker; Begräbniss-Ceremonien, Grabstein und Laterne, Sühnungslinnen; Harakiri, Parlamentsverhandlungen, Duell in Japan, deutsche Gesetze und japanische Gesetzgeber; Frauenleben im Orient; Oberst Tscheng-Ki-Tong und das Familienleben in China, Erziehung der Chinesinnen, Hof-Ceremonien und Vermählung des Kaisers von China, Pin und Fe; japanischer Säugling, Mutterliebe und Kindespflicht, Reinlichkeit, Abbrühung im Bade, Öffentlichkeit des Verfahrens; Blinder Masseur, Ammasan, in Indien, China und Japan; Erkennungs-marke; japanische Silbenschriften und der Romaji-Kai-Verein; Erziehung der japanischen Mädchen, Ceremoniell der Eheschliessung, Nebenfrauen, Macht des Gatten und des Vaters, Verstossung und Adoption; Fest der Wahl des Kronprinzen, das tausendjährige Schwerdt Tsubo-Kiri; Gehorsam der Japanerin; Häuslichkeit, Putz und Frisur, Art des Schminkens, japanische mouches, Promenade, Kleidung, Spazierfahrt, Duette, japanische Konditorei, Fussbekleidung; japanische Musikinstrumente, Kirchenmusik; häusliche Thätigkeit und Unterordnung, noch einmal japanische Höflichkeit, Ceremoniell und Auffahrt des Kaisers; Meier-san; Naivetät der Japanerin, Concubinat mit Europäern, Mischrace; Einwirkung der Hitze; weitere japanische Typen: Barbier- und Friseur-laden, Haartrachten, Glatzen-Eldorado, sesshafte und umherziehende Kaschihändler, Pantoffelfabrikant, Hans Sachs redivivus; Fischerei, Kormorane, Thranpresse, Fischguano, Seesalzgewinnung; japanische Gelehrte, Fugu-Gift; Land-

bewohner; naturalia non sunt turpia, Prostitution und Staatscontrolle; japanische Strassen- und Theehaus-Sängerin, japanische Ballerinnen, Maikos, natürlicher Takt und Anmuth der Japanerinnen, ihre Zukunftsmission.

151—206

Sechstes Kapitel. **Umgebung von Tokio; Eine alt-japanische Novelle.**

Sommersitze der Residenzbewohner; Tokio am frühen Morgen; Leichenzug, Ceremoniell, Begräbniss eines japanischen Prinzen, Leichengefolge, Riesenbouquets, Processionen bei Religionsfesten; Fusswanderung nach Osi, Theebude; Papierfabriken, Usego, Fabrikation des japanischen Papiers, Malerei, Holzschnitte und Buntdruck in Japan, Künstlerschulen, Renaissance; Umgebung von Osi, Reisfelder, Reisbau und -Ernte; in einem kühlen Grunde, Heimkehr über Ugeno. — Über Yokohama in Jinrikisha nach der Insel Enoshima, Kurmeiers, Meeresküste, Kanasawa; Daibutsstatue; Nachtquartier in Katasa, Gravelotte; Grotte von Enoshima mit Tempel, S. Rosalia, Muscheln, Heimfahrt. — Japanischer Geschichtsabriss, Kojiki, Gründung der Dynastie, Kampf der Buke und Kube, Fujiwara, die Familie der Kaiserin, Helden des Mittelalters, Schlacht am Biwa-See, Tokugawa, Shogun und Halbgott. — Geschichte der siebenundvierzig Ronin; Bergquellentempel, Ceremoniell des Mittelalters, japanische Edelleute, Habsucht und Hochmuth, Mordversuch in der Residenz des Taikun, Harakiri, tapfere Samurai's, Verschwörung der Diensmannen, Überfall, Mord eines Daimiô, Sühne, Verurtheilung, Harakiri, Heiligsprechung.

207—239

Siebentes Kapitel. **Provinzen und Bäder von Japan.**

Vorbereitungen zu einer Dienstreise, geographische Einteilung von Japan, vor und nach der letzten Reorganisation, Hebung des gesunkenen Wohlstandes, Heeresstrasse Tôkaidô, schlechte Nebenwege, dichte Bevölkerung, Fleiss des Landmannes, Macht der wenig zahlreichen Polizei, beginnendes Eisenbahnnetz, Bebauung des Landes, Dung, Gakoku, die fünf vornehmsten Feldfrüchte, Ausfuhrartikel, Bäume und Sträucher, Thierwelt, Riesensalamander; Fahrt nach Odawara, Bettelei, japanischer Marterkasten, Theelabsal, nackte Landbewohner, Theehäuser, Bedienung, Brühbäder, mangelnde Verpflegung, Nachtquartier. Papierwände, Nesan, Reis; Reviervorsteher von Odawara, Ehrenwache; malerische Fahrt nach Atami, einem japanischen Badeorte mit heissen Quellen; über den Kamm des

Higonegebirges; wachsendes Gefolge, oki Dannasan, Ankunft in Mishima; Weiterfahrt nach Shidzuoka, unruhige Einwohner, Residenz des letzten Taikun, Park mit alten Tempeln; Fahrt durch Schluchten und einen Tunnel mit künstlicher Beleuchtung über Gebirgszüge nach Mitzuke, Vice-Kaibo, ein japanischer Streber, Abstecher nach Mori im Gebirgskessel, Industriestadt, japanisches Polizeibüreau, Kassirer, Patrouillendienst, Amtsgefängniss; ein Abend bei dem Polizei-Präsidenten von Shidzuoka, Kriegsabentheuer, ein streikender Japaner; von Numasu nach dem Badeorte Shuzensi, dem japanischen Leuk, heisse Naturbäder, schlechte Wirkung; Rückfahrt nach Mishima: in das Hakóne-Gebirge, missglückte Expedition im Tragekorbe, auf der Gebirgskuppe, Schweizerlandschaft, Hakóne-See; der Fusinójama, höchster Berg Japans, sein heiliger Berg und Wallfahrtsort, Vulkane, Schwefel- und indifferente Thermen in Japan, Flüsse und Gebirgsformationen; Badeort Hakóne, ein Seebad, Ausflüge nach Heiligenstätten um Hakóne; nach Mianóshita, dem fashionablesten Bade Japans, internationales Badepublikum, elegante Schweizerhäuser, öffentliche Bäder, Holzschnitzereien; Heimfahrt nach Yokohama, letztes Fest in Tokio, Krankheit, Lösung des Kontraktes, Rückfahrt nach Berlin 240—275

Verzeichniss der Abbildungen.

Bild

1. Mikado Mutsu-Hito, seit 1868 Kaiser von Japan.
2. Kaiserin (Kisaki) von Japan im Nationalkostüm, mit Kimono, Obi und Yokome.
3. Zwei Japanerinnen, welche sich gegenseitig nach japanischer Etiquette begrüßen; im Hintergrunde der höchste Berg Japans, der Fusinójama.
4. Zwei japanische Dienerinnen, welche das Zimmer aufräumen.
5. Ein Zimmermann in Arbeitskostüme, mit schmalem Obi und Schweisstuch.
6. Ein japanischer Briefträger aus früherer Zeit mit Obi, Schweisstuch und Briefstecken.
7. Ein japanischer Zeitungsträger mit Kopftuch, Strohhut, Sandalen und Zeitungssack, die Klingel in der Hand.
8. Ein ländlicher Arbeiter (Kuli) mit Kopftuch und Flechthut, Kimono, Socken und langem Grasmantel.

Bild

9. Ein japanischer Korbwaarenhändler mit Strohhut, Kimono, Socken und langem Stabe als Stütze seiner Korbwaarentracht.
10. Ein japanischer Klempnerladen mit Küchengeräth, der Besitzer davor hockend, die Hände in die Kimono-Zipfel eingehüllt.
11. Drei Japanerinnen baden öffentlich nackend, mit frisirten Köpfen.
12. Ein japanischer Masseur, blinder Heilkünstler (Ammasan), seine Patientin knetend und mit Ellenbogen klopfend.
13. Japanerin bei der Frisur, controlirt die Friseurin im Spiegel, Salben und Schminktöpfchen daneben, den Pinsel in der Hand.
14. Eine frisirte Japanerin lässt sich bei abgestreiftem Kimono Gesicht und Brust, Nacken und Hals schminken.
15. Eine vornehme Japanerin fährt in einer Jinrikisha mit zwei Kurumas spazieren und unterhält sich mit dem Freunde des Hauses.
16. Zwei vornehme Japanerinnen musiciren zusammen auf der Yanking, der japanischen Zither (mit Elfenbeinnägeln an den ersten 3 Fingern der rechten Hand) und der Yamisen, der japanischen, mit der Hand gespielten Guitarre.
17. Japanerinnen mit charakterischen Fusshaltung in den plumpen Pantoffeln verspeisen Eis mit Fruchtsaft in einer japanischen Konditorei, einer sogenannten Eisbude; Fächer hängen an den Wänden der Theebude zu beliebigen Gebrauch für die Gäste.
18. Japanerin im Hause mit Garnhaspeln beschäftigt, auf der Matte hockend.
19. Japanische Rahmenarbeiterin, stickt im Freien, ein Bouquet zur Seite.
20. Japanischer Friseur, mit schmalem Obi bekleidet, brennt das Haar und legt seinen Kunden ein Satsuma-Zöpfchen an.
21. Japanischer Kaschihändler ruft und klingelt im Umherziehen seinen Reis- und Bohnen-Kuchen aus.
22. Japanischer Pantoffelfabrikant in der Werkstatt, beim Herstellen seiner, kleinen Fussbänken ähnlichen, hohen Pantoffeln.
23. Japanische Sängerin der Theebuden, mit prachtvollem Kimono und Obi und reichem Haarschmuck.
24. Gesiga's (spr. Geisha's), japanische Strassenmusikantinnen mit hohen Pantoffeln, langem Obi und grossem, unkleidsamen Hut von gefüttertem Strohgeflecht, Kokiou (Violoncell) mit den Bogen und Samisen (Mandoline) mit batsi oder Elfenbeinnagel schlagend, singen dazu mit eintöniger Stimme.
25. Daibuts, Riesenstatue von Buddha, in hockender Stellung aus Bronze, über 600 Jahre alt, bei Kanasawa, im Gebirge, berühmtes Wallfahrtsziel der Japaner.

Bild

26. Badeort Shuzensi, im Gebirgskessel reizend gelegenes Heisswasserbad mit Häusern im Schweizerstil, das japanische Bad Leuk.
 27. Alte Heiligenstätte im Gebirge bei Hakone, Götzenstatuen aus uralter Zeit.
 28. Buddhastatue, in hockender Stellung, mit Gloriole, im Gebirge bei Hakone.
 29. Bad Mianóshita, das fashionableste, internationale Heisswasserbad (indifferente Therme) in der Nähe von Tokio.
 30. Naraijas Hôtel in Mianóshita, in elegantesten Schweizerstil, viel von Deutschen aufgesucht.
-

Vorwort.

Für Jeden, welcher Gelegenheit hat, Vergleiche zwischen den Kultur- und Naturvölkern anzustellen und die verschiedenen Nationen und Racen zu beobachten, bietet es einen eigenen Reiz, den Einfluss der europäischen Kultur auf die tausendjährige Ueberlieferung geheiligter, anscheinend mit dem Zopfthum im weiteren Sinne und mit der Religion innig und unlösbar verknüpfter, nationaler Sitten und Eigenthümlichkeiten zu beobachten.

Wie hat sich speciell für uns Deutsche der Kreis unseres Einflusses und unserer Machtfülle vergrößert, seitdem wir eine Nation geworden, bis in welchen fernsten Erdenwinkel sind wir nicht in einschneidenden Staatseinrichtungen Muster und Vorbild geworden, seitdem unsere Waffenerfolge und die imponirende Grösse unserer Herrscher, Staatsmänner und Schlachtenlenker die Augen der Welt auf diesen so kleinen Theil Europas gelenkt haben? Und mit welchem Erfolge haben wir uns nicht seit der Entwicklung unserer jungen Flotte auf fernen Meeren gezeigt?

Mit unserem Blute sind freilich die weiten Länderstrecken gedüngt, auf welchen dereinst Neu-Deutschland

als mächtiges Kolonialreich des expansionsbedürftigen, seinen Söhnen zu klein gewordenen Mutterlandes blühen und der Traum des Grossen Kurfürsten in ungeahnter Weise in Erfüllung gehen wird!

Die Saat, welche unser ehrwürdiger erster Kaiser Wilhelm gesäet, blüht auf unter der thatkräftigen Hand unseres dritten Kaisers, ein theures Vermächtniss des Kaiserlichen Grossvaters, und die werbende Kraft des mächtig emporstrebenden jüngsten Kaiserreiches ist so gross, dass ihm ein kostbares, zur Zeit seiner Schwäche losgerissenes Reis freiwillig als Morgengabe von dem die Meere beherrschenden Vetter in den Schooss gelegt und dessen treue Freundschaft für alle Zukunft dargeboten wird.

Doch in der Beschränkung zeigt sich erst der Meister! Nicht in ungemessene Ferne schweifend, segelt unser Staatsschiff, dessen Steuer von sicherer, zielbewusster Hand geleitet wird, auf der vorgezeichneten Bahn langsam weiter, und wir sind eingedenk des Dichterwortes:

Was du ererbt von deinen Vätern hast,
erwirb es, um es zu besitzen! —

Diese Reflexionen sollen keineswegs der Ausdruck eines ungerechtfertigten und kleinlichen Chauvinismus sein, sie sollen nur eine Brücke bilden für die noch unseren Vätern undenkbare Erscheinung, dass es gegenwärtig zu- meist deutsche Lehrer und Beamte sind, welche dem noch vor einem Menschenalter für europäisches Kulturleben absolut unzugänglichen Japan das Gepräge der nivellierenden Neuzeit aufzudrücken beginnen.

Was will gegenwärtig noch eine Reise nach Japan sagen? Und doch dürfte es, angesichts des zur Zeit heiss entbrannten Parteikampfes über die Kolonialfrage, angesichts des glücklichen, verheissungsvollen Entschlusses, auch auf fernen Oceanen und Welttheilen Kolonien für deutschen Fleiss und deutsche Energie zu schaffen, vielleicht einiges Interesse bieten, in kleinen Silhouetten die japanischen Verhältnisse unter der Einwirkung des deutschen Lehrers und das im Auge desselben, eines aufmerksamen Beobachters, reflectirte Bild in entsprechender Beleuchtung zu schauen.

Herr E. Figaszewski, Polizei-Wachtmeister in Berlin, war in Folge kontraklicher Verpflichtung über zwei Jahre als Lehrer in Japan thätig gewesen und hatte über seine Erlebnisse daselbst ein Tagebuch geführt. Unter dem Einflusse des dortigen Klimas und seiner schwächlichen Constitution erkrankt, wurde er noch vor Ablauf seines Kontraktes zur Heimkehr gezwungen und starb wenige Monate später an einem hinzugetretenen Herz- und Lungenleiden, noch nachträglich von seinen dankbaren japanischen Schülern geehrt und ausgezeichnet.

Seine von mir hier mitverwertheten Aufzeichnungen und mündlichen Mittheilungen veranlassten mich zu eingehenderem Studium Japans. Das Resultat desselben, in Verbindung mit eigenen Beobachtungen auf meinen längeren, weit ausgedehnten Reisen, ist der Inhalt der hier in Form von Schilderungen und Reiseberichten des nach Japan Berufenen veröffentlichten Skizzen, an welche sich die eigenen weiteren Beobachtungen über die Kultur-entwicklung Japans bis zum Jahre 1890 anschliessen.

So nahe uns auch die Japaner in den letzten zwanzig Jahren gerückt sind, so werden doch viele Züge aus dem Leben und Empfinden dieses hochinteressanten Volkes dem grösseren Leserkreise neu sein.

Es soll nach Schilderung der Ueberfahrt mit Berücksichtigung der Eigenthümlichkeiten der berührten fremden Länder, ihrer Bewohner und ihrer landschaftlichen Reize, das Leben in Japan, so wie es sich allmählich vor den Augen des fremden Beobachters entwickelt, geschildert werden: die dort herrschenden Sitten und Gewohnheiten, die nationalen Vorzüge und Fehler, das Klima und die Industrie. Unter den uns entgegentretenden Europäern beobachten wir vor allem die dort lebenden Deutschen in ihrem Leben, ihrer Stellung und ihrem Einflusse auf die Japaner. Weiter werden Religion, Kleidung, Familienleben, Stellung der Frauen und das Strassenleben der verschiedenen Volksschichten in Stadt und Land geschildert. Zum Schlusse wird zur Charakterisirung der früheren Zeit eine möglichst wortgetreu übersetzte, meines Wissens noch nirgends veröffentlichte, altjapanische Novелlette nach vorangeschickter geschichtlicher Einleitung mitgetheilt, und wir lernen in einigen interessanten Ausflügen die engere und weitere Umgebung Tokios so wie einige fashionable japanische Bäder kennen.

Wenn die Fülle des Stoffes wiederholt zu losem Aneinanderreihen einzelner Bilder ohne inneren Zusammenhang des Vorgeführten nöthigte, so war dies durch die ganze Anlage des Buches bedingt.

Es sollten in der ungebundenen Form anspruchsloser Plauderei recht viele der aufgenommenen Eindrücke wieder-

gegeben werden, um das Interesse, welches Japan allseitig beanspruchen kann, von möglichst vielen Punkten aus in dem Leser wachzurufen und anzuregen.

Ethnographie, Geschichte, Klimatologie und Ethnologie des Landes sind an passendem Orte erwähnt und besprochen worden, ohne dass natürlich eine erschöpfende Behandlung irgend eines dieser Wissensgegenstände innerhalb des Rahmens dieses kleinen Werkes beabsichtigt war.

Mögen die vielen, den Freund der Natur entzückenden Schönheiten Japans und die Charaktereigenthümlichkeiten seiner Bewohner, welche ich zu schildern versucht habe, in dem Leser das Interesse für dieses Land erwecken, welches dasselbe in vollem Maasse verdient!

Der Verfasser.



Erstes Kapitel.

Von Berlin bis Aden.

Abfahrt nach Marseille — an Bord des Pei-Ho — Neapel — Sicilien —
Leben an Bord — Port Saïd — Suez-Kanal — Suez — Sinai —
Roths Meer — Meeresleuchten — Sturm — Aden.

Im Januar 1885 mit Gattin und mehreren, für Japan zu verschiedenen Zwecken verpflichteten, höheren Beamten und Offizieren aus Berlin abgereist, gewöhnte ich mich sehr bald, dem Vaterlande entrückt, an fremde Sitten und Bräuche und entsagte leichten Herzens für mehrere Jahre allen Annehmlichkeiten der Heimath.

Niedere Waggon, harte Polster: das ist die Signatur belgischer und französischer Eisenbahnwagen; dagegen leistet man sehr gern, in dem mit der Geschwindigkeit der englischen Bahnen auf sorgfältigst angelegten und vernieteten Schienen dahinsausenden Courierzuge von der verschleierten Zukunft träumend, auf das lästige Rütteln und Schütteln unserer Züge Verzicht.

Nach kurzem Aufenthalte in Paris, wo wir von mehreren japanischen Gesandtschaftsattachés empfangen wurden, und in Marseille, einer schönen, an Genua erinnernden Stadt — auch hier sieht man, wie bei der Fahrt von Alessandria nach Genua, nach dem Passiren des letzten

Tunnels panoramaartig das herrliche Meer und die Stadt zu seinen Füßen liegen — welche amphitheatralisch vom Hafen zu den sie in weitem Bogen umfassenden Bergen emporsteigt mit zum Theil ganz steilen Strassen, den Raden dieses Halbkreises, und mit grossartigem Blick vom Hafen auf die Stadt, bestiegen wir den Pei-Ho, unser Quartier für die nächsten sechs Wochen.

Inmitten eines Waldes von Masten liegt der mächtige Dampfer da. Ringsum im weiten Hafen majestätische Ruhe, im grellen Gegensatze zu dem geschäftigen Treiben der Grossstadt auf den hier einmündenden Strassen! Als Vorboten für die bevorstehende Meeresfahrt kreuzen Hunderte von Seemöven rastlos über der Meeresbucht. Ein blinkender Kranz von Lichtern schliesst in vorge-rückter Abendstunde den lautlosen Hafen von der Land-seite ab, und die hellstrahlende Mondsichel erscheint uns auf der Meeresseite als Glück verkündendes Omen. Dazu fast Windstille und eine so laue Luft, dass ich an den Januar vor vierzehn Jahren auf dem Plateau von St. Germain erinnert wurde.

Nach der Abfahrt (am Krönungstage, dem achtzehnten Januar) hielt das schöne, heitere Wetter leider nicht Stand, und auch die höher gehenden Wellen erzeugten so lebhafte Schaukelbewegungen des Schiffes, dass einer nach dem anderen von uns Landratten Neptun seinen Tribut darbringen musste. Nur ich hatte, dem natürlichen Triebe folgend, ohne dabei mit Bewusstsein einer der modernen Theorien zur erfolgreichen Bekämpfung der Seekrankheit Rechnung zu tragen — der Nothwendigkeit einer kompakten Füllung des Magens, unter möglichster Vermeidung von Flüssigkeiten, mit darauf folgender fester Umgürtung desselben, um erhebliche Zwerchfellsschwankungen und Wellenbewegungen der Hirnflüssigkeiten mit den bekannten Folgen zu verhüten — dem Frühstück im Speisesalon so energisch zugesprochen und hinterher die

Magengegend durch einen straffgezogenen Gurt so gut geschützt, dass ich, ein argumentum ad hominem für diese neueste Theorie, hinterher weder Schwindel noch Unbehagen verspürte und — das war des Pudels Kern — fast als einziger Passagier nicht seekrank wurde.

Doch nöthigten mich der zunehmende Wind und das rapide Fallen des Thermometers schliesslich doch, meine regelmässige, lang ausgedehnte Verdauungspromenade auf Deck aufzugeben und die Kabine aufzusuchen. Dieselbe ist, in Anbetracht der Ansprüche, welche man auf See machen darf, hoch und luftig — letzteres wenigstens so lange, als die nicht zu hoch gehende See das Oeffnen der kleinen, runden Fenster gestattet — und mit mehreren eisernen Bettstellen nebst einfacher Waschoilette ausgestattet. Eine gute Matratze und wollene Decken darüber versprechen eine angenehme Nachtruhe.

Die Salons, in der Mitte unter Deck gelegen, trennen die Kabinen erster und zweiter Klasse im Hinter- und Vordertheile des Schiffes, welche hier für je zwei, bezüglich vier Personen eingerichtet sind. Die Verpflegung ist gut, wie man dies auf allen grösseren transatlantischen Dampfern gewöhnt ist, und bietet schon eine Vorschule für die uns bevorstehenden exotischen Genüsse. Um zehn Uhr und um sechs Uhr Dejeuner und Diner mit acht bis zehn Gängen und allen möglichen Früchten zum Dessert, gutem Kaffee und stets frischem, auf dem Schiffe selbst bereiteten Brod und Backwerk, gutem Rothwein und Cognac à discretion, abends eine gute Tasse Thee: das ist die tägliche, in vorzüglicher Auswahl und Abwechslung gebotene Beköstigung, welche jedem Anspruche voll genügen dürfte.

In dem Salon suchten die Repräsentanten der verschiedenen Nationalitäten nach Möglichkeit mit einander bekannt zu werden und theilten sich bald in einzelne

Gruppen, je nach der gegenseitigen Anziehungskraft und Laune. —

Am dritten Tage unserer Seereise kamen wir früh acht Uhr im Hafen von Neapel an.

Da lag sie vor uns, la bella Napoli, den meisten von uns eine unbekannte Schöne, die sie auch blieb, da wir am Nachmittage desselben Tages weiter dampfen sollten.

Schon vor der Einfahrt in den Golf zwischen dem Capo Miseno und der Insel Procida hatte man rechts auf die stattliche Insel Ischia Ausschau gehalten, die klassische Insel des Aeneas mit dem hochragenden monte Epomeo, welche, früher ein Paradies selbst für die verwöhnten Neapolitanerinnen, durch das entsetzliche Unglück vor zwei Jahren für ganz Europa ein Gegenstand des Mitleids geworden war, während links das hinter dem Augusteischen Cap Misenum auftauchende Bajae an die Schwelgereien, die Lüste und Verbrechen der Kaiserzeit erinnerte.

Beim Einbiegen in den herrlichen Golf von Neapel tauchten dann rechts die bizarren, scharfkantigen Contouren von Capri auf, jener herrlichen, durch ihre blaue Grotte allbekannten Zauberinsel, links Pozzuoli, dann das kleine Felseneiland Nisida mit dem Posilipp dahinter. Vor uns aber erblickten wir entzückten Auges in weitem Halbkreise den ganzen Golf, eingefasst von unzähligen, glänzenden, weissen Villen, Städten und Flecken, welche einen zusammenhängenden Städtekranz von dem altklassischen Bajä bis zu Sorrent hin, der Wiege von Torquato Tasso, zu bilden scheinen.

Von dem weissglänzenden Castellamare über die Felsmassen des monte San Angelo zu der Stätte des nach tausendjährigem Schläfe aus der Asche wiedererstandenen Pompeji hinübergleitend, bleibt das Auge an der Riesenfackel dieses Paradieses, dem rauchenden Vesuv haften, lernt allmählich die üppige Pflanzenwelt ringsum unter-

scheiden und nimmt immer wieder in erneuter Rundschau den Totaleindruck in sich auf, bis die weitere Einfahrt in den Golf die Aufmerksamkeit auf Neapel selbst concentrirt.

Nun sehen wir die Stadt selbst im Glanze der Morgensonne, unter dem im wunderbarsten Blau erglänzenden Himmel, umgürtet von Palmen und Pinien, Agaven und Kakteen, Orangen und Limonen.

Vor uns erhebt sich hoch oben der capo di monte mit dem königlichen Palaste und der herrlichen ehemaligen Villa der Königin Isabella, daneben Castell San Elmo, diese Zwingburg der Bourbonen, von welcher der Corso Vittorio Emanuele auf herrlichen Pfaden zum Grabe des Virgil, zum boschetto und zu dem durch deutschen Fleiss und Eifer weltberühmt gewordenen Aquarium hinabführt.

Wir sind am Castell dell' ovo, welches mit dem dahinter gelegenen castello Pizzo falcone und dem hochthronenden Castell San Elmo Neapel in zwei Theile scheidet, weiter am Arsenal mit Königspalast und Kriegshafen, am castello nuovo, Leuchtthurm und porto grande vorbei in den Handelshafen eingelaufen und befinden uns nun inmitten eines Waldes von Masten.

Abgegrenzt durch die oben genannten Höhen, dehnt sich ganz Neapel vor uns am Bergeshange aus. Angesichts seiner herrlichen Lage hält es niemand für möglich, dass hinter dieser glänzenden Aussenseite so viel Schmutz verborgen ist, und dass die Cholera hier stets eine furchtbare Ernte hält.

Noch einen Blick nach der über dem Vomero emporragenden Höhe von Camaldoli, von welchem herrlichen Aussichtspunkte das berühmte Wort „Vede Napoli poi mori“ stammt, und einen weiteren auf den zweigipfeligen Vesuv, welcher ununterbrochen mächtige Rauchwolken ausstösst und aus seinem Krater derart dampft und qualmt,

dass der Unkundige glaubt, er sei in Wolken eingehüllt: dann bemächtigt sich das Völkchen von Neapel ganz unserer und zwingt uns, unsere volle Aufmerksamkeit der nächsten Umgebung zuzuwenden.

Von allen Seiten dringen Barken auf uns ein, deren Insassen uns mit gellender Stimme und süditalienischer Lebhaftigkeit haranguiren. Sehr bald ist unser Deck von Händlern aller Art überfüllt, welche ihre theils guten, meist aber zweifelhaften Schmucksachen den Kauflustigen zu unverschämten Preisen aufzudrängen suchen. Das Schiff gleicht nunmehr vollständig einem Jahrmarkt, selbst eine aus acht Personen beiderlei Geschlechts bestehende Musikbande hat sich eingefunden, versorgt uns mit allen möglichen bekannten und unbekannten Melodien und macht mit ihrem Teller dabei fleissig die Runde.

Um drei Uhr sollte die Fahrt fortgesetzt werden, weshalb Händler und Künstler nunmehr das Deck wieder verlassen mussten. Doch verzögerte sich der verspätet eintreffenden Post wegen die Fahrt bis abends elf Uhr, so dass der grösste Theil der Passagiere bereits schlief, als wir den Hafen von Neapel verliessen. Auf diese Weise war ich in die Lage gekommen, einen Sonnenuntergang am Gestade des tyrrhenischen Meeres zu beobachten und gleichzeitig Neapel bei Nacht zu bewundern.

Dasselbe bereitet den Beschauer durch den schnellen Uebergang von blendender Helle zu tiefer Dunkelheit mit ganz kurzer Dämmerung bereits auf die südlichen Zonen vor. Doch wird das Auge für die Kürze der Zeit vom Untergang der Sonne bis zum Aufsteigen der Nacht durch die zauberische Fülle und das Abtönen der in Feuergluth getauchten Farben voll entschädigt.

In den Schatten der Dämmerung schiessen die goldenen Strahlen der untertauchenden Sonne, dann leuchtet in der klaren, warmen Abendluft das Villenmeer in blauen und violetten Farben, zwischen welchen noch ab und zu

ein goldener Reflex blitzartig auftaucht. Das Violett geht unten allmählich in Braun über, während die platten arabischen Dächer Neapels noch in helleren Tinten, gleichsam unter dem warmen Hauch des italienischen Himmels in Wonne schauernd, erzittern. Dann löst sich plötzlich das Farbenmeer oben in Blauschwarz auf, und Tausende von Sternen erglühn am dunkeln Zelte darüber. Gleitet nun der Blick vom Himmel zu der Stadt, dem Edelstein darunter, hinab, so sieht man nunmehr auch diese von Tausenden von Lichtpunkten übersäet, und es zittert und funkelt darin, wie wenn ein Feuermeer von dem Leuchthurme bis zu den Bergeshöhen über das ganze „Neapolis“ ausgebreitet wäre. Aber sehr bald wird das Auge einzig und allein durch die Feuersäule des Vesuv geblendet und gefesselt, welche diesem Riesenschlote in kurzen Unterbrechungen, abwechselnd mit Dampfvolken, entquillt.

Diese Feuersäule leuchtete uns noch lange, als wir aus dem Golfe schon weit hinausgefahren waren, sie leuchtete mir noch als letztes Feuerzeichen auf, als ich mich bereits in die Kabine zurückgezogen hatte und einen letzten Blick durch das runde Fenster derselben auf die im Hintergrunde entschwindende Scenerie warf. —

Am folgenden Morgen waren wir den liparischen Inseln bereits ziemlich nahe gekommen. Der schon Odysseus feindliche Aeolus haust hier immer noch abwechselnd mit Vulkan in „Saus und Braus“. Von des letzteren Werken bekamen wir hier nichts zu sehen: keine der sieben in der Eruptionslinie des Vesuv und des Aetna gelegenen Inseln, welche manchen Seekampf gesehen und Zeugen der ersten Niederlage der Römer auf dem Meere gewesen waren, zeigte sich auch nur als solfatàra thätig. Dagegen trieb Aeolus uns seine „zwölf Kinder“ eifrig in die Flanken, und schnell eilten wir der Meerenge von Messina entgegen.

Nahe bei dem durch Sage und Dichtung so gefeier-

ten Wirbel garofálo, zwischen Scylla und Charybdis, begrüßten wir das „teatro marittimo“ von Messina, das achte Wunder der Welt, und schauten, während Reggio links im Nebel vor uns auftauchte, rechts das blendend weisse Messina mit seinen zahllosen Kirchthürmen und dem Kapucinerberge, weiterhin den prachtvollen campo santo mit unzähligen Marmormonumenten, hoch am Bergeshang gelegen, dessen pantheonartiger Tempel bereits Millionen an Kosten verschlungen hat und doch erst zur Hälfte fertig ist. An vielen Leuchthürmen vorbei liessen wir bald Calabrien mit seinem Aspromonte hinter uns und schauten an der Küste Siciliens die wildgezackte Felsenklüfte von Taormína mit seinem alten maurischen Castell und dem altgriechischen teatro antico, dem besterhaltenen in Europa.

In weiter Ferne taucht nun auch die schneebedeckte, breite Pyramide des Aetna empor, während im Vordergrunde das zauberische Grün der üppigen Weinstöcke, durchmengt mit Pinien, Cypressen und Dattelpalmen, Opuntien- und Agavenhecken, dem lichten Vorbau dunkler Olivenhaine und Kastanienwälder, unter dem tiefblauen Himmel uns entgegenlacht.

Rings um diese Perle des Mittelmeeres wie auf ihr lacht eben alles, das Meer, der Himmel und die Fluren. Lebhaft vermochten wir uns hier, im Golf von Catania, in die Zeiten des Odysseus zurückzusetzen und konnten mit Schiller ausrufen: „und die Sonne Homer's, siehe sie lächelt auch uns!“

Sahen wir doch nicht fern von uns den Riesenfels, welchen Polyphem dem edlen Dulder einst nachgeschleudert hatte, hoch emporragen; doch der Riesencyklop selbst, unter dem wir ohne Zweifel den Aetna zu verstehen haben, leuchtete und funkelte uns nicht mit seinem mächtiggrossen, einzigen, jetzt im Schlafe geschlossenen Auge, dem zur Zeit stillen, erloschenen Krater, entgegen. Trotz-

dem besitzt er noch dieselbe Kraft wie vor zweitausend Jahren, seit welcher Zeit er nach der Berechnung eines neueren Gelehrten eine Milliarde Kubikmeter Lava aus seinem elftausend Fuss hohen Krater ausgeworfen hat. Von allen Seiten präsentirt er sich uns nach und nach inmitten seiner herrlichen Umgebung und verwandelt sich allmählich in einen Kegel mit finsterem Riesenschlunde auf der Spitze, dem Hauptkrater, zu dessen beiden Seiten leichte Buckel sichtbar sind, die theils versiegten, theils im Entstehen begriffenen Nebenkrater. Schimmernd weiss glänzt der Schnee darunter, strahlend rein ist auch der Horizont, und auf dem klaren Spiegel der jetzt ganz ruhigen See tanzen Millionen Sonnenstrahlen ihren funkelnden Reigen.

Wer denkt daran, dass uns weit über fünfzig Seemeilen von diesem Riesensohne Neptun's trennen?

Allmählich kommen wir in die Breite von Syrakūs, das fern von uns im Nebel verschwimmt, und auch der Aetna verliert mehr und mehr seine scharfen Umrisse, da unser Schiff uns nunmehr, östlich steuernd, dem Jonischen Meere entgegenträgt.

Die Gebirge zu beiden Seiten innerhalb der Meerenge, dann der Schneegipfel des Aetna und die malerischen Ufer der Seestrasse haben in Wirklichkeit ein Panorama geboten, welches kein Künstler auch nur annähernd mit dem Pinsel wiederzugeben vermag.

Die verschiedene Beleuchtung — bald Nebel, bald Regen, bald klarer Sonnenschein — trägt ausserordentlich viel dazu bei, das Interesse an diesem stets wechselnden Kaleidoskop immer wieder von neuem zu beleben und wach zu erhalten. Dabei sind wir mit dem Schiffsleben und den Wechselfällen einer längeren Seereise schon jetzt vollständig vertraut und hoffen zuversichtlich, dass auch die fernere Reise unserer Gesundheit recht zuträglich sein wird.

Doch „mit des Geschickes Mächten ist kein ewiger Bund zu flechten.“ Heftige Stürme begleiteten uns mit kurzer Unterbrechung in den nächsten Tagen und veranlassten mich, meine Beobachtung mehr dem Schiffe selbst zuzuwenden, dessen Passagiere alle mehr oder weniger unter der Einwirkung der Seekrankheit litten. Bei hohem Wellengange lernt man das Meer in seiner Pracht, aber auch in seiner Macht kennen, und hat man einmal das erste Gefühl der Furcht vor dem gewaltigen Naturschauspiel überwunden, so geniesst man, von sicherem Beobachtungsstandpunkt aus, auch hierbei ein imponirendes Schauspiel.

Bei nicht zu starkem Winde gleicht die See einer Landschaft, deren kleinere und grössere Hügel mit Schnee bedeckt sind, und vor dem militärisch geschulten Auge entfaltet sich dem Anschein nach ein Terrain, welches sich zum Einzelgefecht für den Infanteristen ausserordentlich gut eignen müsste. In der Nähe sehen die Wogen freilich gefährlicher aus, namentlich wenn eine solche aus tiefem Thale heraufkommt, haushoch anwächst und den theils ganz weissen, theils smaragdgrünen Kamm hoch empor schleudert. Ist man auf Deck an der Brüstung ein wenig zu eifrig bei seinen Betrachtungen, so wird man gründlich mit Wasser überschüttet.

Für gewöhnlich schwankt das Schiff nur leicht nach rechts und links, indem es sich um seine Längsachse dreht; dehnt sich dieses Schwanken auch auf die Querschachse aus, so dass es sich nach vorne und hinten schlangenförmig bewegt, oder, seemännisch ausgedrückt, schlingert und stampft das Schiff zugleich, dann merkt man erst etwas von der unangenehmen Wirkung von Wind und Wellen. Erklärlich wird dies, wenn man bedenkt, dass unser Schiff hundertfünfzig Fuss lang ist. Steht man nun zufällig auf dem hintersten Theil des Schiffes, dann

schwebt man abwechselnd zum Himmel empor, um sofort wieder in bodenlose Tiefe hinab zu sinken.

Nachdem man, bei der Einförmigkeit der Seereise, der Beobachtung dieses ewigen, gleichmässigen Spieles der Wellen müde geworden war, widmete man sich mehr dem Stilleben an Bord.

Für dauernd gute Beköstigung mit frischem Fleisch ist auf dem Schiffe selbst gesorgt, und wir huldigen hier keineswegs dem Vegetarianismus. Auf dem Vorderdeck sieht man vier kräftige Ochsen, denen noch drei einjährige Kälber zur Unterhaltung beigesellt sind. Daneben stehen Käfige mit Hunderten von Hühnern nebst vielen stattlichen Hähnen. Letztere lassen sich Tag und Nacht — auch wenn es nicht regnet — hören. Auch unzählige Enten sind auf dem Vorderdeck untergebracht, welche durch ihr Geschnatter ihre Unzufriedenheit mit dem Zwangsquartier deutlich zu erkennen geben und sich lieber im Meere frei umhertummeln möchten. Selbst an lebendem Wild fehlt es uns nicht. In einem besonderen Verschlage sitzen Massen von lapins, jenen halbwilden, sehr wohlschmeckenden Kaninchen, auf welche wir 1870 bei der Belagerung von Paris in den Parks um St. Germain manche erfolgreiche Jagd abgehalten hatten. Sie sehen gleich den neben ihnen in besonderem Verschlage umher blökenden Hammeln muthig ihrem Schlachttage entgegen.

Die Einrichtung des Schiffes ist überhaupt grossartig. Nichts fehlt; alles, bis zu den Cigarren, wird hier geliefert, so dass man beim besten Willen auf Deck sein Geld nicht los werden kann. Selbst Bäder werden kostenfrei geliefert. Kuchen, Torten, Brod, alles wird hier täglich frisch gebacken.

Und dabei besteht eine praktische Vertheilung der verschiedenen Nationalitäten in der Küchenregion. Die Küchenchefs sind Franzosen, aber das ganze sonstige

Personal besteht aus Chinesen, bekanntlich geborenen Köchen. Die Arbeiten in den heissen Maschinenräumen werden von Negern ausgeführt, und für den Freund von Leckereien, den gourmand, sorgt wiederum ein französischer Konditor. —

Am siebenten Tage unserer Seefahrt erreichten wir in vorgerückter Stunde, um etwa zwölf Stunden verspätet, Port Saïd.

Es ist dies ein echter Hafenort mit wenigen breiten und geraden, meistens engen, schmutzigen Strassen, in welchen man den braunen Arabern mit ihren finsternen, unheimlichen Gesichtern begegnet. Spielhöhlen und Tingel-Tangel, in welchen allen Lastern gefröhnt wird, wechseln mit einander ab. Dass man sich nicht mehr auf europäischem Boden befindet, merkt man an den Bierpreisen; man zahlt für die Flasche erträglichen Münchener Bieres zwei und einen halben Frank.

Interessant ist die Stadt als Sammelpunkt und Uebergangsort europäischen und orientalisch-ägyptischen kaufmännischen Treibens und erinnert sowohl durch die Menge und Reichhaltigkeit der verschiedenen Waarenlager, den unvermittelten Uebergang von Pariser Comfort zu den Kaufläden aus der Zeit Harun al Raschid's, in welchen sich Scenen, ähnlich den in „Tausend und eine Nacht“ geschilderten, täglich abspielen, wie auch vorzugsweise durch das Völkergewirr hierselbst, die bunte Mischung afrikanischer und asiatischer Stämme, von Sudanesen, Arabern, Indern, Fellahs und Türken, mit Engländern, Franzosen und Deutschen, an die Perle der Städte Afrikas, Tunis, die „schöne Braut des Orients“.

Port Saïd ist vorzugsweise am westlichen Ufer des Kanals erbaut und zieht sich mit vereinzelt Villen nebst schattigen Gärten im Wüstensande und mit seinen vielen Holzbaracken noch längs desselben weit hin.

Lange, aus grossen massiven Steinblöcken aufgebaute

Schutzdämme, welche sich weit in das Mittelmeer hinaus erstrecken, (die eine Mole ist zweitausendzweihundertfünfzig Meter, die andere tausendsechshundert Meter lang) erhöhen die natürliche Sicherheit des verhältnissmässig kleinen Hafens und gewähren den zahlreichen Schiffen, welche sich hier meistens mit Kohlen frisch versehen, Schutz, bis sie, eines nach dem anderen, die Erlaubniss erlangen, in angemessenen Zwischenräumen in den Kanal einzufahren.

Da auch wir die Nacht hindurch frische Kohlen einnahmen, so konnten auch die Passagiere des Pei-Ho, welche den Freuden der internationalen Hafenstadt rechtzeitig den Rücken gekehrt und ihre Pfunde festgehalten hatten, an Bord nicht an Schlaf denken. Erst am frühen Morgen endete dieser entsetzliche Lärm, der „Steine erweichen, Menschen rasend machen“ kann, sodass man nun endlich in einen tiefen, festen Schlaf verfiel.

So kam es, dass ich von der Abfahrt des Schiffes nichts gewahr wurde und Port Saïd nur noch in weiter Ferne verschwimmend sah, als ich mich an dem folgenden Tage, einem Sonntag, morgens gegen acht Uhr auf das Deck begab.

Wir befinden uns im Suez-Kanal, den wir in aller Ruhe durchsegeln. Zu beiden Seiten, so weit das Auge reicht, Wüstensand, selten etwas Strauchwerk! Fortwährend sind wir von dichten Schaaren blendend weisser Seemöven umschwärmt, welche bald vor, bald hinter uns manövriren und sich auf jeden Schiffsabfall gierig herabstürzen. Rechts sieht man mitunter langgestreckte, im Sonnenlicht hellglänzende Wasserstreifen, Binnenseen, auf denen sich unzählige Vögel aller Art tummeln. Schaaren von Flamingos und Pelikanen nebst kleineren Vogelarten sonnen sich, dicht bei einander sitzend, an ihren Ufern.

Die Fahrt in dem, mit einem Kostenaufwande von

neunzehn Millionen Pfund Sterling angelegten, hundert-undsechzig Kilometer langen Kanale, welcher bei einer Durchschnittstiefe von acht Metern auf dem Wasserspiegel zwar fünfzig bis hundert Meter, an der Sohle aber nur zweiundzwanzig Meter Breite hat, ist im ganzen äusserst eintönig und öde; die einzige Abwechselung bieten die sich halbstündlich wiederholenden Stationen, bestehend aus einigen Fachwerkgebäuden. Nur an solchen Stellen ist das Ausweichen zweier oder mehrerer Schiffe zulässig, bezüglich möglich. Im Kanale darf nur mit halber Kraft gefahren werden, weshalb wir auch nur langsam vorwärts kommen. Während der Nacht müssen alle darin befindlichen Schiffe vor Anker liegen bleiben.

Auf der Rückreise konnten wir allerdings mit elektrischem Lichte, welches vom Schiffe aus die Fahrstrasse beleuchtete, auch nachts weiter fahren, nur mussten wir von Station zu Station darauf achten, dass uns kein Schiff entgegen kam, und das Signal abwarten, welches uns freie Fahrstrasse ankündete.

Nachdem wir den grossen Menzaleh-See, eine jener vielen inselreichen, seichten, gewaltigen Lagunen des Nildeltas, im Beginn des Kanales durchfahren, dann die Bodenerhöhung von El Kántara durchschnitten hatten, bot sich dem vor den glühenden Sonnenstrahlen durch eine in Port Saïd gekaufte grüne Brille geschützten Auge den Tag über immer das gleiche Bild: Wüstensand zu beiden Seiten, Dünenhügel, welche unter den Windstössen hin- und herwogten, wie die Wellenkämme des eben verlassenen Mittelmeeres.

In der Nähe des kleinen, an diesem Tage passirten Abu-Ballah-Sees erfreute uns eine Fata Morgana, jene an den Ufern dieses Kanals bei der wunderbaren Klarheit der Luft nicht seltene Luftspiegelung, unter deren Wirkung wir Karawanen mit Kameelherden und schwarz-braunen Fellahs über die Dünen der Wüste hoch oben

in der Luft dahin ziehen sahen — das reflektirte Bild ferner, dem Auge noch nicht sichtbarer Karawanen, welche vermuthlich den Kanal überschreiten wollten. —

Während ich an diesem Abend, trotz der Schutzbrille halb betäubt von den glühenden Strahlen der Sonne, welche soeben hinter den „Arabs“, den Sanddünen der Wüste, blutroth bis zum letzten Momente des Herabtauchens verschwunden war, sehr bald meine Kabine aufsuchte, nachdem wir in der Nähe von Ismaïlia vor Anker gegangen waren, hatte ich mich zwei Jahre später auf der Heimfahrt beim Uebernachten im Suezcanal den Matrosen zu einem nächtlichen Streifzuge in die Wüste angeschlossen.

Durch knietiefen, im Mondschein geisterhaft weiss schimmernden Sand wateten wir, vom Vollmonde bestrahlt, am westlichen Kanalufer zur Höhe des Wüstenplateaus empor und erblickten von dieser Höhe aus zu unserem Staunen eine verlassene, dem Anscheine nach nur von Schakalen bewohnte, dem schnellen Verfall entgegengehende Stadt zu unseren Füßen, deren Besuch bei hellem Mondenscheine einen ganz eigenen Reiz darbot.

Zwischen zusammengesunkenen Häusern mit offenen Fensterläden, zerstörten Wänden und Dächern wanderten wir durch Sand und Wüstengestrüpp einher und erfuhren später, dass dieser kleine Ort in Folge von Wassermangel von seinen Einwohnern verlassen worden war.

Den in Nord-Afrika einigermaßen bewanderten Reisenden würde diese romantische Mondscheinnacht in einem verlassenen, der Zerstörung anheimgefallenen Araberort an das in gleicher Lage befindliche Mohammedia bei Tunis erinnern. —

Am zweiten Tage setzten wir schon in aller Frühe, mit Sonnenaufgang, unsere Kanalfahrt fort und kamen bald zu dem breiten Timsahsee, jenem Binnensee, welchen Lesseps bekanntlich bei der Anlage des Suez-Kanals mit

in Rechnung gezogen hat, und an dessen Nordwestseite man inmitten einer Reihe von palmengeschmückten Oasen die jüngst gegründete Stadt Ismailia mit dem Palast des Khedive und einer Eisenbahnstation erblickt.

Weiterhin durchfuhren wir mehrere grosse Bitterseen und erreichten in verhältnissmässig kurzer Zeit, nach etwa dreissigstündiger Fahrt, den Endpunkt des Kanals, Suez (spr.: Sues), eine auf dem Flachlande erbaute, noch junge Hafenstadt, legten uns dort aber so weit von der Küste entfernt vor Anker, dass an einen Besuch derselben gar nicht zu denken war. Nur von ferne erblickten wir die inmitten der vor uns hingelagerten kahlen Felsen — von Ataka — malerisch gelegene, von unserem Standpunkte aus anscheinend nur aus massiven Steinhäusern bestehende Stadt.

Nach dreistündigem Aufenthalt lichteten wir schon wieder die Anker, beiderseits von zackigen, unter der Einwirkung der Abendsonne und der klaren Luft Aegyptens rosig erglänzenden, an die Höhen um Palermo erinnernden Höhenzügen begleitet, und steuerten dem Rothen Meere entgegen.

In den ersten Stunden sahen wir bei dem Durchfahren des Meerbusens von Suez zu unserer Linken die Höhenzüge der Sinai-Halbinsel sich aufthürmen und sind vermuthlich soeben über jene Untiefe der Meerenge hinweggefahren, welche einst die rettende Furt der Kinder Israels und das Grab der bei beginnender Fluth (ohne Kenntniss der Falb'schen Theorie) sie verfolgenden Aegypter wurde. In hellem Mondenscheine und unter dem funkelnden Glanze des Sternenmeeres hebt sich links der über zweitausend Meter hohe Serbál mit seinen sieben kegelförmigen Gipfeln ab und ruft in uns die Erinnerung an die Mosaischen Gesetzestafeln wach. Ob wir in ihm oder, wie früher angenommen wurde, in dem südlicher gelegenen, noch zweihundert Meter höheren Dschebel-Musa den biblischen

Sinai zu erkennen haben, ist noch eine Streitfrage der gelehrten Sachverständigen.

Bald lassen wir die Halbinsel Sinai hinter uns zurück, schauen rückwärts in den eben durchmessenen Busen von Suez und östlich davon in den von Akaba, zwischen welchen sich die felsige Halbinsel mit ihrem singenden Berge (Dschebel Nakus) und den vielen zerfallenen Klüften und Klöstern aus der ersten christlichen Zeit erhebt, sehen jene mehr und mehr entschwinden und befinden uns nunmehr im Rothen Meere. —

Die in den letzten vierundzwanzig Stunden durchmessenen Strecken haben uns wiederholt an die Erzählungen der Scheherazade erinnert und uns die sachgemässe Erklärung, welche die exakte Naturforschung uns jetzt für so manches Wunder der „Tausend und ein Nächte“ in zufriedenstellender Weise giebt, in das Gedächtniss zurückgerufen.

Ist ja sowohl auf dem „singenden Berge“ wie bei der Memnonssäule die Sonne die Wunderthäterin, welche die durch Wasserverdunstung in ihrer Cohäsion veränderten Kiestheilchen, bezüglich den mächtigen Fels ertönen lässt; und den „singenden Baum“ hat Schweinfurth in den Wäldern des Schilluklandes entdeckt und Exemplare desselben, der Flötenakazie (*Acacia fistulosa*) nach dem Park von Esbekieh bei Kairo verpflanzt, in welchem sich gleichfalls zu dessen elfenbeinweissen Dornen die als Instrumentenfabrikanten hier thätigen Insekten hinzugesellen. Die Larven von diesen blähen nämlich die Dornen zu wallnussgrossen, runden Blasen auf und hinterlassen beim Ausschlüpfen kreisrunde Löcher, auf welchen der Zauberer Wind seine Flötenstücke bläst, während die Hohlräume den Resonanzboden bilden.

So lässt dieser Pfeifenbaum, Schaffar genannt, noch jetzt bei säuselndem Winde aus seinen vielen Schalllöchern heraus seine Musik ertönen und kann wohl auch jetzt noch

mit seinem gespenstisch weissen Astwerk und den kolbig aufgetriebenen Stacheln ein ängstliches Menschenkind bethören. —

Das herrliche Azurblau des Mittelmeeres hat jetzt eine dunklere Färbung angenommen und sich inmitten der durchschnittlich dreissig Meilen breiten Wasserfläche in tiefes Ultramarinblau verwandelt, während an den durch Ebbe und Fluth in stetem Wechsel befindlichen Küsten, an welchen das Wasser durch fein vertheilte Schleimschichten leicht getrübt ist, ein mattes Krystallgrün vorherrscht.

Noch befinden wir uns nicht in der heissen Zeit, in welcher sich die Fluthen des Rothen Meeres bis zu 32° C. erwärmen, (während die Durchschnittstemperatur des Mittelmeeres $+ 3,5^{\circ}$ C., die des Oceans $+ 2^{\circ}$ C., an den Polen $- 3^{\circ}$ C. beträgt) den Monaten März bis October, während welcher das Leben in Massaua und Aden, bekanntlich den heissesten Gegenden der Erde, für den Europäer geradezu unerträglich ist: hatte ja auch unsere deutsche Kriegsflotte einen ihrer tüchtigsten Führer hier als Opfer der Sonnengluth plötzlich verloren!

Daher konnten wir uns ohne Gefahr den grössten Theil des Tages auf Deck halten, um die Geheimnisse der Tiefe des „rothen“ Meeres zu ergründen. Doch hielten wir vergeblich nach rothen Meeresbewohnern Ausschau; gerade diese Farbennüance war hier am wenigsten vertreten, sodass den Wissensdurstigen unter uns nur die bedenkliche Erklärung des „lucus a non lucendo“ für die Benennung dieses Meeres blieb.

Die Durchsichtigkeit des glatten Wasserspiegels ist hier ebenso, wie später bei Ceylon, eine ausserordentliche und erstreckt sich vermuthlich auch bis zu jener Tiefe, welche mehrere Jahre später der verdiente Leiter der deutschen Plankton-Expedition, Professor Hensen aus Kiel, experimentell für klares Meereswasser nachgewiesen hat, nämlich auf sechsundsechzig bis neunzig Meter. Bis-

her galt als äuserste Grenze derselben die in den Gewässern von Neapel von Professor Dohrn beobachtete, dessen Assistent an hellen Tagen in einer Tiefe von zehn Metern unter dem Meeresspiegel noch Beobachtungen mit der Lupe machte und in zwanzig Meter Tiefe noch lesen konnte. —

An den ersten beiden Abenden, während welcher die Meeresfläche so still und ruhig wie ein Spiegel dalag, sahen wir unter dem magischen Schimmer des glänzenden Mondes das Meer „leuchten“.

Es war nicht jenes Leuchten im Kielwasser, welches bekanntlich von den funkelnden Sternen der Noctiluca herrührt und in dunkler Nacht am schönsten und strahlendsten auftritt, das im eigentlichen Sinne so bezeichnete Meeresleuchten, sondern es war die natürliche Wirkung des hellerglänzenden Vollmondes, dessen Strahlen senkrecht auf den Meeresspiegel fielen und von demselben zurückgeworfen wurden. Das glänzendste elektrische Licht, das Funkeln einer Riviere von Brillanten sind nichts im Vergleich mit diesem zitternden Glanze der märchenhaft glitzernden Meereswellen.

Einige Tage später sahen wir zuerst im indischen Ocean, und dann noch viele Abende im indischen wie im grossen Ocean prachtvolles „Meeresleuchten“, wir sahen das Meer von dem phosphorescirenden Lichte vieler seiner Bewohner so hell leuchten, dass wir am Bord bequem lesen konnten, und dass der Glanz der strahlenden südlichen Sterne dadurch verdunkelt wurde.

Es ist jetzt nachgewiesen, dass die Zahl der selbstleuchtenden Meeresgeschöpfe eine sehr viel grössere ist, als man früher annahm. Wenn auch die Licht-Verhältnisse des Meeres noch vieles im Dunkeln lassen, so weiss man doch gegenwärtig, dass auch das ewige Dunkel der Tiefsee durch phosphorescirende Fische und Korallen erhellt

wird, und dass viele der dort lebenden Geschöpfe ihre Laterne mit sich führen.

Jener nach dem Brustschmuck der Göttin Freya von dem Entdecker, dem norwegischen Dichter Asbjørnsen, „*Brisinga elegans*“ genannte Seestern leuchtet wunderbar; mit dem Schleppnetz heraufgebrachte Tiefseekorallen verbreiten eine solche Helle, dass man dabei im Dunkeln lesen kann, und einige Tiefsee-Krebse verfügen über so viel Leuchtstoff, dass sie, aus dem Schleppnetz in ein Wasserglas versetzt, ein förmliches Bombardement von Leuchtkugeln eröffnen.

Man nimmt an, dass die Seethiere von der Oberfläche allmählich nach der Tiefe gewandert sind und sich hier den neuen Lebensbedingungen, vor allem dem furchtbaren Druck, unter dessen Einwirkung keine Bakterien bestehen können — so dass in der Tiefe keine Fäulniss existirt — nach und nach angepasst haben. —

Schon glaubten wir, die Warnungen vor den Gefahren einer Fahrt durch das Rothe Meer zu den Ammenmärchen rechnen zu dürfen, als wir — am vierten Tage unserer Fahrt auf diesem — eine kleine Vorahnung von den Annehmlichkeiten eines Taifun erhielten.

Riesengross stiegen die Wellen vor und hinter unserem Schiffe empor, warfen dasselbe hoch in die Luft, um es im nächsten Momente in einen unergründlichen Abgrund abzuschleudern, scheinbar jeden Augenblick bereit, dasselbe für immer unter sich zu begraben, und warfen es wie einen Spielball hin und her. Doch wenn auch manche Welle über Bord schlug und einzelne Planken mit sich riss, so hielten doch Masten und Takelage tapfer Stand, und kein Mann der Schiffsequipe verunglückte. Schliesslich kamen wir auch aus dieser Noth ungefährdet heraus, nur verspäteten wir uns in Folge des beständigen Lavirens um fast vierundzwanzig Stunden, so dass wir erst am einunddreissigsten Januar im Hafen von Aden eintrafen.

Die kurz vorher durchfahrene Bab-el-Mandeb-Strasse war für uns kein „Thor der Thränen“ geworden; wir hatten die ganz im Süden der arabischen Halbinsel gelegene Küstenstadt Mocha mit ihrem blendend weissen Häusermeere und den lachenden grünen Plantagen ringsum als freundlichen Scheidegruss des wieder ruhig gewordenen Rothen Meeres in hellem Sonnenscheine gesehen und nahten uns nun der stolzen brittischen, im Laufe von vierzig Jahren aus einem Dorf mit sechshundert Insassen zur mächtigen Hafenstadt mit nahezu vierzigtausend Einwohnern emporgewachsenen Felsenfestung Aden, dem östlichen Gibraltar der Engländer, deren Feuer jedes aus dem rothen Meere herauskommende Schiff bestreicht und den Seeweg nach Indien vollständig beherrscht.

In weiter Ferne sehen wir ringsum hohe Gebirge. An der Küste selbst stehen nur wenige Gebäude; die eigentliche Stadt Aden liegt hinter den Bergen.

Schon bei unserer Ankunft umkreisten zahllose schwarze Gamins im Alter von sechs bis sechzehn Jahren unser Schiff in ihren aus ausgehöhlten Baumstämmen bestehenden Naturkähnen, in deren jedem ein bis drei solcher Burschen sassen, und welche sie mit grosser Gewandtheit und absoluter Sicherheit führten. Natürlich waren alle nackt, nur mit einer Art Badehose bekleidet. Diese kleinen Teufel überliessen ihre Boote, nachdem sie an unser Schiff herangekommen waren, meistentheils sich selbst, schwammen fortgesetzt im Meere umher und erhoben ein entsetzliches Geschrei, um unsere Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Sie verlangten in allen möglichen Sprachen Geld, welches man ihnen in das Meer werfen sollte, und das sie durch Tauchen herauszuholen versprachen. Alle Kupfermünzen wurden nun hervorgesucht und den gewandten Kerlchen zugeworfen, welche das Geld auch als geschickte Taucher aus der Tiefe hervor-

holten, lachend vorzeigten und dann in ihr Portemonnaie, den Mund, steckten.

Auf und in dem Schiff war bald wieder ein Jahrmarkt etablirt, auf welchem ich durch passende Ankäufe unsere Toilette vervollständigte, bezüglich dem Klima anpasste, indem ich für mich einen indischen Helm, das heisst, einen aus Kork hergestellten und mit Stoff überzogenen Hut, und für meine Frau einen Fächer aus Pfauenfedern erstand.

In Aden konnte man, wie wir uns sehr bald durch den Augenschein überzeugten, schöne Straussfedern sehr billig kaufen. Das Schiff sollte nämlich erst Nachmittag fünf Uhr, bis zu welcher Stunde Kohlen eingenommen werden mussten, die Anker lichten. Diese Zeit nutzten wir aus, fuhren mit Major M. und Hauptmann H. nebst deren Familien an das Land und mietheten dort einige, den Berliner Droschken ähnliche Fahrzeuge. Dann ging es mit Windeseile auf sehr guter Fahrstrasse bergan dem Gebirge entgegen nach der an seinem Fusse liegenden Stadt Aden.

Wir hatten hier zwar noch Winter, aber die Hitze war doch recht belästigend. Trotzdem waren wir von diesem Aufluge äusserst befriedigt. Neben, vor und hinter unserem Wagen zogen auf der sehr belebten Strasse bald Kameele, bald Esel mit ihren Reitern einher, bald dienten die Thiere auch nur als Lastträger. Ferner sahen wir auch Karren von Thieren gezogen, welche mit unseren heimathlichen Ochsen grosse Aehnlichkeit hatten, aber erheblich kleiner waren. Es sind dies die seit Cuvier für die Stammväter unseres Hausrindes angesehenen Zebus, welche, nach den ältesten indischen und ägyptischen bildlichen Darstellungen zu schliessen, schon in uralter Zeit daselbst als Hausthiere lebten, und deren Familie auch der heilige Apis-Stier angehörte. Die Zebuart, aus welcher

dieser stammte, existirt noch jetzt in Abessinien, das sogenannte Sanga-Rind.

Die von uns gesehene, in der Hautfarbe sowohl wie auch in Form und Grösse der Hörner sehr verschiedenartige Spielart ist das Ceylon-Zebu, ausgezeichnet durch seine kleine, zierliche Gestalt und durch seine Flinkheit und Ausdauer als Zugthier der hier als Transportmittel stets gebrauchten, kleinen, zweirädrigen Wagen. Die Zebus haben hier selten mehr als 0,8 Meter Schulterhöhe, von dem Widerrist aus gemessen, sind also etwa halb so gross, wie unsere kräftigen holsteinischen Rinder. In gleicher Weise fielen uns hier auch die Esel durch ihre kleine Gestalt auf; diese erreichen auch nicht annähernd die Grösse ihrer nordafrikanischen und spanischen Vettern, sind aber trotzdem in ihren Bewegungen gleichfalls flink und elastisch.

Alles was wir sahen, erregte unsere Aufmerksamkeit und erschien uns neu; es war das volle Bild einer exotischen Hafenstadt, zu dessen Vervollständigung auch einige Strausse nicht fehlten.

Stadt wie Hafen von Aden sind äusserst stark befestigt, und man sieht viele von englischen rifles besetzte Wachen. Die Polizei besteht aus Eingeborenen, schwarzen, mitunter recht hübschen Leuten, welche ausser den oben erwähnten Badehosen noch einen hellen Kattunanzug nebst Mütze tragen, ferner mit einem Säbel, daneben noch einem Stock bewaffnet sind und barfuss umherlaufen.

In der Umgebung von Aden wächst ebenso wenig wie in der Wüste irgend etwas, es fehlt den Bewohnern sogar an Trinkwasser. Als solches benutzten sie das von dem Gebirge herabströmende Regenwasser, welches sie, gleich den Karthagern der vorrömischen Zeit, in kunstvoll angelegten Becken, den berühmten Cisternen von Aden auffangen, um es demnächst in der Erde abkühlen zu lassen und zum späteren Gebrauche hier aufzubewahren. Diese überaus grossartigen Cisternen, welche mich an die

des alten Karthago bei Tunis erinnerten, nahmen wir mit regem Interesse in Augenschein und mussten dabei kreuz und quer mit unseren Fuhrwerken die verschiedensten Strassen und Stadttheile passiren. So gewannen wir ein genaues Bild von dem Strassenleben in Aden.

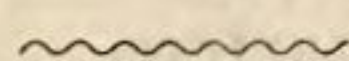
Ringsum Kinder in grosser Anzahl und allen Farbenschattirungen vom hellsten Braun bis zum tiefsten Schwarz, unter ihnen einige Frauen mit ihren Säuglingen, beide gleich schmutzig, was uns nicht mehr auffiel, nachdem wir einen Blick in ihre, mehr Höhlen ähnlichen, dunkelen Wohnungen geworfen hatten. Diese ganze Kohorte von grossen und kleinen Müssiggängern beschäftigte sich vorzugsweise mit Betteln, genau so zudringlich, wie die kleinen Italiener zwischen Salerno und Amalfi. Die braunen und schwarzen Bewohner Adens aus höherem, wohlhabenden Stande sahen in ihrer bunten Tracht recht malerisch aus, die Frauen natürlich sämmtlich verschleiert. Leider fehlte uns die Zeit, um interessante Studien über Kostüme und Farbenzusammenstellung zu machen.

Von unserer Orientirungsfahrt zurückgekehrt, entdeckten wir an der Küste ein Hôtel mit französischem Wirth und schwarzer Bedienung, woselbst wir uns in den kühlen, luftigen Räumen erholten, recht gut speisten und wieder einmal deutsches, uns bei unserm Riesendurst vorzüglich mundendes Bier — aus Triest — tranken.

Zur rechten Zeit waren wir wieder auf dem Schiffe und sahen allmählich auf der Weiterfahrt das Panorama von Aden im bläulichen Schimmer unseren Augen entschwinden.



Zweites Kapitel.



Von Aden nach Yokohama.

Indischer Ocean — Wahlverwandtschaft auf dem Schiffe — Colombo, Schilderung von Ceylon — Schiffsconcerte — Singapore, Neujahrsfest in China — Saigon — Hong-Kong, Victoria, Leben in China — Chinesisches Theater — Weiterfahrt auf dem „Tanaïs“ unter französischer Flagge — Kulong, französisches Kriegsleben auf Formosa — Grosser Ocean, Sturm — Ankunft in Yokohama.

Nunmehr fahren wir, bei steigender Temperatur, in den indischen Ocean hinein. Wir haben morgens 27° C., trotzdem ist bei bewegter Luft der Aufenthalt auf Deck ganz angenehm. Freilich wurde diese immer ruhiger, je mehr wir uns dem Aequator näherten. Die ganze Meeresoberfläche bildet, so weit das Auge reicht, eine spiegelglatte Fläche.

Wir befinden uns inmitten der indischen Märchenwelt. Millionen von Quallen zeigen sich bei der stillen See an der Oberfläche, von welchen uns einzelne aus den Aquarien der Heimath, in denen sie als besondere Merkwürdigkeit angestaunt worden waren, bekannt sind. Aber was will selbst das Aquarium von Professor Anton Dohrn in Neapel gegen dieses riesengrosse „aquarium vivum“ mit der unendlichen Abwechslung seiner zahllosen Bewohner sagen? Bald rund, bald muschel-, bald pilzförmig, zeigen

sie sich in den mannigfachsten Formen und Farben, weiss, grau, grün am Rande und von herrlichstem Roth in der Mitte. Und in dunkler Nacht, vor dem Aufsteigen des Mondes, erfreut sich das Auge an der funkelnden See, dem wirklichen „Meeresleuchten“, welches ich bei Palermo vor Jahresfrist herrlich gesehen zu haben glaubte, das aber nirgends auf der Welt so schön erscheint wie hier. Unvergleichlich schön ist das Meeresleuchten auf dem glatten, lautlos stillen, indischen Ocean.

Immer mehr nähern wir uns unserer nächsten Landungsstelle, der Insel Ceylon, und verschiedene Angehörige der grossen Familie, welche alle Mitreisenden auf solchem grossen Passagierschiff bilden, rüsteten zum Aufbruch und zum — addio auf Nimmerwiedersehen.

Es ist ein eigenes Ding um die Gemeinde eines solchen Dampfers. Die unsere bestand aus Deutschen, Engländern, Schweizern, Holländern und Arabern. Man sieht sich zunächst, tastet vorsichtig nach den verschiedenen Charaktereigenthümlichkeiten, erprobt die gegenseitige Bildungsstufe, erfährt Zweck der Reise und Lebensstellung, lässt geduldig verschiedene Güsse von Renommage über sich ergehen und zahlt gelegentlich mit gleicher Münze, studirt und studirt, bis sich schliesslich alles nach dem Recept von Goethe's Wahlverwandschaft, aber mit umgekehrtem Erfolge, in Gruppen auflöst.

Die gleichnamigen Pole haben sich angezogen und bilden nun eine Gruppe, aus welcher auch vielleicht noch bei näherer Bekanntschaft dieses und jenes Element ausgestossen wird; die ungleichnamigen Pole aber, welche heute noch angelegentlichst mit einander geplaudert und sich gegenseitig ausgehorcht haben, kennen sich schon morgen nicht mehr, sie haben sich eben erkannt und — gegenseitig abgestossen. Das ist die angewandte Chemie auf dem Schiffe.

Jetzt entstand nun ein gewaltiges Leben unter dem

Schiffsvölkchen, als die Insel Ceylon in Sicht kam. Alles wandert trotz der drückenden Hitze auf dem überfüllten Deck auf und ab und plaudert erregt mit einander.

Die Hitze hatte sich bis zum 8. Februar, an welchem Tage wir früh sechs Uhr im Hafen von Colombo einlaufen, bis zu 32° C. gesteigert. Noch fern ab vom Lande sehen wir schon die üppige Vegetation Indiens. Mächtige Palmen tauchen jenseits der Meeresbucht mit ihrem, von der Ferne gesehen, straussähnlichen Gefieder vor unseren Blicken auf. Nunmehr rasselt die Ankerkette hinunter, und wir sind bereit, alle Herrlichkeiten Ceylons aus nächster Nähe zu schauen, da wir einen vollen Tag zu unserer Verfügung haben.

Wir sehen sie vor uns, die „immergrüne Wunderinsel“, den Garten Indiens, welcher allerdings fast die Grösse Bayerns hat und von zwei Millionen verschiedenfarbiger Einwohner bewohnt wird. Die beiden Haupttypen derselben, die kräftigen, rabenschwarzen „Tamils“ und die hageren, schlanken, braunen, nur mit dem „Sarong“, einer baumwollenen kleinen Schürze, oder einer Schwimmhose bekleideten „Singhalesen“, präsentiren sich sofort in ihren eigenthümlichen „Auslegerbooten“, welche beim ersten Anblick einen ziemlich unsicheren Eindruck machen.

Diese bestehen nämlich einfach aus einem ausgehöhlten Baumstamme von etwa sechs Meter Länge und einem halben Meter Breite, gewähren aber durch ihren seitwärts angebrachten „outrigger“, ein aus drei gebogenen, unter einander wie mit dem Kahn verbundenen Bambusstämmen hergestelltes, flach auf dem Wasser schwimmendes Dreieck, absolute Sicherheit neben grosser Schnelligkeit.

Drei braune Singhalesen, von welchen zwei das lang herabhängende schwarze Haar — andere hatten es in einen Knoten gebunden — kokett mit einem Schildpattkamm

geschmückt, der dritte dasselbe zu einem mächtigen Zopfe geflochten hatten, ruderten uns an das Land.

Vor uns liegt, nicht fern vom Hafen, das weit ausgebreitete, einen Flächenraum von elf englischen Quadratmeilen bedeckende Colombo mit seinen hundertundzwölftausend Einwohnern inmitten üppiger tropischer Gärten, im nahen Hintergrunde von dunkeln Kokospalmwäldern begrenzt, während in weiter Ferne das zweitausendfünfhundert Meter hohe Gebirge einen effectvollen Abschluss für dieses wichtige Handels-Emporium des indischen Oceans bildet.

Wir besteigen mehrere Wagen, um in mehrstündiger Fahrt zunächst die Sehenswürdigkeiten von Stadt und Umgegend zu schauen, und lernen ebenso hier wie in fast allen anderen, unter englischer Herrschaft befindlichen Städten Indiens den europäischen Stadttheil von dem der Eingeborenen, die „weisse“ von der „schwarzen“ Stadt, dem „Pettah“, unterscheiden.

In der weissen Stadt reiht sich Bungalow an Bungalow, jedes dieser luftigen und geschmackvoll gebauten einstöckigen Landhäuser inmitten üppig grüner, kostbarer Gartenanlagen, das *buon ritiro* europäischer Kaufleute, meistens Engländer, welche den Handel hier vollständig beherrschen. Neben Orangen, Bananen und der schönen Ananas sieht man in diesen Gärten wie in jeder öffentlichen Anlage in und um Colombo vorzugsweise die Kokospalme, deren Frucht gegenwärtig ziemlich reif ist und von einigen Bäumen schon abgenommen wird.

In der weiteren Umgebung der Stadt sieht man die herrlichsten, aus verschiedenartigen Palmgruppen zusammengesetzten Haine, darunter die Dattel-, Sago- und Arekapalme, letztere Trägerin eines wichtigen Exportartikels von Ceylon, der Betelnuss, dieses scharfgewürzigen, pfefferähnlich schmeckenden Kautabaks der Indier, welcher ihren Speichel röthet und ihre Zähne schwärzt.

An einigen Standbildern ehemaliger englischer oder niederländischer Gouverneure und an grossen Kasernen (für Artillerie und Schützen), Gouvernementsgebäude, Polizeidirektion und einigen Hôtels vorbeifahrend, kommen wir allmählich mitten in die Stadt hinein und werden nunmehr von unserer bisherigen Kohorte, einem halben Dutzend neben uns hertrabender bettelnder Eingeborenen verlassen. In der Stadt sorgt nämlich eine zahlreiche, strenge Polizei, hier mit Fussbekleidung, für Ordnung und hält jede Belästigung von uns fern.

Dann suchen wir, einen alten massiven Glockenthurm passierend, Pettah, die Stadt der Dunkelfarbigen, auf.

Die Strassen der Stadt sind durchweg chaussirt und breit, die Gebäude klein, schmutzig und aus leichtem Fachwerk und Lehmsteinen aufgebaut. An Stelle der Fenster sieht man immer nur leere Oeffnungen. Fast in jedem Hause finden sich Geschäfte verschiedenster Art, darunter sehr viele offene Hallen, in welchen sich die Eingeborenen den Kopf theils rasiren theils frisiren lassen, um dann gleich an Ort und Stelle ein Bad zu nehmen.

Auffallend waren uns die zahlreichen kleinen Seen innerhalb der Stadt, in welchen Gross und Klein dicht an einander gedrängt und ungenirt Naturbäder nahmen. Unsere Hygieniker würden an diesem Reinlichkeitstriebe ihre Freude haben.

Die Bekleidung der Männer, welche der entartenden Berausung durch das Rauchen von indischem Hanf und von „Fungur“, einer Fliegenschwammart, zugethan sind, besteht meistens nur in dem Sarong, die der Frauen in einem langen, Arme und Brust freilassenden, kaftanartigen Hemde, das aber von den vornehmen Singhalesinnen sehr geschmackvoll über eine Schulter und um die Hüften drapirt wird und aus verschiedenfarbigen, kostbaren Stoffen besteht. Daneben sieht man auch, vorzugsweise bei den Indo-Arabern, weisse Pumphosen

nebst weissem, langem Kaftan und gelbem Turban, und sehr viele grüne chinesische Schirme als Schutz gegen den stechenden Sonnenbrand.

Die wohlhabenden Bewohner erkennt man sofort an der Zahl der Ringe und Perlen, mit welchen sie Finger und Zehen, Nase und Ohren mehr oder weniger geschmackvoll zieren. Ausserdem sind viele im Gesicht und an anderen Körpertheilen einfarbig, einige auch mehrfarbig tätowirt, trotz des in manchen Dingen unverkennbaren Einflusses der europäischen Kultur.

Dem Anschein nach führt die englische Besatzung von sechstausend Mann, grösstentheils Europäer in geschmackvoller, leichter Tropenuniform, in Colombo ein sehr angenehmes Leben.

Das von uns besuchte Museum bot uns Gelegenheit, die ziemlich vollständig vertretene Fauna von Ceylon, selbst die Thiere des Diluviums und Alluviums, sowie sämtliche Erzeugnisse der Insel in Augenschein zu nehmen, welche sowohl über den Fleiss, wie die Kunstfertigkeit ihrer gegenwärtigen und früheren Bewohner befriedigenden Aufschluss geben. Selbst einen Buddhatempel bekamen wir zu sehen.

Leider war nunmehr die Zeit schon zu weit vorge-
rückt, um noch auf einer der vier Eisenbahnlinien Ceylon's
weit in das Innere der „Rubininsel“ hineindampfen zu können.
So mussten wir den beabsichtigten Ausflug nach Kandy,
der Residenz des verbannten Arabi Pascha aufgeben;
doch fuhren wir eine weite Strecke in das Dickicht des
Urwaldes von Palmen und Bananen, Muskatbäumen und
Zimmetbüschen, Mangos und Gewürznelken, Ananas und
Citronen hinein und bis zu den undurchdringlichen, durch
das Buschwerk von Bambusrohrschösslingen gebildeten
Dschungeln des Hochlandes hinan, bei der nun merk-
lichen Steigung von einer Maschine geschoben, der an-
deren gezogen.

Nachdem wir somit wenigstens einen allgemeinen Eindruck von dem Innern Ceylon's gewonnen, neben dem herrlichen Grün des Urwaldes das Grün der Reisfelder und blühende Kaffeepflanzungen geschaut und den Stolz Ceylon's, die hochragende Talipotpalme mit ihren gewaltigen, fächerartigen Blättern, welche in den alten Buddhaklöstern früher die Stelle des Papiers vertraten, in einigen weit über hundert Fuss hohen, weisstämmigen Exemplaren bewundert hatten, machten wir vor einem jener gewaltigen Abgründe, über welchen und neben denen die Bahn auf der Höhe des Gebirges dahinsaust, wieder Kehrt, ohne den unter goldener Glocke aufbewahrten Zahn Buddha's (der ganz bedenkliche Aehnlichkeit mit einem Elephantenzahn haben soll) und das „stilvolle“ Gefängniss Arabi Pascha's in Kandy, noch auch die Cripadá, die sehr heilig gehaltene, gewaltige, fünf Viertel Meter lange und ein Meter breite Fussstapfe des hier vom Himmel niedergestiegenen Buddha auf der Höhe des gegen zweitausenddreihundert Meter hohen Adamspik gesehen zu haben.

In den hohen und luftigen, durch doppelte Vorhänge und Dächer vor der Sonnengluth möglichst geschützten Coupés erster Klasse, welche letztere allein von den Europäern hier benutzt wird, fährt es sich übrigens sehr angenehm, und man kann während der Fahrt sogar ein Erfrischungsbad nehmen.

Nach Colombo zurückgekehrt, begaben wir uns schliesslich in das ganz vorzügliche Grand Hôtel Oriental, welches damals hohe Gäste, den Herzog von Mecklenburg und Don Carlos beherbergte, und befriedigten hier, nachdem unser Wissensdurst gestillt war, auch die leiblichen Bedürfnisse durch ein wohlverdientes, kräftiges Souper, welches uns köstlich mundete und dazu noch den Vorzug äusserster Billigkeit hatte. Nachdem wir dann noch in der luftigen Vorhalle Sorbet, Bier und Kaffee geschlürft

hatten, war die Zeit der Abfahrt allmählich herangekommen, und äusserst befriedigt von dem Erfolge dieses Ausfluges, allerdings auch abgespannt von der Gluth der Sonne Ceylon's, kehrten wir am späten Abend zu unserem Pei-Ho zurück. —

In der Frühe des nächsten Morgens lichteten wir die Anker und wurden, von Colombo zunächst südlich längs der Insel weiterfahrend, auf die berühmten Korallengärten Ceylon's in der Nähe von Punta-Galle, „Galla“ (Felsen) von den Eingeborenen genannt, seiner zweiten, südlicher gelegenen Hafenstadt, aufmerksam gemacht, welche man freilich nur dann erst recht würdigen lernt, wenn man im flachen Boote neben den palmengeschmückten, kleinen Koralleninseln bei Windesstille langsam dahinfährt.

Dann schaut man hinab in einen grossen, märchenhaft schönen Zaubergarten voll grüner Aeste und Ranken zahlloser Korallenstöcke, zwischen deren Feuerkorallen die an Bord der Schiffe feilgebotenen, wunderbar geformten Panzerfische, Krebse, Krabben und Schnecken sich neben Medusen und anderen seltsam gestalteten Wesen umhertummeln und den uralten Kampf um das Dasein mit einander führen.

Hier sieht man die Meeresfauna, die Pflanzenthier der Flachsee, der Uebergangsregion bis zur Tiefe von sechshundert Metern und selbst Exemplare der darüber hinausgehenden Abyssalzone, der Tiefsee.

In violettem, weissem und blauem Lichte schimmern tief unten die Korallenstöcke und zwischen ihnen gelbe, weisse und grüne Seelilien. In den Venusblumenkörben der Meerestiefe, den Glasschwämmen, haben stachelgepanzerte Krabben und wunderbar geformte Krebse mit langen Scheeren ihr Heim aufgeschlagen. Zwischen ihnen jagen Pantopoden, Krabbenspinnen, welche dem Anschein nach nur aus Beinen bestehen und ihren Magen in der

Hosentasche, nämlich in der Ausbuchtung eines Beines tragen, und langbeinige Krebse umher.

Wehe dem Sterblichen, welcher seine Hand nach einem dieser interessanten Meeresgeschöpfe ausstreckt! Mit ihren Waffen kneifen, beissen und stechen sie so, dass man durch den brennenden Schmerz noch Wochen lang an die Korallengärten Ceylons erinnert wird, während freilich die Pracht dieser Zaubergärten dem Gedächtniss nie entschwindet. —

Punta-Galle im Rücken, umschifften wir Ceylon und eilten nun, immer südlicher steuernd, den Sunda-Inseln entgegen.

Es herrschte fast absolute Windstille, und die Hitze wurde immer drückender, so dass der Wunsch, endlich das Reiseziel zu erreichen und wieder festen Boden unter den Füßen zu fühlen, bei uns Deutschen immer lebhafter wurde.

Inzwischen ging das Leben auf dem Schiffe seinen eintönigen Gang weiter.

Früh nimmt man, gleich nach dem man sich erhoben, sein kühles Seebad, plaudert im Salon oder auf Deck und zieht sich in den Stunden zwischen Dejeuner und Diner, wenn die Hitze zu drückend wird, in seine Kabine zurück, um es sich hier in möglichst leichter Toilette, welche unter Umständen, bei gar zu drückender Atmosphäre, bis zu paradiesischem Kostüme zusammenschmilzt, bequem zu machen und lang ausgestreckt dem dolce far niente zu huldigen. Erst des Abends, wenn der Himmel nicht mehr seine glühenden Strahlen über uns ergiesst, versammeln wir uns zu regelmässigen musikalischen Vorträgen, bald Vocal-, bald Streichconcert.

Wir verfügen über eine vorzügliche Flöte und eine Geige neben verschiedenen Klavier-Virtuosen. Drei Holländerinnen singen mit gut geschulter, wenn auch schwacher Stimme internationale Couplets, ein Deutscher, der aus

Holland kommt und in Indien Eisenbahnen bauen will, begleitet sie mit seinem Heldentenor, und die Pause füllt ein junger Holländer auf seiner Okarina aus.

So brachten wir die Wochen im indischen Ocean und in dem Sundameere hin, bogen, Sumatra umschiffend, in die Strasse von Malacca ein und erreichten endlich am 15. Februar den geographisch südlichsten Punkt unserer Meeresfahrt, Singapore, wo sich unser geschultes Orchester und Vokalconcert auflöste. Sängerinnen und Virtuosen verabschiedeten sich für immer.

Nur einen kleinen Trost gewährte es uns Zurückbleibenden, zur Ableitung der Traurigkeit hier die Darwin'sche Theorie am Lebenden studiren zu können.

In Begleitung eines stattlichen, ein und einhalb Meter langen Krokodils, farbenprächtiger Papageien, einer Sammlung schönster Seemuscheln und eines reizenden Affen bestieg hier eine Species des „homo sapiens“ unser Schiff, welche frappante Aehnlichkeit mit diesem Affen hatte, nur dass sich hierbei der Reisemarschall weit über Gebühr auf Kosten seines, ob dieses Vergleiches zur äussersten Entrüstung berechtigten, vierfüssigen Begleiters geschmeichelt fühlen konnte.

Doch zu Anstellung solcher Betrachtungen fanden wir erst sehr viel später Zeit. Zunächst nutzten wir die zehn Stunden Aufenthalt daselbst zum Besuch von Singapore bei einer Temperatur von 40 bis 45⁰ C. aus.

Auf der kleinen, durch einen nur zwei bis drei Kilometer breiten Sund von dem Festlande getrennten Insel gleichen Namens gelegen und mit gutem Ankergrunde und geräumigem Hafen versehen, hat sich die erst im Anfange dieses Jahrhunderts von der englischen Kompagnie nach Ankauf der Insel angelegte Stadt schnell zu grosser Blüthe erhoben, ist die mächtigste Handelsstadt in den östlichen indischen Gewässern geworden und zählt jetzt siebzigtausend Einwohner, darunter tausend Europäer und

fünfzigtausend Chinesen. Ihre Hauptplage besteht in den vielen Tigern, welche von Malacca herüberschwimmen, von welchen wir aber keinen zu Gesicht bekamen; nur die vielen Tigerfelle in der Stadt erinnern an sie.

Sofort nach der Ankunft liessen wir uns durch eine der kleinen malayischen Dschunken an das Land setzen und hielten Rundschau.

Auch hier sahen wir, die von dem Hafen eine Stunde entfernte Stadt zu Fuss aufsuchend, schöne breite Strassen und ebene Wege. Allenthalben macht sich hier der kultivirende Einfluss der englischen Oberherrschaft geltend. Da wir hier das Glück hatten, die Feier des Neujahrsfestes an diesem Tage beobachten zu können, so fehlte es uns nicht an Abwechselung im Schauen und Bewundern, und wir vergassen darüber sogar für einige Zeit die Einwirkung der Hitze.

Letztere wirkte auf unsere dieses Klimas noch ungewohnte Haut derartig, dass die Kleidung binnen einer Viertelstunde bis zum Ausringen nass war. Dagegen bewegten sich die Chinesen mit grosser Behaglichkeit auf der Strasse, und nach dem dichten Gewühl in sämtlichen Strassen nahmen wir an, dass sich die ganze Bevölkerung der Stadt unter freiem Himmel ein Rendezvous gab.

Zwischen den Fussgängern rollten auch Hunderte kleiner Fuhrwerke einher, theils von kleinen, unseren Ponnys ähnlichen Pferdchen, theils von Chinesen gezogen. Letztere traben mindestens ebenso gut wie ein Berliner Droschkengaul.

Wir sahen eigenartige Kostüme von grosser Pracht auf der Strasse. In Sammet und Seide verschiedenster Farbe mit Silberbesatz prangten Alt und Jung, Gross und Klein.

Vor allem wurde mit der Festtoilette der Kinder grosser Aufwand getrieben. Die sonst recht hübschen

Kindergesichter waren durchweg stark gepudert. Die Trachten sind fast bei jedem Kinde etwas abweichend, aber doch alle äusserst geschmackvoll, und erweckten namentlich bei unsern Damen wegen ihrer Kleidsamkeit das höchste Interesse. Die Kleinen wanderten würdevoll und stolz einher und trugen sämmtlich ihre Fächer mit der jedem Chinesen wie Japanesen angeborenen Grazie, stets in Begleitung von ein bis drei Dienern oder Dienerinnen, Amma's genannt.

Der Chineser macht mit allem Ernst die nöthigen Vorbereitungen zu diesem seinem grössten Feste, erledigt zuvor alle Geschäfte, bezahlt auch, wenn er seinen Kredit nicht auf das äusserste schädigen will, vorher alle etwaigen Rückstände des Jahres, reinigt tags zuvor sorgfältig das ganze Haus, insbesondere den Feuerheerd, diesen zu Ehren des dort thronenden Hausgottes, und nimmt selbst um Mitternacht, wenn das alte Jahr scheidet, ein wohlriechendes Bad.

Während der dreitägigen Dauer des Neujahrsfestes sind trotz des regen Geschäfts- und Erwerbssinnes der Chinesen sämmtliche Läden geschlossen, jeder hat sein bestes Festgewand angelegt, und den Tag über wechseln Besuche bei Freunden und Bekannten, bei welchen man sich gegenseitig beschenkt, mit religiösen Uebungen vor dem Götzen des Hausaltars und dem Besuch der Tempel ab.

Die Häuser sind aussen mit Weisheitssprüchen und Transparenten bedeckt, mit Blumen geschmückt und mit buntem Papier und Laternen geziert; allenthalben beobachtet man die Vorliebe der Chinesen für Knalleffecte, unaufhörlich werden Feuerwerke abgebrannt; ausserdem wird viel wohlriechendes Papier angezündet, und Wolken von Weihrauch entquellen den Häusern. Am Abend schliesst dann der Festtag stets mit dem Besuche von meistens ernstgehaltenen Spielen und Theatervorstellungen.

In den engen Strassen, welche das ganze Jahr hindurch von Verkäufern und Händlern gefüllt waren, und vor den geschlossenen Läden drängen sich drei Tage lang nur festlich geschmückte Chinesen hin und her, welche alle nur Sinn für Glanz und Freude haben.

Als Nachfeier folgt vierzehn Tage nach Neujahr das sogenannte Laternenfest.

Während desselben wird jede Wohnung, jedes Haus mit Laternen jeder Form und Grösse illuminirt, und man sieht dann die phantastischsten Ungeheuer in Menschen- und Thiergestalt, auch aus der Pflanzenwelt und selbst Gebirgsformationen in Gestalt von Lampions, welche unter Umständen den Umfang eines kleinen chinesischen Hauses erreichen und selbst überschreiten. An diesem Tage stellt sich ein sonst in China durchaus unbekannter Gast ein, die Phantasie, welche an der für gewöhnlich ganz gleichmässigen Form der Laternen Wunder bewirkt.

Davon bekamen wir freilich in Singapore am Neujahrstage selbst nichts zu sehen.

Nachdem wir uns an den bunten Aufzügen und dem festlichen Gedränge hinlänglich geweidet hatten, hielten wir im Hôtel Louvre, dessen Besitzer ein österreichischer Jude war, Rast und stärkten uns durch einige Schoppen Pale Ale. Dann fuhren wir, jede Familie in einem der oben erwähnten Miniaturwagen, zu unserem Schiffe zurück und fühlten uns recht behaglich, als wir wieder daselbst angekommen waren. —

Auf der Weiterfahrt wandten wir uns nun nördlich, kamen an verschiedenen kleinen Inselgruppen vorbei in das chinesische Meer hinein und erreichten nach dreitägiger Fahrt den Hafen von Saigon. Um aber nach der Stadt zu gelangen, mussten wir den Fluss gleichen Namens etwa fünfzig Seemeilen hinauffahren und zu diesem Zwecke vier Stunden vor Anker liegen bleiben, um die Fluth ab-

zuwarten, welche uns über verschiedene Untiefen des Flusses hinüberheben sollte.

Ohne Schwierigkeit kamen wir so bis nach Saigon, einer hübschen Stadt mit prächtigen Geschäften in einer schnurgeraden, sehr langen Strasse, welche von üppiger Vegetation ringsum umgeben ist.

Wir befanden uns auf französischem Gebiete im Staate Cochinchina, und da inzwischen China an Frankreich den Krieg erklärt hatte, und wir par ordre de Mufti dazu bestimmt waren, von hier mit französischer Ladung nach der Insel Formosa weiter zu dampfen, so hatten wir, aus der Neutralität herausgetreten, die angenehme Möglichkeit vor uns, von den Chinesen eventuell als Kriegsbeute gekapert zu werden. Da indess zwei Kriegsschiffe wegen der kostbaren Kriegsladung von dreihundert Tonnen zu unserem Schutze mitgehen sollten, so war die Gefahr nicht so gross.

Während des erzwungenen verlängerten Aufenthaltes von sechzig Stunden in Saigon machten wir uns mit dem Leben und Treiben hier recht vertraut, wagten uns aber niemals weit hinaus aus der Stadt, weil wir jede Stunde das Zeichen zur Abfahrt erwarteten. Doch sahen wir uns die schönen Paläste des europäischen Viertels, welche im Anfange dieses Jahrhunderts der damalige Herr von Cochinchina, der König von Anam, zum grössten Theile selbst erbaut hatte, ferner die durch die Franzosen als gegenwärtige Besitzer sehr erweiterte Citadelle, das Arsenal, das Gouvernementsgebäude und die grossen Schiffswerften an und begaben uns dann aus alter Anhänglichkeit von Singapore her zu den Chinesen, welche die westliche Vorstadt Cholon fast ganz allein bewohnen. Abgesehen von diesen fünfzehntausend Chinesen hat Saigon selbst über vierzigtausend Einwohner, darunter zweitausend Franzosen und zehntausend Chinesen, ausserdem eine Besatzung von

zwölfhundert Mann. Auch ein deutsches Konsulat konnten wir begrüßen.

Als die Abfahrt nun endlich am 21. Februar in aller Frühe erfolgte, nahmen wir als Erinnerung an die Blutsauger von Cochin-China unzählige, schmerzhaft Mosquitostiche mit und dampften zwar mit voller Ladung, aber mit fast vollständig vereinsamter Kajüte nach Hong-Kong ab.

Die Fahrt war eine sehr unangenehme. Beständig hoher Seegang, conträrer Wind und ein so starker Temperaturabfall, dass das Thermometer innerhalb vier Tagen um dreissig Grad fiel und wir schliesslich bei 8° C. zu wollenen Decken, Ueberziehern und Pelzen griffen, um uns vor der empfindlichen Kälte bei schneidendem Winde zu schützen. In wenigen Tagen hatten wir, wie bei einer Bergwanderung in der Schweiz, alle vier Jahreszeiten durchgemacht.

Für all dieses Ungemach fanden wir Belohnung bei der Einfahrt in den Hafen der Insel Hong-Kong.

Vor unseren Blicken erscheint ein imponirend grossartiges Hafenbild, fast noch packender und gewaltiger, wie das der herrlichen Rhede von Neapel.

Durch ein Labyrinth von Felseneilanden uns hindurchwindend, landen wir an der inmitten dieses Felsenarchipels liegenden und nur durch einen schmalen Meeresarm von dem asiatischen Kontinent getrennten englischen Insel mit einem der schönsten Naturhäfen der Welt, auf dessen freundliches Bild kahle, dunkle, steil abfallende Bergeshöhen, drohend und schützend zugleich, finster herabschauen.

Obwohl auf englischem Boden und die Kolonie Queens-town der herrlichen Hafen- und Hauptstadt Victoria vor Augen, fühlen wir uns doch in dem „Reich der Mitte“. Die bezopften Führer bunt bemalter Dschonken, chinesischer Boote mit einem Halbdach aus Bambusrohr, unter welchem die ganze Familie mit der naiven Ungenirtheit

der Bewohner des östlichen Asiens kocht, isst, raucht, spielt und schläft, bieten uns deren vordere, mit bequemen Bänken versehene Hälfte zur Ueberfahrt.

Die über uns hängenden Felsen erscheinen immer drohender, je näher wir an das Land kommen. Diese malerischen, bis zu funfhundertundvierzig Meter hohen Berge fassen den Hafen ringsum ein und beherrschen ihn vollständig durch ihre uneinnehmbaren, mit Riesenkanonen besetzten Befestigungsanlagen.

Die von etwa hundertsechzigtausend Einwohnern bewohnte Stadt beginnt dicht am Ufer und zieht sich wellenförmig bis zum Rande des sie einschliessenden Gebirges hin, an welchem sie bis zur Hälfte der Höhe fächerförmig emporsteigt. Die Gebäude machen einen eleganten, grossstädtischen Eindruck, bestehen meistens aus drei Stockwerken, sind sämmtlich massiv gebaut, zum Theil Quadersteinbauten im florentiner Stil. Die Strassen sind gut gepflastert, sehr breit angelegt und winden sich, sobald sie an dem Fuss des sie umgürtenden Gebirges angelangt sind, in drei neben, bezüglich über einander laufenden Parallelzügen schlangenförmig zur Höhe empor.

Zu beiden Seiten finden sich breite Kolonnaden, unter welchen man bei jeder Witterung trockenen Fusses die angrenzenden hocheleganten Läden mustern kann. Dieselben erinnern sehr an die Via di Roma in Turin, sind aber breiter und eleganter. Das Gefährliche der ganzen Stadtanlage liegt, angesichts des Klimas von China, der dort häufigen Erdbeben und Taifuns, in ihrer, der von Genua an Steilheit nichts nachgebenden, jäh abschüssigen Lage. (So haben denn auch, nach dem Bericht von Augenzeugen, diese herrlichen Anlagen vier Jahre später unter einem Taifun fast ebenso, wie im Jahre 1874 gelitten und sind zum grossen Theil, wenigstens auf Jahre hinaus, vernichtet worden, bis die unermüdliche Schaffenskraft der dortigen Einwohner das Zerstörte wieder neu aufgebaut haben wird.)

Der höhere Theil der Stadt zeichnet sich durch kostbare Villen aus, welche sich an die ziemlich steil emporsteigenden Wege rechts und links anschliessen, und hinter denen schöne, sich weit ausdehnende Parks den Uebergang zum Gebirge vermitteln. In Sänften kann man sich bis zum höchsten Punkte, Pik genannt, immer an herrlichen Villen vorbei, in ein bis zwei Tagen empor tragen lassen und hier die grossartigen, berühmten Festungsanlagen von Hong-Kong in Augenschein nehmen.

Nachdem wir die Stadt durchwandert und in der eben geschilderten Weise einen Theil der benachbarten Berge uns angesehen hatten, drängte sich uns mit Macht die Ueberzeugung auf, dass die Engländer geborene Kolonisten und die Franzosen gegen sie nur Stümper sind.

Der Kontrast tritt hier noch deutlicher wie in anderen englischen Kolonien hervor. Mehr Polizei, mehr Ordnung und mehr Reinlichkeit! Dazu kommt noch, dass der Franzose nur so lange Kolonist bleibt, bis er sich das erforderliche Kapital erworben hat, um in der Heimath leben zu können, während der Engländer sich dort Prachtvillen baut und gleich für sein ganzes Leben einrichtet, auch wenn er Millionen erworben hat. Er handelt nach dem Grundsatz: *ubi bene, ibi patria*.

In Victoria herrscht überhaupt ein grossstädtisches Leben. In den Hôtels, auf der Strasse, in den Läden nimmt man sofort den Einfluss französischer und englischer Gesittung, den Einfluss europäischer Kultur wahr; die Chinesen selbst erscheinen in dieser dem europäischen Einfluss vorzugsweise ausgesetzten chinesischen Hafenstadt viel intelligenter, sie beobachten mit einem gewissen Kosmopolitismus und mit einigem Verständniss das Leben und Treiben der „Teufel aus dem Westen“, wie sie die Barbaren aus dem Abendlande nennen.

Bis jetzt habe ich nur das uns zunächst am meisten anziehende, grossartige, europäische Quartier von Victoria

geschildert, obwohl doch das chinesische, wie selbstverständlich, an Ausdehnung sowohl wie an Zahl der Einwohner bei weitem überwiegt. Ihre bunt bemalten Häuschen, diese schmalen, einstöckigen Wohnhäuser ohne Zwischenwände und Thüren, mit den darin emsig thätigen Gewerbetreibenden von einem für unser europäisches Auge wenigstens ganz gleichen Aussehen, deren einfache Einrichtung im wesentlichen in Theetopf und Tabakspfeifchen nebst einigen Matten besteht, mit der gleichen Kleidung und demselben Schopf und Zopf, gleichen sich allerdings so sehr, dass man selbst bei stundenlangem Wandern immer dasselbe Bild vor sich zu haben glaubt.

Trotzdem ist eine solche Wanderung sehr interessant. Zunächst erscheint uns das Strassenleben äusserst originell.

An jeder Strassenecke sehen wir die Friseure mit ihrem Handwerkszeug hantiren und ihre mit Hülfe des Gongs geräuschvoll herangerufenen Kunden unter freiem Himmel, mitten auf der Strasse, frisiren und barbieren. Sind diese befriedigt, so ziehen sie mit Kohlenbecken und Kasten, welcher zugleich als Sitz für jene dient, weiter und lassen an der nächsten Ecke wieder ihren hellklingenden Gong ertönen.

Es ist ein Getöse, ähnlich jenem, welches den pietätvollen Berliner auf dem Stralauer Fischzugsmarkte, obwohl er in drangvoll fürchterlicher Enge halbbetäubt und zerquetscht wird, alljährlich unwiderstehlich anzieht.

Eine Wanderung durch die Strassen zeigt uns auch bald die Lichtseiten der chinesischen Industrie. Elfenbeinschnitzereien, Malereien auf Seidenstoff und Papier, Porzellangeräthe fallen uns allenthalben durch ihre Feinheit und Eleganz auf.

Aber plötzlich verstummt dieses betäubende Marktgeschrei auf allen Gassen, und letztere sind im Handumdrehen öde und leer. Die Sonne ist soeben untergegangen, und damit erlischt alles Strassenleben. Bei Nacht soll

kein Chinese ausgehen, und ist dieses dennoch nothwendig, so trägt er seine Visitenkarte, in Gestalt seines auf den Wänden der Papierlaterne deutlich und gross geschriebenen Namens, stets bei, bezüglich vor sich.

In Hong-Kong lernten wir auch ein chinesisches Theater kennen, welches ich etwas eingehender schildern will, als Gegenbild zu einem später zu schildernden japanesischen Ballet.

Unwillkürlich wird man beim Anblick einer solchen Theatervorstellung an die Zeiten von Hans Sachs und von Shakespeare erinnert.

Beim Beginn derselben begrüßen die Schauspieler das Publikum in chinesischer Weise, indem sie sich platt auf den Bauch niederwerfen und den Fussboden mit der Stirn dreimal berühren.

Dann giebt jeder Darsteller in der Art des Zwischenspiels vom „Sommernachtstraum“ genau den Charakter seiner Rolle an und ersetzt somit den in China unbekannten Theaterzettel.

Die Bühne besteht aus einem, auf Holzblöcken stehenden, mit einem Strohdach bedeckten, grossen, schmucklosen Raume, dessen seitliche Bambusrohrwände mit rothem Stoffe drapirt sind. Im Hintergrunde sieht man zwei mit Vorhängen versehene Thüren für den Eintritt und den Abgang der Schauspieler. Auf diesem Bühnenraume stehen seitlich Stühle für das bessere Publikum, genau so, wie wir dies aus Shakespeare's „Bezähmung der Widerspenstigen“ kennen.

Die in dem Stücke vorkommende Handlung wird in primitivster Weise dargestellt. Wiederholtes Erklettern von Stuhlpyramiden deutet zum Beispiel eine zurückgelegte Gebirgswanderung, mehrmaliges Umkreisen von Tischen in schnellerer Gangart das Vorrücken zu einer Schlacht an. Ausserdem wird vor Beginn des eigentlichen Stückes von einem Diener eine Tafel aufgestellt, auf

welcher der Inhalt der folgenden Scene angegeben ist. Am Schlusse eines jeden Aktes verlassen sämmtliche Darsteller die vorhanglose Bühne, und es tritt eine kurze Pause ein. Während der ganzen Vorstellung macht das im Hintergrunde der Bühne zwischen beiden Thüren sitzende Orchester einen ohrenzerreissenden Lärm.

Manche Vorstellung dauert in China Tage, selbst Wochen lang; Tag für Tag wird dann von fünf Uhr nachmittags bis zwölf Uhr nachts gespielt. Während des Neujahrsfestes wird sogar ununterbrochen Tag und Nacht hindurch, natürlich mit abwechselndem Schauspielerpersonal, eine ganze Woche lang gemimt.

Die Schauspieler sind in China verachtete Leute, wissen aber ihr Publikum auf der Bühne in einer unerklärlichen Weise zu fesseln.

Sämmtliche Frauenrollen werden von Männern dargestellt, welche diese, abgesehen von der Kleidung, durch besonderes Schminken der Gesichtszüge und trippelnden Gang charakteristisch nachahmen. Das Schminken ist überdies eine Hauptforce chinesischer Schauspieler; in grässlichen, kaum menschlichen Gesichtern agiren sie auf der Bühne.

Die Stücke selbst haben durchschnittlich, wenigstens in unserem Sinne, keinen moralischen noch ethischen Werth. Mord und Todschatz, Lüsterheiten, Kriegsgetümmel, bei welchem die Kämpfenden sich mit der Gelenkigkeit eines Renz'schen Clowns gegenseitig auf Bauch und Kopf herumspringen, Purzelbäume schlagen und mit ihren langen Schwertern in ängstlicher Weise um sich schlagen, dazu rohe, zotige Spässe: das ist im wesentlichen der Inhalt eines solchen vielaktigen Dramas, welches den in Schauen und Hören aufgelösten Chinesen — in der unbequemsten Stellung, da es für die grosse Zuschauermenge keine Sitze giebt — unter freiem Himmel trotz Hitze und Sonnengluth viele Stunden lang fesselt. Freilich werden

seinem Auge auch kostbare, prachtvolle Gewänder bei den grossen Aufzügen vorgeführt, und sein Ohr wird jedenfalls durch den für uns schrecklichen Gesang auf der Bühne und durch die schrillen Dissonanzen der fortwährenden Janitscharenmusik befriedigt.

Feststehende Typen des chinesischen Schauspiels sind (wie in dem süditalienischen Pulcinello-Theater) der Bucklige, der Spassmacher und die Buhlerin.

Hat man dies Treiben auf der chinesischen Bühne einige Zeit mit angesehen, so geht man, wenn auch nicht befriedigt, so doch voll gesättigt von dannen.

Ein solches chinesisches Schaugericht und manche andere interessante Beobachtung und Zerstreuung füllten unsere in Viktoria zugebrachte Zeit aus. So fühlten wir uns während eines zweitägigen Aufenthaltes auf der Insel Hong-Kong sehr wohl und kamen darin überein, dass es sich in Victoria ganz gut leben lasse.

Hier war es auch, wo wir dem Peï-Ho, der uns nahezu sechs Wochen beherbergt hatte, Lebewohl sagten und einen kleinen, vollständig mit französischem Kriegsballast befrachteten Transportdampfer, den Tanais, bestiegen, welcher uns nach Yokohama bringen sollte.

In der Frühe des 27. Februar fuhren wir in Gemeinschaft mit dem österreichischen Konsul nebst Familie von Hong-Kong ab und brauchten trotz der Prophezeiung heftiger Stürme, welche auf dem kleinen Schiffe mit sehr grossen Unzuträglichkeiten für uns verbunden sein würden — in Wirklichkeit erfreuten wir uns auf diesem Theil der Fahrt sehr schönen Wetters und nur leichtschaukelnder Schiffsbewegungen — nur zwei Tage, um unser nächstes Ziel, den jetzt französischen Kriegshafen Kilong auf der Insel Formosa, zu erreichen, deren Westseite bekanntlich seit mehreren Jahrhunderten China angehört und durch regen Handel zu grosser Blüthe gelangt ist, mit der reichen, von zweihundertfünfzigtausend Einwohnern be-

wohnten Hauptstadt Taiwan und der bis zum Kriege mit Frankreich blühenden, sechzigtausend Einwohner zählenden Hafenstadt Kilong, während der durch ein vulkanisches Gebirge abgetrennte Osten noch im Besitz der rohen, kannibalischen Ureinwohner, der malayischen Pe-pos ist.

Weder eines der von uns gefürchteten chinesischen Kriegsschiffe, noch irgend ein anderes Schiff hatten wir auf der Durchfahrt durch die Strasse von Fukian zu Gesicht bekommen und merkten erst jetzt, innerhalb des kleinen, rings von Felsen umschlossenen Hafens etwas von dem Kriege zwischen China und Frankreich.

Sämtliche ehemaligen chinesischen Befestigungen des Hafens sind eingeschossen und vollständig zerstört, die chinesischen Schiffe fast sammt und sonders in den Grund gebohrt. Die Franzosen, welche den Hafen gegenwärtig mit zwölf Kriegsschiffen besetzt halten, sind natürlich Herren der Situation, aber damit keineswegs Herren der Insel Formosa. Niemand darf wagen, auch nur einige hundert Schritte weit in das Land hineinzugehen, ohne sich der Gefahr auszusetzen, hier überfallen und ermordet zu werden.

Die chinesische Regierung zahlt nämlich für jeden Franzosenkopf zehn Dollars. Dass diese ihre Köpfe nicht gutwillig hergeben, bedarf keines Kommentars. So graben denn die gewitzten Chinesen, um sich ihre zehn Dollars zu verdienen, in Ermangelung lebender Franzosen auf dem an der Küste gelegenen Kirchhof die Leichen der gefallenen bezüglich gestorbenen französischen Soldaten, welche dort beerdigt worden sind, aus und schneiden ihnen die Köpfe ab. Dem Frevel wird jetzt durch nächtliche Wachen ein Ende gemacht. Ab und zu ertönt ein Schuss drüben im Gebirge und erinnert an den geführten, erbitterten Kampf.

Nachdem wir hier unsere für die französische Armee bestimmte Ladung gelöscht hatten, lichteten wir wieder die Anker und fuhren nun in den grossen Ocean hinein.

Auch auf der Weiterfahrt war uns Neptun zunächst günstig. Kein chinesisches Schiff kommt in Sicht, dagegen erscheint in weiter Ferne das Festland von Yokohama, unser gelobtes Land, an dessen Küste unsere Seereise ihr Ende erreichen wird.

Wie uns der Schiffsarzt versichert, ist dies seine erste Fahrt zwischen Hong-Kong und Yokohama, auf welcher kein wilder Sturm das Meer durchwühlt, und durchweg ein so schönes Ausnahmewetter geherrscht hätte. Ununterbrochen wird das Auge durch überraschende Entdeckungen gefesselt, nachdem wir in die Region der Liu-Khiu-Inseln gekommen sind, welche vom vierten März an die Nähe Japan's verkünden und als seine Vorposten den Seefahrer zur Vorsicht und Achtsamkeit mahnen. Noch haben wir drei Tage hindurch den grossen Ocean zu durchfahren, ehe wir unser Endziel erreichen.

In weiter Ferne taucht eine Felseninsel nach der anderen auf, jede anders gestaltet, mit grotesken Zacken und Nadeln, oft von hohen Bergen überragt.

Höchst interessant war es für uns, auf einer der Inseln beim Vorbeifahren einen Vulkan in Thätigkeit zu beobachten, eine herrliche Skizze für einen Maler. Die gespaltene Bergesspitze stösst fortwährend Schwefeldämpfe aus und wird allmählich von dicken, gelben Wolken eingehüllt. Mit einem guten Glase sieht man aus vielen Spalten und Ritzen dichten Qualm und feurige Lohe emporsteigen. Ob sich gleichzeitig glühende Lava ergiesst, lässt sich am Tage nicht entscheiden. Als die dunkle Nacht nahte, war dieser Vulkan, ungleich dem Vesuv, schon längst unserem Gesichtskreise entschwunden.

War dies auch in Bezug auf malerische Wirkung des Bildes sehr bedauerlich, so mussten wir andererseits

im Interesse unserer Sicherheit doch zufrieden sein, gerade diesen gefährlichsten Theil unserer Fahrt am Tage zurückgelegt zu haben. Während der letzten Abende erfreuten wir uns eines intensiven Meeresleuchtens. An einem dieser Tage kam uns auch das Riesenexemplar eines Walfisches zu Gesicht, welcher einen Moment aus dem hier weit über eine deutsche Meile tiefen Meere — wir befanden uns oberhalb der tiefsten Ausbuchtung des Meeresgrundes im grossen Ocean — emportauchte, uns mit einer mächtigen Fontaine begrüßte und dann auf Nimmerwiedersehen verschwand.

Indess konnten wir uns nicht bis zuletzt der vollen Gunst Neptuns erfreuen. In den letzten sechzehn Stunden unserer Fahrt stürmte er doch etwas wild mit seinem Dreizack einher. Der Doktor hatte Veranlassung, in Hinblick auf seine drastischen Schilderungen früherer Fahrten sich vergnügt die Hände zu reiben, und Gläser wie Flaschen rollten beim Dejeuner, welches, beiläufig bemerkt, auf dem Tanais mindestens eben so vorzüglich war, wie auf dem Pei-Ho, ausnahmslos zu Boden; wir selbst mussten einige Male vorsichtig laviren, um ihnen nicht nachzufolgen, und die meisten von uns machten wieder einen recht schlimm auftretenden Anfall von Seekrankheit durch.

Doch alles ist vergänglich, auch der Sturm liess schliesslich nach, und am 6. März verkündete gegen ein Uhr mittags ein Kanonenschuss unseres Schiffes, dass die Fahrt beendet sei und wir uns im Hafen von Yokohama befänden.



Drittes Kapitel.

Erste Eindrücke, Tokio, Schilderung der Japaner.

Geschichte und Entwicklung Japan's, seine Beziehungen zu Deutschland — Fahrt nach Tokio — Schilderung der Stadt — Verkehrsmittel und Geld — Polizei-Präsidium — Gefängnisse — Brände, Erdbeben — Wohnung — Fauna — Lebensmittel, Koch, japanische Höflichkeit — Kleidung — Japanische Typen — Ausstellung, Kunst und Industrie — Flora und Dichtkunst — Klima, Jahreszeiten — Besuch des kaiserlichen Gartens.

Nun lag es vor uns, das mächtige Reich der viertausend, nach altjapanischer Zählung zehntausend Inseln des Stillen Oceans mit seinen nahezu vierzig Millionen Einwohnern, siebentausend Quadratmeilen (fünfundzwanzigtausend Quadrat-Ri) gross, von welchen der vor uns liegenden, früher in sechs Landschaften und sechsundfünfzig Provinzen getheilten Insel Nippon, jetzt Hondo genannt, als der weitaus grössten derselben mehr als die Hälfte zufällt. Zum zweiten Male nimmt dasselbe seit der Entdeckung durch Marco Polo einen energischen Anlauf, sich mit der europäischen Kultur zu befreunden.

Schon einmal war Japan von Portugal aus im sechzehnten Jahrhundert dem Christenthume erschlossen, und damals ein grosser Theil seiner Einwohner von den portugiesischen Missionären zur christlichen Religion bekehrt

worden. Doch der christlich gewordene hohe Adel, die Daimiô's, empörten sich im Einverständniss mit den abstossenden, hochmüthigen Portugiesen, um den Kronfeldherrn, den Siogun oder Shogun, auch Taikun genannt, welcher seit dem zwölften Jahrhundert die weltliche Herrschaft ausübte, zu stürzen und an seine Stelle wieder das geistliche Oberhaupt, den Mikado oder Tenno (eigentlich Ten-Ôo, das heisst Himmelsfürst) zu setzen. Jener blieb Sieger im Kampfe, und nun trat eine furchtbare Reaktion ein, in Folge deren das Christenthum mit Stumpf und Stil ausgerottet wurde. Die Portugiesen wurden für immer des Landes verwiesen, und über eine Million japanischer Christen soll im Laufe der Jahre getödtet worden sein.

Der Shogun wurde nun thatsächlich der weltliche Kaiser und drückte den Mikado zu einem Schattenkönige herab, welcher als Himmelsfürst, als Nachkomme der Sonnengöttin Amaterasu zu hoch stände, um mit seinen Unterthanen in direkten Verkehr treten zu dürfen, der daher zwar göttliche Verehrung genoss, aber in seinem Palast zu Kiôto, auch Miako oder Saikio, das heisst „westliche Residenz“ genannt, vollständig abgeschlossen gehalten wurde. Selbst sein Name wurde erst nach seiner „Rückkehr zum Himmel“, das heisst nach seinem Tode bekannt, und niemand durfte ihn bei Todesstrafe sehen. Die wenigen, welche ihm bei seinen seltenen, in geschlossenem Wagen stattfindenden Spazierfahrten begegneten, mussten sich platt, das Gesicht zur Erde gedrückt, niederwerfen.

Der Hass gegen alles Fremde war so gross, dass auf jeden Verkehr mit dem Auslande Todesstrafe stand, und dass sogar Japaner, welche in Folge eines Schiffbruches mit Fremden, die sie retteten, in Berührung gekommen waren, nach der Heimkehr hingerichtet wurden. Überhaupt bestand drakonische Gesetzgebung, und das kleinste Vergehen wurde mit dem Tode bestraft. Das Vorrecht der

„Shizoku“ (ehrbare Leute) oder Samurai, der zum Tragen von zwei Schwertern berechtigten Kaste der Krieger und Beamten, und der „Kazoku“ (das heisst „Blume der Familien“), des hohen und niederen Adels, bestand darin, dass sie ihn sich selbst durch Harakiri geben durften.

Die Fürsten (Daimiô's), welche ursprünglich die Heerführer des Shogun gewesen waren und von diesem grössere Lehen empfangen hatten, regierten selbstständig, hatten ihre eigenen Heere, auch das Recht der Kriegsführung gegen einander und sogen das Volk (Heimin, sprich Hemin), zu welchem die Bauern (Hiyakushô), die Handwerker (Shokuin) und die Kaufleute (Akindo) gehörten, durch drückende Abgaben aus, mussten aber selbst sechs Monate am Hofe des Regenten weilen und ihre Familien als Geisseln ihrer Treue dort zurücklassen.

Die japanische Religion ist eine dreifache; es besteht die Shinto-, Budzo- und Fo-Religionssekte.

Neben Buddha, zu welchem das Volk betet als dem Stifter einer rein philosophischen Sittenlehre, werden das geistliche Oberhaupt, eine unendliche Zahl Nebengötter, himmlischer Geister und endlich die aus China herübergekommenen Gottheiten verehrt.

Nach der ursprünglichen Religion der Japaner, dem Shintoismus (Weg der Götter) oder Kami-Dienst, ist ihr „Himmelsfürst“ in Wirklichkeit ein Gott, der, herabgestiegen, eine Zeit lang für seine Unterthanen persönlich sorgt und dann wieder in seine göttliche Sphäre zurückkehrt. Ausser dem höchsten göttlichen Wesen, welches sich wenig um die kleinen menschlichen Sorgen kümmert und keiner besonderen Verehrung bedarf, zählt diese Religion eine unendliche Zahl von Neben-, Unter- und Halbgöttern, darunter viele Helden, welchen nach ihrem Tode göttliche Verehrung zu Theil wird, so wie wir es später von den siebenundvierzig Helden einer alten japanischen Geschichte sehen werden; der Shintodienst ist im wesent-

lichen ein der griechischen Götterlehre ähnlicher Heroen- und Ahnenkultus.

Während der Buddhismus ein Heer von Priestern nebst einer Unzahl von kunstvollen, hohen, mit vielen übereinander errichteten, platten Dächern bedeckten Tempeln und Statuen erheischt, tritt die Fo-Religion, die dritte Sekte, ganz in den Hintergrund; sie umfasst die reine Sittenlehre des Confucius und ist eigentlich nur ein philosophisches System der Weisen. —

Die Japaner sind ein Mischlingsvolk aus den eingewanderten Mongolen und Malayen und den Ureinwohnern (den Aïno's), fleissig, tapfer, von glühender Vaterlandsliebe beseelt, höflich, mässig und stolz, aber auch leidenschaftlich, nachtragend und sinnlich. Sie sind das gesittetste und gebildetste Volk Asiens, treiben Acker- und Bergbau, lieben Poesie und Musik, sind in Verfertigung von lackirten und Metallwaaren, wie von demascirten Waffen Meister, befanden sich zwei Jahrtausende lang, bis zum Anbruch der neuen Zeit (1868), unter dem Druck despotischer, auf strenge gegenseitige Kontrolle gestützter Gesetze, nach welchen der grösste Theil des Volkes in steter Armuth lebte, und sind trotzdem stets anspruchlos und zufrieden geblieben. Ihre Sprache ist eigenthümlich, unendlich schwer zu erlernen und im Volksdialekt viel mit dem Chinesischen gemischt, ihre Schrift die chinesische, und der Druck ihrer Bücher wird, wie in China, durch Holzplatten bewirkt.

So war es in Japan bis vor etwa dreissig Jahren, bis zu welcher Zeit nur den Holländern, welche am Sturz der Portugiesen und der Vernichtung des Christenthums in schimpflicher Weise mitgewirkt hatten, unter sehr erschwerenden Umständen ein indirekter Handel von der Insel Desima aus mit Japan gestattet war. Als sich dann im Beginn der zweiten Hälfte unseres Jahrhunderts die vereinigten Staaten, England und Russland nacheinander Zugang zu einigen Häfen erzwangen, und sich das absolute

Sperrsystem nicht mehr halten liess, gewannen die Franzosen einen derartigen Einfluss in der Residenz, dass ihnen allmählich ein Vorrecht nach dem anderen eingeräumt wurde, und es den Anschein gewann, als ob sie fortan die Lehrmeister der Japaner in allen modernen Künsten und Wissenschaften werden sollten.

Inzwischen hatte sich bei diesen eine einschneidende Revolution vorbereitet.

Das Bestreben des Shogun, nach dem Vorgange von China (Frieden von Nanking 1842) halb freiwillig, halb gezwungen, den Verkehr mit den europäischen Mächten anzubahnen und Verträge abzuschliessen, wurde ihm als Landesverrath ausgelegt und führte schliesslich seine Absetzung herbei.

Nach vielfachen inneren Wirren wurde endlich 1868 der damals noch sehr junge Mikado aus seinem, einer kleinen Stadt an Grösse gleichen Palast zu Kiôto, der tausendjährigen (westlichen Hauptstadt) und Residenz, nach dem seit dreihundert Jahren von dem jedesmaligen Shogun zur Residenz erwählten Yedo, nunmehr Tôkiô, das heisst „Osthauptstadt“, genannt, als alleiniger und unumschränkter Herrscher geführt. Bisher war er, wie seine Vorgänger seit Hunderten von Jahren, von der Welt abgeschlossen worden und hatte von seinem schönen, grossen Lande nichts weiter gesehen, als die Abbildungen der schönsten Gegenden, die gewerblichen Produkte und einige Pracht-exemplare der Fauna und Flora jeder Provinz in den damit geschmückten und gefüllten, nach der Lage der einzelnen Provinzen genau geordneten Sälen seines Palastes.

Das Eigenthümliche dieser Palast-Revolution war, dass der Mikado, oder vielmehr, bei seinem damals noch sehr jugendlichen Alter, der Regentschaftsrath an die Fremden noch weit grössere Concessionen machte, als der um dieser willen gestürzte Shogun, an welchem sich eben die Sünden

der Väter bezüglich nach japanischer Sitte der Adoptivväter rächten.

Für Deutschland war dieser Umschwung der Verhältnisse von grosser Wichtigkeit.

Jene Beziehungen, welche Graf Eulenburg auf seiner ersten ostasiatischen Expedition im Jahre 1858 (als Führer der preussischen Schiffe *Arcona*, *Thetis*, *Frauenlob* und *Elbe*) bereits angeknüpft hatte, wurden nach der Besiegung Frankreich's sehr viel innigere und beschränkten sich nicht nur darauf, dass für die japanischen Truppen statt der französischen deutsche Lehrmeister gesucht, und dass die ganz darniederliegenden ärztlichen Verhältnisse durch deutsche Aerzte, vor allem durch den seitens des preussischen Geschäftsträgers, Herrn von Brandt, im Auftrage des Mikado von der preussischen Regierung erbetenen, thatkräftigen jetzigen Oberstabsarzt Dr. Müller gründlich reorganisirt wurden. Das neu erstandene Deutsche Reich unter seinem ehrwürdigen ersten Kaiser übte eine so gewaltige Anziehungskraft aus, dass von dem intelligenten, asiatischen Kaiserstaate eine Einrichtung nach der anderen der unseren nachgebildet wurde.

Eine Kolonie junger und bildungsfähiger Japaner war bald nach unserem französischen Kriege von der Regierung nach Berlin gesandt worden und gewann sich hier durch bescheidenes Auftreten, Gewissenhaftigkeit und Wissbegier sehr bald die Zuneigung der mit ihnen in Berührung kommenden Deutschen.

Wie ernst es der japanischen Regierung mit der deutschen Bildung war, ging daraus hervor, dass sich in dieser ersten Kolonie von etwa siebzig Japanern bereits Prinz Fushimi, ein Onkel des Kaisers, befand, welcher hier sehr bald fliessend deutsch sprechen lernte.

Die jungen Mediziner und Juristen bemächtigten sich, nachdem sie Herrn der deutschen Sprache geworden, mit solchem Eifer der deutschen Wissenschaft, dass schon nach

wenigen Jahren einer von ihnen, der Sohn des Leibarztes des Mikado, ein vorzügliches Examen in Berlin bestand. Dabei befanden sich unter den eifrig studirenden, in Folge ihres geringen Bartwuchses und der schlanken Figur überaus jugendlich erscheinenden Japanern auch ältere Offiziere, welche schon Kriege mitgemacht hatten, wie ihre ehrenvollen Narben bewiesen.

Über sie alle wachte der langjährige Gesandte am Berliner Hof, Vicomte Aoki Shinzo, dessen Einfluss auf die deutsche Bildung der Japaner sehr bald noch grösser wurde. Es kam nämlich durch seine Vermittelung noch der Einfluss deutscher Frauen in Japan selbst zur Geltung. — Vicomte Aoki, (im Jahre 1890 zum Minister des Aeusseren ernannt) hatte sich in Berlin mit einer Dame aus altem germanischen Adel verheirathet, welche ihm im Jahre 1886 nach Japan folgte und dort im Vereine mit der deutschen Gattin des Kriegsministers Katzura in den hohen Damenkreisen Tokio's für deutsche Sitten Propaganda machte; es ist somit die beste Aussicht vorhanden, dass auch die Damen in Japan bald ein ihrer natürlichen Bildung entsprechendes Dasein führen werden. —

Diese und ähnliche Betrachtungen, die Reflexe meiner vorangegangenen Studien über Japan, schossen mir als Aphorismen blitzartig durch den Kopf, als ich den japanischen Regierungsdampfer herannahen sah, welcher uns abholen sollte.

Einige Herren der Regierung empfingen und begrüßten uns durch Dolmetscher und geleiteten uns an das Land. In zahlreichen Kuli-Fuhrwerken gelangten wir dann mit unserem Ehrengelerte in das Vereinshôtel, wo der Direktor der Bildungs-Anstalt, Herr Higaki, uns die Honneurs machte. Die mittelst Dolmetscher geführte Unterhaltung beschränkte sich wesentlich auf Schmeicheleien

und Entschuldigungen, begleitet von unendlich vielen Verbeugungen.

Endlich war auch diese Höflichkeits-Tortur überstanden, und um fünf Uhr dampften wir auf der japanischen Eisenbahn in einem Extrazuge nach dem etwa dreissig Kilometer entfernten Tokio, der Hauptstadt des Reiches und unserem demnächstigen Wohnsitze ab, welches wir binnen drei Viertelstunden in schneller Fahrt erreichten. Eine Viertelstunde später befanden wir uns nebst grossem Gefolge in unserem vorläufigen Heim, Hôtel Seyjoken, und erledigten eine zweite Auflage endloser Höflichkeitsbezeugungen im Austausch mit unserem Ehrengefolge, welches uns dann endlich unserem Schicksal überliess. Nach einem gemeinschaftlich eingenommenen kräftigen Diner nach deutscher Art zogen wir uns in unsere inneren Gemächer zurück und pflogen nun mit Eifer und Inbrunst eines wahrlich verdienten, tiefen Schlafes, der sich nach den vielen vorangegangenen Aufregungen allerdings nicht sofort einstellen wollte.

Am nächsten Morgen, dem ersten auf japanischen Boden, hatte man zunächst das unbehagliche Gefühl des Fremdländers, welcher, auf einen fremden Erdtheil verschlagen, seine Gedanken in die ihm noch verschleierte Zukunft schweifen lässt.

Nach einer an neuen Eindrücken und Erlebnissen reichen, recht anstrengenden Ueberfahrt war nun das Ziel erreicht, und wir sollten nunmehr für längere Jahre auf unbekanntem und ungewohntem Boden Wurzel fassen.

Wenn auch in einem mehr als zweijährigen Aufenthalt in Tokio meine anfängliche Freude daran, über alles Fremdartige Buch zu führen und die Notizen aus verschiedenen Zeiten mit einander zu vergleichen, allmählich nachliess, theils zufolge einer gewissen, durch das hiesige Klima herbeigeführten Erschlaffung, unter welcher nach und nach jeder, auch der thatkräftigste Europäer, mit der

Zeit erlahmt, theils in Folge von zunehmender Kränklichkeit, welche mich schliesslich nöthigte, meinen Kontrakt vorzeitig zu lösen, so hatte ich doch Material genug gesammelt, um hieraus ein ziemlich vollständiges Bild japanischer Sitten und Bräuche zusammenzustellen. Die einzelnen Züge desselben werden nicht systematisch geordnet sein, doch dürfte der durchgehende rothe Faden des Selbsterlebten die lose aneinander gereihten Bilder einigermaßen zusammenhalten. Dass die in Japan vorhandenen freien Anschauungen über gewisse Verhältnisse den objektiven Schilderer gelegentlich auch zwingen, alle Prüderie bei Wiedergabe derselben abzustreifen, werden die Leser dieser Skizzen entschuldbar finden. —

Vom Hôtel, in welchem wir die ersten Wochen logirten, führte uns eine Regierungs-Equipage, nachdem unsere direkten Vorgesetzten, der Polizei-Präsident und der Staats-Sekretär aus dem Ministerium des Innern, uns zuvor besucht hatten, durch Tokio zur Erledigung unserer Antrittsvisiten zu den Spitzen der verschiedenen Behörden und liess uns die gewaltige Ausdehnung der Residenz erkennen.

Dieselbe macht, trotz ihrer Berlin an Umfang weit übertreffenden Grösse, (namentlich bei Hinzurechnung der vielen Vororte, welche sich ohne Unterbrechung anschliessen und auch unter derselben Verwaltung stehen) auf uns zunächst nur den Eindruck eines kolossalen Dorfes von weit über einer Million Einwohnern. Natürlich giebt es dort sehr viele schöne öffentliche Gebäude und Privatvillen mit Gärten darin, doch verschwinden diese vollständig in dem ewigen Einerlei enger, gewundener, meistens ungepflasterter, schmutziger Strassen und kleiner unscheinbarer Häuser, welche, wenn man von der in Ceylon und Java üblichen Bedeckung mit Palmenblättern und Alanggras absieht, ganz den Bambushäuschen in dem Pettah von Colombo gleichen. Die Beleuchtung der Stadt ist eine sehr mangel-

hafte; die kleineren Strassen sind entweder ganz dunkel oder mit vereinzelt Petroleumlampen versehen; in den Hauptstrassen brennt Gas, aber in kleinen, unzureichenden Flammen.

Einzelne Omnibus- und Pferdebahnlinsen vermitteln den Verkehr innerhalb der Stadt, doch werden dieselben wegen ihrer unvollkommenen Einrichtung und der steten Besetzung durch die niederen Klassen der Japaner von Europäern nicht benutzt.

Von Eisenbahnlinsen besteht vorläufig nur die einzige zwischen Tokio und Yokohama,*) welche sich im Gegensatz zu den nordafrikanischen Küstenbahnen durch recht theuere Fahrpreise auszeichnet. Diese endet in dem südlichen, ebenen Theile der Stadt in der Nähe der Bucht von Tokio, welche letztere in Breite von zwanzig bis dreissig Kilometern achtundsechzig Kilometer weit in das Festland der Insel einschneidet, einen guten, aber für grössere Schiffe viel zu flachen Ankergrund besitzt und mit vielen kleinen Inselchen besät ist. Ihr durch die einströmenden Bergflüsse immer mehr versandender Grund müsste erheblich ausgebaggert und vertieft werden, wenn aus Tokio eine Hafenstadt gemacht werden soll.

Halbmondförmig zieht sich längs der Bucht die Hauptstadt in einem Umfange von vierzig Kilometern hin. Sie hat in den letzten dreihundert Jahren als Residenz die mannichfachsten Schicksale erlebt.

Ehemals von mehr als zwei Millionen Menschen bewohnt und über einen Baugrund von fünfundsiebzig Quadratkilometern ausgebreitet, nahm sie nach der Revolution von 1868 und der nachfolgenden Restauration, nach welcher die riesengrossen Paläste der ihrer Macht ent-

*) Dass sich diese seitdem sehr vermehrt haben, und wir gegenwärtig (1890) schon nahezu ganz Japan mit der Bahn durchfahren können, werden wir im Schlusskapitel erfahren.

kleideten Daimiô's, die Yashiki's, verödeten und der Shogun für immer beseitigt war, zumal da sich noch weit ausgedehnte Brände und die Cholera hinzugesellten, so sehr ab, dass die Einwohnerzahl eine halbe Million nur wenig überschritt.

Seitdem hat sie sich als Sitz des Mikado wieder bedeutend gehoben — und zählt im Jahre 1890 wieder über eine, bezüglich mit ihren sich unmittelbar anschliessenden Vororten über ein und eine halbe Million Einwohner. — Ziemlich in der Mitte der Stadt erhob sich Jahrhunderte lang auf einem künstlichen Hügel das mit seinen vielen Nebengebäuden, Parkanlagen, Festungswerken, Ringmauern und dreifachen Festungsgräben einer stattlichen Stadt an Grösse gleiche Residenzschloss Oshiro, an welches sich ringsum die meisten Yashiki's in respektvoller Entfernung anlehnten. Im Jahre 1873 brannte dasselbe nieder, und seitdem bewohnte der Mikado ein bescheidenes Yashiki — bis die von deutschen Baumeistern (Ende und Boekmann) erbaute, prachtvolle, neue Residenz von ihm (1889) bezogen werden konnte.

Tokio liegt längs der Bucht, in seiner südlichen Hälfte eben, steigt aber im nördlichen Theil und nach den Vorstädten hin steil empor, ist von seinem Hauptflusse, dem Todagawa, in zwei ungleiche Hälften getheilt und gewährt, da es ausserdem noch von dem Sumidagawa nebst verschiedenen Nebenflüssen und zahlreichen, im Hochsommer freilich grösstentheils ausgetrockneten Kanälen durchschnitten wird, mit seinen vielen Kanaldschonken in der Nähe der breiten, gleich denen von Venedig hochgewölbten Hauptbrücken schöne Fernblicke. Namentlich von Nikonbashi, der „Sonnenaufgangbrücke“, von welcher aus man bei klarer Luft den gewaltigen, schneebedeckten Kegel des Fusinoyama sieht, ist die Aussicht wundervoll.

Das ewig gleiche Bild der kleinen Holzhäuschen wird mit der Zeit, wenn zu dem prachtvollen, neuen Parlament

noch die anderen, stilvoll errichteten Staatsgebäude hinzugekommen sein werden, so manche Abwechslung und erfreuliche Unterbrechung erhalten. Gegenwärtig ist, wenn man von dem Stadttheil der prachtvoll gebauten Gesandtschaften absieht, nur erst die Strasse Shimbashidori, die schönste und breiteste Strasse von Tokio, nach einem vorgegangenen grossen Brande mit feuersicheren, meistens zweistöckigen Backsteinhäusern bebaut. Dieselbe führt von dem südlich gelegenen Bahnhofe aus über die eben erwähnte Brücke nach dem im Norden der Stadt gelegenen schönen, umfangreichen Park Uyeno, dem Schauplatze der meisten Gewerbe-Ausstellungen Tokio's.

Die fremden, nach Japan herangezogenen Gelehrten, Künstler und Lehrer werden vielfach in ehemaligen Yashiki's oder, wenn diese ganz verfallen sind, doch auf deren Grund und Boden in neu errichteten Gebäuden untergebracht; den fremden Gewerbetreibenden und Kaufleuten sind bis jetzt noch bestimmte Stadttheile zum Wohnen angewiesen.

Der Verkehr innerhalb der Stadt wird hauptsächlich durch Kulifuhrwerke, „Jinrikisha“, das heisst „eines Mannes Kraftwagen“, oder abgekürzt „Jinriksha“ genannt, vermittelt. Dies sind federleichte, ein- oder zweisitzige, zweiräderige Droschken, welche von einem oder auch mehreren Männern, den Kuruma's (sprich Kurma's) gezogen werden. Dieselben bestehen seit etwa zwanzig Jahren in Tokio und sind hier wie in ganz Japan an die Stelle der früher gebräuchlichen Sänften (Nori-mono) getreten.

Die Kuruma's sind, wie alle Japaner, klein, aber mit sehr muskulösen Armen und Beinen versehen und können unglaubliches leisten. Sie traben wie ausgebildete Schnellläufer unermüdlich und elegant, laufen in ununterbrochenem Trabe halbe Stunden lang bergauf und bergab und nehmen es fürwahr mit jeder Berliner Droschke an Schnelligkeit auf. Solcher Fahrzeuge, welche sehr billig sind, giebt es gegen fünfzigtausend in Tokio.

Bezüglich der Entfernungen, um diesen Punkt hier gleich zu erledigen, gilt die japanische Meile, das Ri, gleich sechsunddreissig Chô, als Längenmaass. Ein Ri entspricht ungefähr einer halben deutschen Meile, bezeichnet also eine Distance von etwa vier (genau 3,927) Kilometern.

Das gewöhnliche Feldmaass, Tsubo, entspricht etwa drei ein halb Quadratmetern; dreitausend Tsubo sind ein Chô, annähernd ein Hektar. Die Gewichtseinheit in Japan ist das Monme, „Momme“ gesprochen, gleich drei drei viertel Gramm; das japanische Pfund, Rin, hat hundertundsechzig Monme; das japanische Hohlmaass ist das Shô, gleich 1,8 Litern.

Der Gebrauch von Pferden für das Fuhrwerk war den Japanern bis vor wenigen Jahrzehnten gänzlich unbekannt und wird jetzt durch ihre im Auslande accreditirt gewesenen höheren Beamten und durch die hier wohnenden Europäer allmählich eingeführt, befindet sich aber noch im Anfangsstadium. Damit kein Unglück stattfindet, müssen neben jeder Equipage zwei oder doch mindestens ein Läufer nebenher, ausserdem bei feierlichem Aufzuge verschiedene Vorläufer voranlaufen, welche dazu bestimmt sind, die Passanten zu warnen und bei dem Durcheilen der hügeligen Strassen die Pferde zu führen.

Letztere sind klein, aber sehr lebendig und als Reitpferde vorzüglich. Ein brauchbares Pferd kostet fünfzehn Yen, etwa dreiundfünfzig Mark, in welchem Preise aber nicht Sattel und Zaumzeug mit inbegriffen sind, die allein einen höheren Werth als das Pferd haben.

Zum Verständniss füge ich einige Bemerkungen über das japanische Geld hinzu. Man unterscheidet hier Papier- und Silbergeld, von welchem das erstere immer geringeren Werth als das Silbergeld hat. Der Kurs des Papiergeldes — auch ein Segen europäischer Civilisation — steigt und fällt, je nach den äusseren Konjunkturen. Gegenwärtig

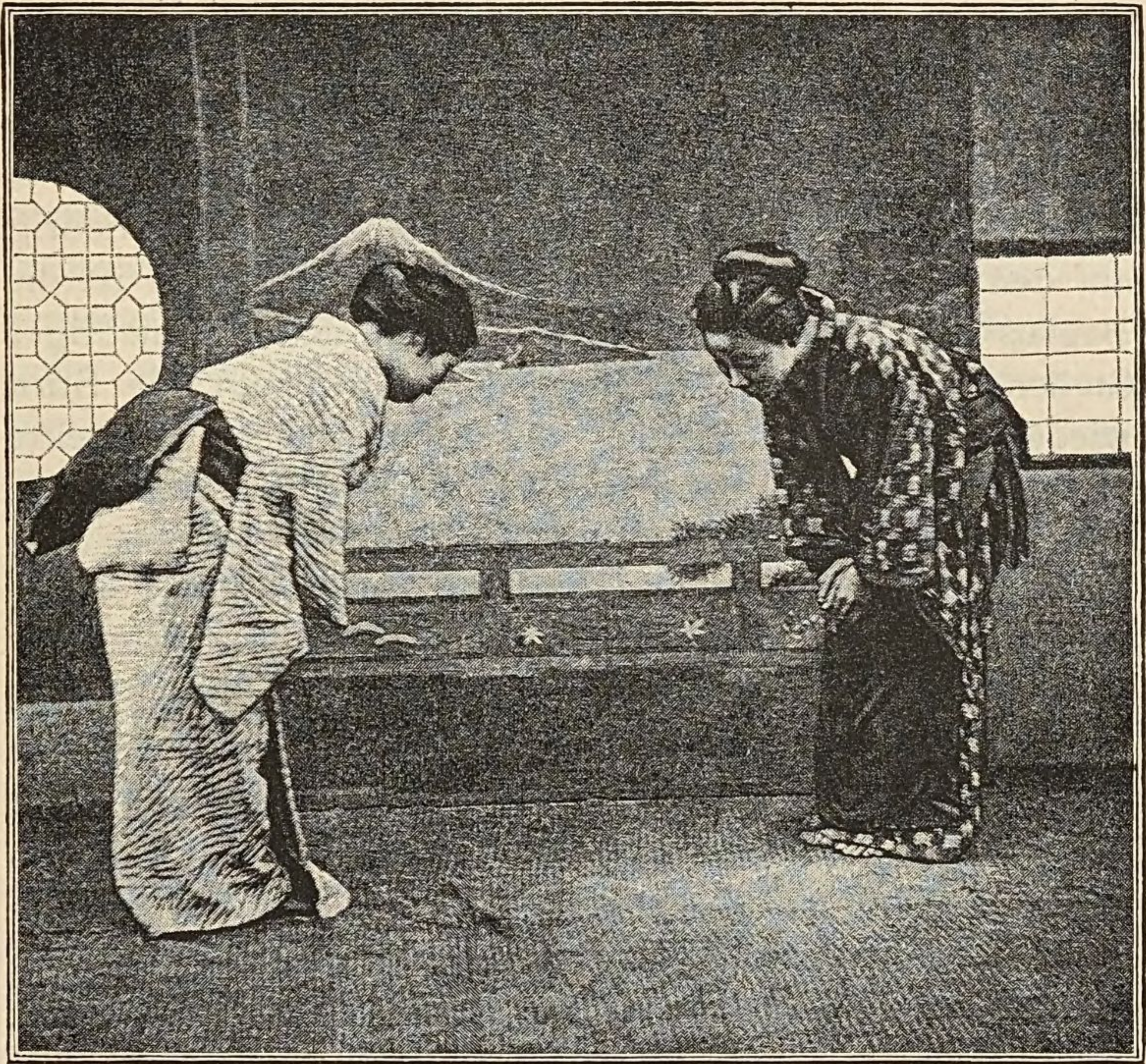
sind hundert Yen Silber hundertdreizehn Yen Papiergeld gleichwerthig.

Das kleinste Kupferstück ist ein Rin. Zehn Rin sind gleich einem Sen, einer Kupfermünze im Werth von $3\frac{3}{4}$ Pfennigen. Die theils runden, theils länglich runden japanischen Kupfermünzen — die länglich runden werden jetzt ausser Kurs gesetzt — haben in der Mitte ein vier-eckiges Loch und werden so von den Besitzern, namentlich den Geldwechslern, an Schnüren aufgereiht getragen, was ein bei ihrer Schwere sehr praktisches Verfahren ist. Die grössten Kupferstücke haben einen Werth von zwei Sen.

Das kleinste Papiergeld beträgt zehn Sen, gleich fünfunddreissig Pfennigen an Werth. Hundert Sen sind ein Yen, im Werth von einem amerikanischen Dollar, etwa vier Mark.

Im internationalen Verkehr von Yokohama wird nach Dollars gerechnet, auf der Strasse und im Kleinhandel bekommt man nur Papier- und Kupfer-, bezüglich Messinggeld zu sehen. Doch werden seit der Durchführung des neuen, dem amerikanischen nachgebildeten Münzsystems, mit der Einheitsmünze des Yen gleich einem Dollar, in der neuen Münze zu Osaka (an der flachen Idzunimada-Bai gelegen, der zweitgrössten japanischen und ersten Handelstadt des Reiches mit fast vierhunderttausend Einwohnern, mit hochentwickelter Seidenindustrie und vielen Kanälen, so dass sie das „japanische Venedig“ genannt wird), Goldmünzen im Werth von zwanzig, zehn, fünf, zwei und einem Yen, und Silbermünzen von fünfzig, zwanzig, zehn und fünf Sen, neben den Messingmünzen von zwei und einem Sen, fünf und einem Rin geprägt. (Mit der Hebung des internationalen Handels von Japan ist der Werth seines Papiergeldes so gestiegen, dass dieses im Jahre 1890 den Pari-Kurs ziemlich erreicht hat.) —

Auf unserer Rundtour interessirten mich zunächst das Polizei-Präsidium, in welchem der Herr Präsident uns die anwesenden Beamten vorstellte. Derselbe ist ein ruhiger, alter und sehr höflicher Herr, welcher aus den Verbeugungen gar nicht herauskam.



Gegenseitige Begrüßung zweier Japanerinnen.

Dieser Theil der Höflichkeitsbezeugungen ist dem Europäer zunächst sehr auffallend, und man bedarf einiger Zeit, um sich daran zu gewöhnen.

Die Japaner, sowohl Männer wie Frauen, verbeugen sich bei den Begrüßungen unter Schmeicheleien und gegenseitigen Komplimenten gewöhnlich wenigstens drei-

mal und zwar gleichzeitig. Der Rücken bleibt dann fünf bis sechs Sekunden sehr tief gekrümmt. Aus Höflichkeit, einer japanischen Tugend, deren zu gedenken sich noch recht oft Gelegenheit bieten wird, will sich keiner zuerst aufrichten, und es wirkt sehr komisch, wenn der eine vorsichtig den Kopf erhebt, um nach seinem vis-à-vis zu schielen, um, sobald er diesen noch in gebeugter Stellung sieht, ebenfalls wieder mit dem Kopfe unterzuducken und noch einige Zeit zu warten. Namentlich darf sich der im Range niedriger Stehende niemals zuerst aufrichten.

Diese Art der Begrüssung ist bei Hoch wie Niedrig auf der Strasse üblich. In geschlossenen Räumen ist die Begrüssung noch förmlicher: der im Range niedriger Stehende kniet nicht selten nieder und beugt die Stirn wiederholt bis zur Erde. Auch die leicht gebückte Haltung der meisten Japaner beim Gehen ist eine Folge ihrer Höflichkeit, sie ist ein Zeichen ihrer Ehrerbietung gegenüber den ihnen Begegnenden, welchen sie solche schulden.

Will der Japaner dem ihn Besuchenden seine ganz besondere Hochachtung zu erkennen geben, so ergreift er bei der nun folgenden persönlichen Begrüssung nicht die ihm gebotene ganze Hand, sondern nur den Daumen und drückt diesen recht zärtlich. Unendlich oft drückte mir Herr Higaki in den ersten Monaten meiner Thätigkeit hierselbst statt der dargebotenen Rechten nur den Daumen, bis er schliesslich das Maass seiner Zärtlichkeit darauf beschränkte, die ganze Hand zu drücken. Nur einmal, nachdem er eine vorzügliche Rede gehalten und sehr viel Sekt getrunken hatte, war er so gerührt, dass er mich umarmte, aber nicht, wie bei uns üblich, Brust an Brust, sondern mich von hinten anspringend, so dass mir bei diesem Uebermaass von Zärtlichkeit ganz bedenklich zu Muthe wurde. Anderweiter, gleichfalls wegen ihres Uebermaasses auf den Deutschen befremdend wirkender Höf-

lichkeitsbezeugungen der Japaner werden wir späterhin noch Erwähnung thun.

Bei diesem ersten Besuche des Polizei-Präsidiums hatten wir Gelegenheit, die grosse Gemüthlichkeit im Verkehr der japanischen Beamten mit ihrem Vorgesetzten zu beobachten.

Nachdem man uns Thee gereicht hatte, und die Cigarre in Brand gesteckt worden war, begann der Rundgang, bei welchem uns die Verständigung allerdings äusserst schwer gemacht wurde. Jede Frage von mir oder Hauptmann H. wurde vom Chef zunächst den verschiedenen Abtheilungsdirigenten wiederholt und von diesen dann noch weiter an untere Beamte gegeben, ehe wir durch unseren Dolmetscher Antwort erhielten. Alle hinzutretenden Beamten zündeten sich in unserer und des Präsidenten Gegenwart eine Cigarre an, ohne dass hierin ein Verstoss gegen die Umgangsformen erblickt wurde. Wiederholt kamen wir bei unserem zweistündigen Rundgang an „Hibatschi's“, den japanischen, unsere Oefen ersetzenden, offenen Kohlenbecken vorbei, an welchen wir uns sowohl die Hände wärmen wie auch des dort aufgestellten Thees zur Erfrischung bedienen konnten.

Die Krone setzte dieser gemüthlichen Wanderung ein Gabelfrühstück auf, also in angenehmer Abwechslung und reicher Fülle geistige und leibliche Nahrung, eine in der That für jedes Polizei-Präsidium sehr zu empfehlende Einrichtung! Es folgte auf Dessert und Kuchen die unvermeidliche Cigarre, und dann ging es in die tieferen Regionen zur Besichtigung der Gefängnisse.

Die Herren Spitzbuben werden in Tokio ebenso schön einquartiert wie bei uns in Plötzensee. An Stelle der Pritschen giebt es Reismatten, die Verpflegung erfolgt durch Reis in grösseren oder kleineren Portionen, je nach der Grösse des Eingesperrten. Die weniger böartigen Spitzbuben werden zu häuslichen Arbeiten herangezogen. Bei

unserer Ankunft hockten dieselben nieder und legten die Fingerspitzen auf den Fussboden.

Es giebt hier Gefängnisse, welche bis elfhundert Gefangene bergen. Diese müssen täglich acht Stunden arbeiten. Die Art ihrer Arbeit richtet sich nicht nach ihren bisherigen Lebensgewohnheiten, sondern ist von der Schwere ihrer Verbrechen oder Vergehen abhängig, sodass die, welche sich eines leichten Vergehens schuldig gemacht haben, auch nur mit leichter Arbeit bedacht werden. Wird einer der Gefangenen krank, so kommt er nicht aus der Anstalt hinaus, sondern wird auf eine dort eingerichtete Krankenstation gebracht. Die Nahrung der Gefangenen besteht für gewöhnlich aus Reis und Weizen, Fleisch wird nur bei einem Ausbruch von Epidemien gereicht. Die einzusperrenden Frauen nehmen die etwa vorhandenen Kinder im Alter von einem Monat bis zu drei Jahren in das Gefängniss mit und tragen sie bei der Arbeit auf dem Rücken mit sich umher.

Zum Schluss zeigte man uns die einzige dort vorhandene Dampfspritze (aus England), neben welcher nur noch einige Druckspritzen in Tokio existiren. Es ist diese ungenügende Feuerwehr ein recht betrübendes Zeugniss für die Fahrlässigkeit der Bewohner der Residenz gegenüber den hier so häufig auftretenden Bränden, über welche ich hier gleich einige Bemerkungen einflechten will.

In Tokio brennt es sehr häufig, und da neun Zehntel der Gebäude nur aus Holz bestehen, so ist es nicht zu verwundern, dass bei zwei Bränden, welche gleich in den ersten Wochen unseres Hierseins ausbrachen, einmal hundertfünfzig und gleich hinterher siebzig Häuser abbrannten.

Diese sind, wie oben bereits erwähnt, sämmtlich niedrig, nur selten zweistöckig, meistens nur bis sieben Meter hoch, mit Stroh- oder Schindeldächern gedeckt, haben weder Keller noch Schornstein, an Stelle von Fenstern und Zwischenwänden nur Schiebethüren, deren Gitterwerk

mit Bastpapier überzogen ist, und schliessen eng an einander an. Die einzelnen Zimmer sind ausserordentlich klein und ebenso wie die den ungedielten Boden bedeckenden Binsenmatten (Tatami) durchschnittlich nur zwei Meter lang und ein Meter breit.

Der gewöhnliche Arbeiter besitzt absolut nichts. Darum geht er, wenn es brennt, mit seiner Familie ruhig aus dem Hause und lässt seine Wohnstätte einfach niederbrennen. Es ist solche Feuersbrunst für die Anwohner immer ein Fest, und jeder lacht und freut sich über den durch dieselbe hervorgerufenen gewaltigen Tumult. Dieser Fahrlässigkeit im allgemeinen entspricht denn auch die Art der Hilfeleistung. Einzig zu rühmen ist die Uerschrockenheit, mit welcher die Löschmannschaften in das wogende Feuermeer einzudringen suchen, um einige Matten oder sonstige Kleinigkeiten zu retten. Im übrigen ist nur Unordnung sichtbar.

Im Verlauf der ersten Stunde fanden sich bei einem grossen Feuer in unserer nächsten Nachbarschaft allmählich die Druckspritzen ein, deren Mannschaften ihre Ankunft durch einen eigenthümlichen Lärm, welcher einem monotonen Gesange gleicht, ankünden. Zwei Stunden nach Beginn des Feuers erschien endlich auch die Dampfspritze. Nur dem Umstande, dass absolute Windstille herrschte, verdankten wir es bei diesem Brande, dass das Feuer auf seinen Herd beschränkt blieb. Die Dampfspritze hatte wahrlich nichts dazu beigetragen.

Sind die Häuschen heute abgebrannt, so entstehen morgen auf den rauchenden Trümmern schon wieder neue, welche in unglaublich kurzer Zeit fertig gestellt werden. Die Vorsicht der Hausbesitzer geht so weit, dass sie das Holz zum Bau eines neuen Hauses für den Fall einer Feuers stets an möglichst feuersicherer Stelle bereit liegen haben.

Ein zweiter Uebelstand in Tokio, dessen ich hier sofort gedenken will, besteht in den häufigen Erdbeben, welche

den Europäer in Furcht und Schrecken setzen und ihm den Aufenthalt hierselbst wohl verleiden können.

So erlebten wir gleich in den ersten Tagen unseres Hierseins zwei heftige Erderschütterungen, eine derselben von kürzerer Dauer, die andere über dreissig Sekunden anhaltend, so dass in unserem im ersten Stock gelegenen Hôtelzimmer sämtliche Gegenstände bedenklich hin und her schwankten, und uns ein unheimliches Gefühl beschlich.

Nach verschiedenen kleineren Erschütterungen erlebten wir im nächsten Jahre bei nächtlicher Dunkelheit ein sehr heftiges Erdbeben.

Starkes Brausen in der Luft kündete die Schreckensscene an. Dann hörten wir ein Schütteln und Knistern sämtlicher Thüren und Fenster. Man greift unwillkürlich nach der Lampe und wagt doch kaum aufzustehen, weil man nicht weiss, wohin man sich begeben soll. Angstvoll wartet jeder, ob das Dach oder gar das ganze Gebäude zusammenbrechen werde. Die leichte Bauart der Häuser bewahrt die Hauptstadt allerdings stets vor einem so erschütternden Unglücksfalle, wie er Lissabon im vorigen Jahrhundert traf und jetzt noch in Mittel- und Südamerika so häufig Tod und Verderben im Gefolge hat, doch hat bekanntlich vor dreissig Jahren auch in Japan ein so starkes Erdbeben stattgefunden, dass viele Städte des Landes und auch ein grosser Theil von Tokio schwer betroffen wurden und viele öffentliche wie Privat-Gebäude zusammenstürzten.*) —

*) Das seitdem entstandene „Meteorologische Institut von Tokio“ hat statistisch nachgewiesen, dass Japan zu den erdbebenreichsten Ländern der Erde gehört. In den Jahren 1880 bis 1888 wurden fünfhundertzweiundneunzig stärkere und schwächere Erderschütterungen des Landes beobachtet, darunter hunderteinundachtzig allein im Jahre 1888, so dass in diesem Jahre durchschnittlich jeden zweiten Tag ein Erdbeben stattfand. Der Alluvialboden, auf welchem Tokio ruht, setzt Erderschütterungen viel geringeren Widerstand entgegen als Felsgrund. Daher bezieht sich auch die weit überwiegende Mehrzahl jener Erderschütterungen auf Tokio selbst.

Für den zugewanderten Deutschen entwickelt sich das Leben in Japan ebenso wie anderswo in der Fremde. Nachdem wir die ersten Wochen im Hôtel verlebt und Hauptmann H. um sein reizendes Heim, sein in einem prächtigen Garten stehendes luftiges, geräumiges Haus, in welchem er sich sofort heimisch fühlte, beneidet hatten, nahte endlich auch für uns die Stunde, in welcher wir uns häuslich einrichten konnten.

Das uns überwiesene, auf dem Grund und Boden eines ehemaligen Daimiô-Palastes für uns neugebaute Wohnhaus war freundlich und sauber, auf der Höhe gelegen und mit einem Spitzdache versehen, dessen leerer Raum leider sehr bald von vielen, der Species der japanischen Wander- ratte zugehörigen Ratten, einer grossen, wohl in keinem Hause Tokio's fehlenden Plage, heimgesucht wurde.

Unsere vier zur ebenen Erde gelegenen hohen, grossen Zimmer sind sammt den zugehörigen vier Kammern in europäischer Weise elegant tapeziert, mit schönen schwarzlackirten japanischen Möbeln besetzt und mit Kaminen versehen, welche sowohl als kühlende Ventilatoren im Frühjahr, Sommer und Herbst dienen, wie als (freilich in sehr unvollkommener Weise) wärmende Oefen im Winter Verwendung finden. Weiche Teppiche und elegante Matten bedecken die Fussböden und geben den Wohnräumen den Eindruck heimathlicher Gemüthlichkeit. Ein breiter Korridor führt mitten durch das Gebäude, und breite Veranda's auf beiden Seiten sowie breite, doppelflügelige Verbindungsthüren gestatten reichlichen Luftzutritt, während weisse Rouleaux und grüne Gardinen Schutz vor grellem Sonnenlicht und drückender Hitze gewähren.

Der freie Platz vor dem Hause war von der Behörde mit zartem Verständniss für die Wünsche und Liebhaber- reien des Deutschen mit Cedern, Lebensbäumen und anderen, Ozon und Schatten spendenden Bäumen bepflanzt worden. Diesen fügte ich ein Dutzend sehr dankbarer

Bananen hinzu und später eine drei Meter hohe Tanne, welche zuvor zehn Tage lang in einer mit Erde gefüllten Kiste gestanden und das Weihnachtsfest in heimischer Weise verherrlicht hatte, dann in den Garten verpflanzt worden war, sofort Wurzeln schlug und bald neue Schösslinge ansetzte. So schuf ich mir einen Park im Kleinen, welchem der in und um Tokio sehr fruchtbare Boden schnell zum üppigsten Gedeihen verhalf.

In den Hinterräumen des Hauses wohnt unser von der Regierung mir zugetheilte und besoldete Dolmetscher Namens Asahina, während das Dienstpersonal, bestehend in dem unumschränkten Gebieter über Küche und Keller, dem Koch, und in seiner Frau, welche anfangs die Stelle des Hausmädchens vertrat, in einem besonderen Anbau einquartiert sind.

Dieselben führen eine absolute Herrschaft gegenüber der wirthschaftlichen deutschen Hausfrau, welche sich auch nicht den geringsten Eingriff in ihre Thätigkeit erlauben darf. Es hilft ihr nichts, wenn sie mit Hilfe ihres Dolmetschers erfährt, dass mit einziger Ausnahme des biederer Hammels alle Esswaaren, Wild, namentlich Hirsch und Wildschwein, Geflügel, besonders wilde und zahme Enten, Schnepfen, Fasane und Hühner (nur Gänse machen eine bemerkenswerthe Ausnahme) in Tokio sehr viel billiger sind als in Berlin. Denn die sämmtlichen Köche der Stadt haben sich zu einer Art Börse verbunden, auf welcher sie sich täglich treffen zu gegenseitigen Mittheilungen, namentlich zur Verabredung jener gemeinsamen Maassregeln, vermöge deren sie ihre verschiedenen Herren in gleicher Höhe betrügen. Von den Geschäftsleuten werden sie in sofern unterstützt, als der Europäer, wenn er bei diesen persönlich einkauft, bedeutend höhere Preise zahlen muss und demnach durch die Betrügereien des Koches nicht gar zu viel verliert.

Ueberhaupt muss der Europäer bei dem ruhigen und

schlaunen Japaner, welcher ein vorzüglicher Geschäftsmann ist, fast alles theurer bezahlen.

Beim Barbier erlegt der Japaner vier bis acht Sen, der Europäer zwanzig; der Kuruma fordert vom Europäer stets noch einmal so viel als vom Japaner; dagegen ist dieser, auch der der vornehmen Klasse, in Beanspruchung von mannigfaltigen, die zulässige Grenze oft übersteigenden Gefälligkeiten von dem Europäer überaus naiv und geht darin so weit wie möglich.

Kleidungsstücke sind in Tokio, vom Stiefel an bis zum Hut, ungewöhnlich theuer. Die Versicherung gegen Feuersgefahr kann man sich in einem japanisch gebauten Hause gar nicht, in einem anderen solide gebauten Hause bei einem Werth der zu versichernden Gegenstände von tausend Dollars nur gegen eine Prämie von zwanzig Dollars pro Jahr erkaufen. Das Billardspielen kostet für die Stunde sechzig Sen, eine Flasche Bier im Hôtel vierzig, ein Cognac zwanzig Sen. Das sind so einige Preise zur Beurtheilung der Kostspieligkeit des Lebens in Tokio.

Für die Mitglieder der „deutschen Gesellschaft für ost-asiatische Natur- und Völkerkunde“ beträgt der Jahresbeitrag zwölf Dollars (früher hundert Mark), die Aufnahmegebühr fünf Dollars. Ich führe diese Gesellschaft hier auf, um hierbei ihrer Gründer, des bereits oben erwähnten Oberstabsarztes Dr. Müller (jetzt Chefarzt des ersten Garnison-Lazarethes in Berlin), welcher gleichzeitig ihr erster Präsident war, und des damaligen Gesandten Herrn v. Brandt, sowie deren grosser Verdienste um die Deutschen in Tokio zu gedenken. Die mit unendlichen Opfern seitens dieser beiden Herren und der ersten hundertdreissig Mitglieder der Gesellschaft geschaffene, sehr werthvolle Bibliothek, wenigstens der hervorragendste Theil derselben und das mitgeschaffene Museum wurden später mit Hinblick auf die in Tokio stets drohenden Brände dem Völkermuseum in Leipzig geschenkt.

Herr Dr. Müller war, wie oben bereits angedeutet, als erster deutscher Lehrer mit unbeschränkter Machtvollkommenheit 1871 nach Tokio gekommen. Er hatte hier unter unendlichen Schwierigkeiten, da er erst die Eigentümlichkeiten des japanischen Charakters studiren musste, eine kaiserliche medicinisch-chirurgische Akademie, auf welche ich noch später zurückkommen werde, geschaffen und blieb deren Chefarzt und Leiter wie auch Leibarzt des Mikado bis zum Jahre 1876.

Seitdem haben viele deutsche Aerzte und Lehrer an der von ihm gegründeten Akademie weiter gelehrt und unterrichtet; ihm als dem Bahnbrecher ist von allen Deutschen Tokio's ein dankbares Andenken bewahrt worden.

Von den enormen Schwierigkeiten, welche ihm im Anfange seines Schaffens bereitet wurden, hat er in einer sehr eingehenden, in der „Deutschen Rundschau“, drittes und viertes Heft des Jahrganges 1888, erschienenen Arbeit eine recht drastische Schilderung gegeben. Der Titel der Arbeit, auf welche ich hiermit hinweise, lautet: „Tokio-Jyaku. Skizzen und Erinnerungen aus der Zeit des geistigen Umschwungs in Japan 1871—1876 von Dr. Leopold Müller, Oberstabsarzt I. Klasse.“ —

Um seine Häuslichkeit sich hier ohne Entfaltung besonderer Rechenkünste recht bequem zu gestalten, muss man über ein Monatsgehalt von wenigstens drei- bis vierhundert Dollars disponiren. Diese Summe nehmen die gewitzten Japaner dem etwas unbeholfenen Deutschen für seine kleinen und grossen Lebensbedürfnisse in aller Gemächlichkeit ab.

Erlaubt sich der Europäer, seinen Koch auf diese oder jene himmelschreiende Uebervortheilung aufmerksam zu machen, und fordert er in ruhiger Weise eine Aenderung, so fügt sich jener, scheinbar tief zerknirscht, erscheint aber schon am nächsten Tage und fordert mit tieferstem

Gesicht, unter dem Vorwande, dass seine Mutter krank oder dass sein Bruder gestorben sei, seine Entlassung.

Die Höflichkeit geht eben in Japan so weit, dass der Diener niemals den wahren Grund, nämlich seine Unzufriedenheit über die strenge Kontrolle der Herrschaft als Anlass seiner Kündigung angeben wird.

Eine weitere, auch auf die dienende Klasse sich ausdehnende Nationaleigenthümlichkeit der Japaner, ihre grosse Ruhe, übt auch auf den deutschen Herrn einen wohlthuenenden Einfluss aus. Niemals darf dieser, wenn er seinem Dienstpersonale imponiren will, heftig werden. Sobald er seinen Aerger deutlich zu erkennen giebt oder gar zu leidenschaftlichen Ausdrücken übergeht, so gilt er bei der Dienerschaft sofort für unfein und erreicht gar nichts. Die Leute hören zwar die in heftiger Weise gemachten Vorwürfe ruhig an und sprechen dann Tage lang über die Unhöflichkeit und geringe Bildung ihrer Herrschaft, denken aber gar nicht über das, was ihnen gesagt worden ist, nach. Wird ihnen hingegen der Vorwurf mit Ruhe gemacht, so wird das gerügte Uebel sicher für die Folge beseitigt.

Diese Ruhe des Menschen überträgt sich selbst auf die Thiere in Japan. Die Hunde zum Beispiel, deren es hier unendlich viele giebt, (sie brauchen in Tokio weder Steuermarke nach Maulkorb als nothwendige Requisiten für ihr Strassenleben) hört man sehr selten bellen oder gar heulen. Meistens halten sie auf der Strasse oder in einem Winkel Siesta, führen ein träumerisch-beschauliches Dasein, kümmern sich um nichts und rühren sich nicht, auch wenn die verlockendsten Vorfälle sich in ihrer Nähe abspielen. Dabei sind sie wohlgenährt und überlassen das Arbeiten, namentlich das Ziehen den Menschen, sind gutmüthig und beissen niemand.

Unseren ersten Koch Aida, einen beschränkten Menschen, der schon vorher fünf Jahre bei einer deutschen

Herrschaft thätig gewesen war, hatten wir bereits sammt seiner etwas deutsch sprechenden Hanna über ein Jahr in unserem Dienste, als wir dahinter kamen, dass uns derselbe trotz aller sonstigen Beschränktheit in ganz raffinirter Weise, weit über seinen Monatslohn von zwölf Yen hinaus, um mehrere hundert Dollars betrogen hatte. Nachdem wir ihm dann die Möglichkeit solcher extraordinären und rücksichtslosen Uebertheuerungen genommen, wurde seine Mutter plötzlich krank, und er zog sammt seiner schlaunen Hanna von dannen. Seinem Nachfolger wurde schon nach acht Tagen der Vater sterbenskrank, und erst unser dritter Koch begnügte sich mit einer Provision, welche uns menschlich vorkam, so dass ihm bis zur natürlichen Trennung von uns kein theures Familienmitglied erkrankte.

Der eigene Lebensunterhalt kommt dem gewöhnlichen Japaner unglaublich billig. Dabei isst er keineswegs schlecht, er speist nicht nur Reis und Fische, Pilze, Gurken und Rettiche, sondern auch Austern, Schnecken und andere Krusten- und Weichthiere nebst sonstigen japanischen Delikatessen und bereitet sich für wenige Rin alle möglichen Gemüsearten als Zwischengänge schmackhaft zu. Nur Brod, Milch, Butter und Käse, diese uns unentbehrlichen Nahrungsmittel, kennt er nicht und zeigt, wenn sie ihm vorgesetzt werden, Widerwillen, selbst Ekel; ebenso wenig liebt er, abgesehen von seinen religiösen Skrupeln, Fleischspeisen und isst sie daher auch nur sehr selten. Sein Essbesteck besteht aus zwei dünnen Stäbchen, welche ungefähr so stark sind, wie unsere gewöhnlichen Federhalter. Beim Essen bedient er sich derselben mit grosser Gewandtheit.

Der vornehme Japaner hat dem Franzosen vollständig das feine Pariser Menu abgelauscht. Er gewöhnt sich mehr und mehr an die europäische Art zu leben, sucht namentlich dem fremden Gaste gegenüber in seinem Auftreten möglichst europäisch zu erscheinen und isst seinem

Religionsbrauch zuwider Fleisch wie dieser. Man speist bei dem Minister genau so wie im Grand Hôtel in Paris, nämlich in neun bis zehn Gängen vorzüglich zubereitete Fischsorten, feine Gemüse und Braten, Speisen und Eis, und trinkt dazu die entsprechenden feinen Weiss- und Rothweine, Champagner, Bier, Kaffee und Thee.

Am wenigsten wird sich vorläufig der gewöhnliche Japaner mit unserer Kleidung befreunden, er wird dieselbe, da er von Natur sehr neugierig ist und alles scharf kritisiert, gewiss sehr wunderlich finden. Seine eigene Kleidung besteht, so fern er es nicht vorzieht, bei drückender Hitze und passender Gelegenheit ganz ohne solche einherzuwandern, in dem Kimöno, dem einem Kaftan ähnlichen Umhänge für den ganzen Körper, dann dem gleich näher zu beschreibenden Obi und in kurzen, derben, genähten Socken.

Unter den Aermeln sind die herabhängenden Zipfel seines Kimöno auf beiden Seiten derart zugenäht, dass sie auch gleichzeitig Taschen bilden, in welchen Männer wie Frauen alles das, was sie für gewöhnlich brauchen, mit sich tragen, gleichviel ob Esswaaren oder Streichhölzer, Tabaksbeutel und kurze japanische Pfeife, welche letztere zu den unentbehrlichen Requisiten jedes männlichen wie weiblichen Bewohners von Japan gehört. Dieselbe hat einen nur ganz kleinen Metallkopf und wird den Tag über sehr oft gestopft, mit wenigen Zügen ausgeraucht und dann sofort ausgeklopft.

Diese Rauchleidenschaft hat auch dem japanischen Kunsthandwerk eine bestimmte Richtung gegeben, derart, dass sämtliche Rauchutensilien, wie Kasten, Taschen, Pfeifen und vor allem die „Natsuke's“, das sind geschnitzte Elfenbeinknöpfe zur Befestigung des Tabacksbeutels, in Tausenden von Variationen, namentlich in Form von Thiergestalten und Helmen einen wesentlichen Artikel der japanischen Industrie bilden.

Ausserdem ersetzen jene Kunsttaschen auch noch die Handschuhe, da die Japaner ihre zurückgezogenen Hände und Arme darin einwickeln.

Der Kimöno wird von dem Obi, dem japanischen Gürtel zusammengehalten, welcher meistens gefüttert, fünf bis sechs Ellen lang ist und nicht selten ein Schmuckstück der japanischen Kleidung bildet.

Ihren Kaftan, der, wie gesagt, meistens ihr einziges Gewand ist, tragen die Japaner beiderlei Geschlechtes in gleicher Weise, nämlich auf Brust und Rücken keilförmig offen. Ein Hemde zieht nur der sich europäisch Kleidende an, allen anderen erscheint dasselbe als ein völlig überflüssiger Luxusartikel.

Zur Kleidung gehört ferner noch ein Hut von Riesen-dimensionen, bestehend aus einem leichten Strohgeflecht, welches mit weissem Stoffe überzogen ist. Darunter fehlt bei dem Arbeiter niemals das sogenannte Schweisstuch, ein Kopftuch, welches meistens bandartig um das Haupt geschlungen und vorn geknotet wird.

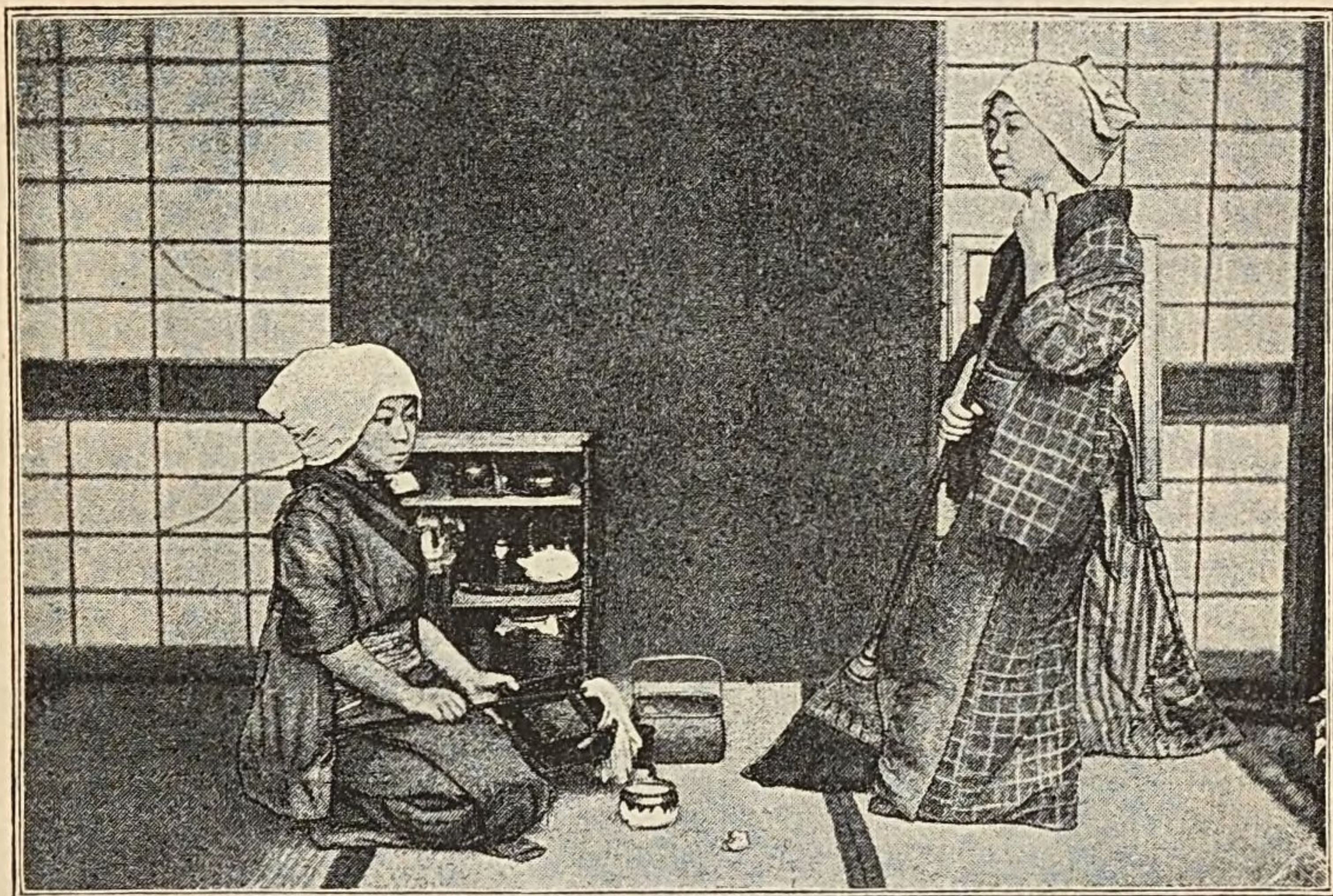
An den Füßen befinden sich für gewöhnlich sehr hohe, kleinen Fussbänken ähnliche, meistens aus dem leichten Holze der *Paulownia imperialis* (Kiri) hergestellte Pantoffeln, welche durch einen Papierriemen bezüglich ein weiches, aus Baumwollenstoff angefertigtes Band, das zwischen der ersten und zweiten Zehe hindurchgeht und jene schleifenartig umschlingt, in einer für die Japaner charakteristischen Weise vorn festgehalten werden. Diese Befestigung genügt für die auf ihren Holzpantoffeln stelzenartig einherbalancirenden Schönen, während die auf schnellere Gangart angewiesenen Kulis entweder barfuss oder in Sandalen dahineilen, welche letztere nach dem klassischen Vorbilde der Griechen ausserdem noch um die Knöchel durch Riemen befestigt sind.

Die Füße sind nur bei den Frauen mit Socken bedeckt, an welchen, wie bei unseren Fausthandschuhen, die

grosse Zehe durch einen Einschnitt — für das Pantoffelband — von den übrigen Zehen getrennt ist; die Mädchen trippeln mit blossen Füßen in ihren Pantoffeln einher.

Mit diesen wenigen Worten ist eine ziemlich erschöpfende Schilderung der japanischen Volkstracht gegeben.

Sehr dürftig ist dieselbe, wenn es sich darum handeln sollte, die einzelnen Volkstypen zu schildern. Dazu genügt auch nicht das trockene Wort, dies könnte dem Leser nur



Japanerinnen mit Kopftuch im Dienst, Zimmer aufräumend.

durch bildliche Darstellung erläutert werden, wie sie hier in einzelnen Silhouetten nach Photographien, welche an Ort und Stelle aufgenommen worden sind, vorgeführt werden soll.

Zuvor sei noch des Einflusses des Winters auf die Kleidung, namentlich die der Frauen, gedacht.

Beginnen die rauhen Herbststürme, stellt sich gar Schnee ein, dann hüllt die Japanerin ihr Gesicht ebenso wie unsere Damen in ein grosses, einem modernen Bashlik

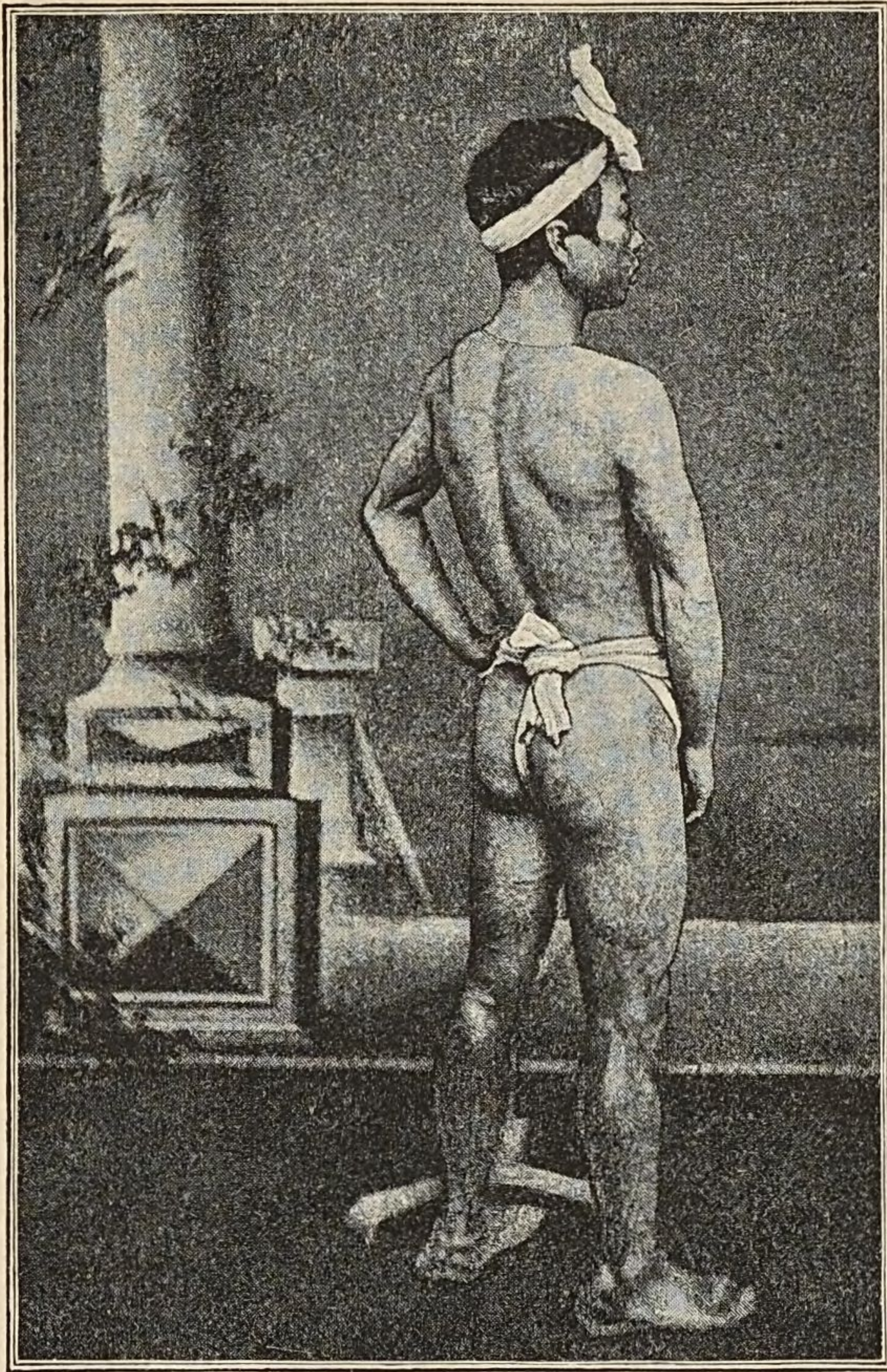
ähnliches Tuch ein, welches die obere wie die untere Hälfte des Gesichtes eng umschliesst, nur die Augen und einen Theil der Stirn frei lässt und im Nacken festgeknotet wird. Ausserdem umhüllt den ganzen Körper ein weiter, mantelähnlicher, über Kimöno und Obi hinabfallender, wattirter Umwurf, welcher am Tage bis zu den Pantoffeln hinabwallt und beim Gehen von den Händen hochgehoben wird, während er des Abends hoch geschürzt ist, da dann die Japanerin, in so fern sie ohne Dienerin ausgeht, der rechten Hand zum Tragen der hohen Papierlaterne (Andon), ihrer steten abendlichen Begleiterin auf der Strasse bedarf. Auch im Hause fehlt dieses Nachtlicht sammt seiner hohen Papierhülle abends niemals, ebenso wenig wie der „Hibatschi“, das Kohlenbecken, in welchem die für die Theebereitung wie die unentbehrliche Tabakspfeife notwendigen Kohlen stets in Gluth erhalten werden. —

Bezüglich der dienenden Klasse begegnen wir in der Hauptstadt den grössten Gegensätzen in der Kleidung.

Während sich Hausmädchen und Köchin bei ihrer gewohnten Thätigkeit, mit Ausklopfer und Besen bewaffnet, den ganzen Kopf bis auf das Gesicht mit dem breitgelegten weissen Schweisstuch haubenartig umhüllt und den ganzen Körper bis auf die nackten Vorderarme von dem schlafrockartig geschürzten Kimöno aus dunklem derben Stoff decent und gefällig bedeckt, kaum von unserem deutschen Dienstpersonale äusserlich unterscheiden, tritt uns unser die Zimmerarbeiten im Hause verrichtender, nur mit Schweisstuch und schmalem Obi bekleideter Zimmermann in brutaler Nacktheit entgegen, und es bedurfte meiner ganzen Energie, um ihm eine für unser Auge anständige Kleidung aufzuzwingen.

Die Wasserträgerin wiederum, welche sich uns täglich an dem reizend gelegenen Ziehbrunnen präsentirte, würde sich, wenn man von ihrer kunstvollen, für die Japanerinnen charakteristischen Haartour absieht, kaum von einer

pommerschen Bauerndirne unterscheiden. Ihr Kimono aus gestreiftem Kattun ist freilich sehr hoch geschürzt und lässt ausser den niedlichen, in den hohen Pantoffeln

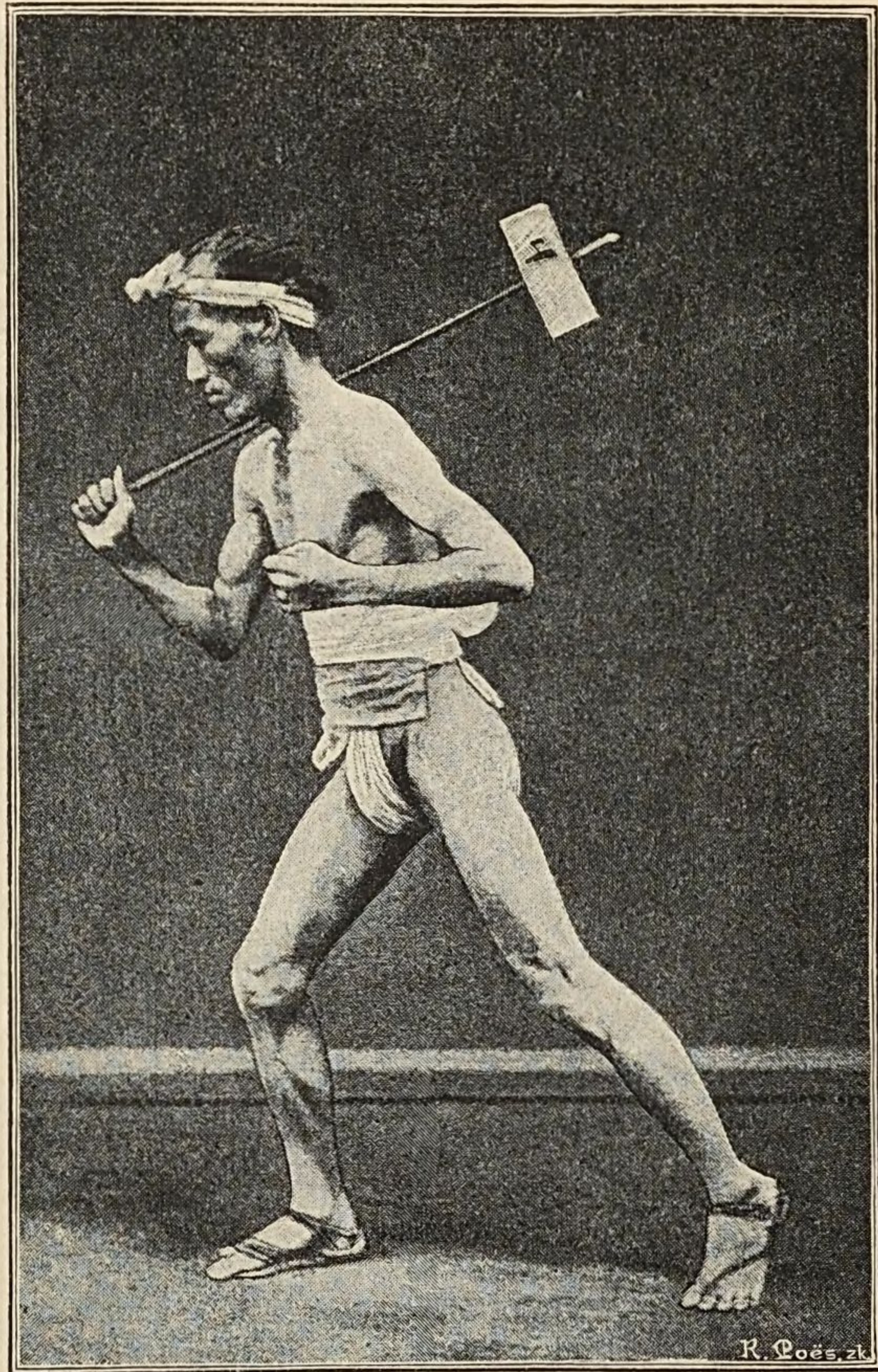


Ein Zimmermann in Arbeitskostüm mit Schweisstuch.

steckenden, nackten Füßen auch den grössten Theil des Schenkels frei; im übrigen entspricht aber die lose Hülle des Körpers, welche von dem Nacken und den Vorderarmen leicht zurückfällt, der Alltagskleidung unserer

Bauerndirnen, welche am Brunnen nicht einmal so intelligent dreinschauen würden.

Sieht man einen Landbriefträger der alten Zeit (die



Japanischer Briefträger aus früherer Zeit
mit Schweisstuch und Obi.

Japaner erfreuen sich seit tausend Jahren eines geregelten Postwesens) in seinem adamitischen Kostüme, nur mit Sandalen, Schweisstuch und blauem, um den Leib gewundenen Obi bekleidet und allein durch den, in jener alten, schon

von Herodot geschilderten Weise an einem Stecken befestigten und auf der Schulter getragenen Brief als Stephansbote kenntlich, auf der Landstrasse dahinstürmen,



Japanischer Zeitungsträger.

so sucht man unwillkürlich nach den Merkurflügeln an den Sandalen.

Gegenüber diesem altklassischen Typus erscheint der konservative japanische Zeitungsträger mit seinem mäch-

tigen Stabe in der einen, die Klingel in der andern Hand, als Vertreter des Rokoko. Vor sich trägt er die neuesten Zeitungsnummern als Aushängeschild und in



Kuli (Arbeiter) im Grasmantel.

einer Seitentasche sowie einem über die Schulter befestigten Sacke anderweite Zeitungen und Journale einher. Derbe weisse, von den Sandalenriemen umwundene Socken, kurze Beinkleider und ein Kimono von fast europäischem

Jaquetschnitt, ein weisses, mützenartig um das Haupt gewundenes Kopftuch, darüber ein mächtiger, den Sonnenschirm ersetzender Hut vervollständigen das eigenthümliche Bild.

Endlich vertritt der Briefbote der Residenz mit weissbaumwollenen Handschuhen, europäischer Fussbekleidung, leichter Kopfbedeckung und moderner Briefftasche die fortgeschrittene, auf der Höhe europäischer Kultur angelangte Neuzeit.

Wenn ich dann noch des mit buntem Kimöno, langen Socken und darüber mit einem männenartig lang herabwallenden Grasmantel bekleideten ländlichen Arbeiters, des Kuli, gedenke, welcher, das von ihm unzertrennliche Pfeifchen im Munde, den ganzen Kopf bis auf einen kleinen Gesichtstheil in das Schweisstuch eingehüllt und darüber einen mächtigen, pilzförmig gestalteten Hut gestülpt hat, so sind damit die charakteristischsten Typen der männlichen japanischen Bevölkerung von mir hervorgehoben.

Die einzelnen Volksklassen, namentlich auch die Frauen in ihrem öffentlichen Auftreten und in ihrer äusseren Erscheinung näher zu schildern, wird sich später Gelegenheit darbieten.

Nach dieser kurzen Abschweifung über japanische Eigenthümlichkeiten und Trachten kehre ich wieder zu meiner Häuslichkeit zurück, fahre in der Schilderung meiner begrenzten Beobachtungen fort und streife dann oberflächlich das Gebiet der japanischen Flora und der damit zusammenhängenden Kunst und Dichtung.

Zu unserer steten Umgebung gehörten ausser den zahlreichen Hunden unserer beiden Nachbarn, Professor F. und Dr. N., Katzen und Spatzen, Raben und Schwaben, Ratten, Fledermäuse und unendlich viele Weihen. Mit den heissen Tagen des Frühlings fand sich auch die

Schwalbe ein, welche sich in verschiedenen Exemplaren bei uns, munter zwitschernd, häuslich niederliess. Hierzu gesellten sich als besondere Specialität von Hausplage noch Schlangen, deren es ein halbes Dutzend Arten, darunter auch eine giftige, in und um Tokio giebt.

Beim Betreten des freien Platzes vor meinem Hause sah ich nämlich eines Tages ein Exemplar dieser Gattung in Meterlänge vor mir und machte sofort in Gemeinschaft mit dem Koch und dem Dolmetscher Jagd auf dasselbe als ein ganz neues Wild. Doch ehe wir Zeit gewonnen hatten, uns mit den entsprechenden Waffen zu versehen, war das kluge Thier schon durch die Thür der Veranda entschlüpft und zwischen Steinen in einer Spalte unseren Blicken entschwunden. Nunmehr haust es daselbst, steckt zuweilen neugierig den Kopf hervor, verschwindet aber sofort beim geringsten Geräusche. Uebrigens gelten die Schlangen in Tokio nicht für gefährlich. Immerhin ist eine solche Hausfreundschaft etwas bedenklich. — Späterhin war ich glücklicher bei einer gleichen Jagd.

Einige Schritte von der Veranda meines Hauses entfernt, befindet sich hinter derselben ein am Abhange vier Meter tiefer liegender Garten, in welchem ich schöne Blumen und Sträucher züchtete, den ich aber im Sommer, wenn Gras und Unkraut in Meterhöhe emporwucherten, selten betrat. Nachdem nun ein japanischer Bauer, der es unbegreiflich fand, dass die verschwenderischen Deutschen ein so schönes Stück Land unbenutzt liegen lassen, nach eingeholter Erlaubniss jenes Gras abgeschnitten hatte und mit seiner reichen Ernte vergnügt von dannen gezogen war, überraschte ich beim Wiederbetreten des Gärtchens eine ellenlange Schlange, betäubte sie durch einen Schlag auf den Kopf und sorgte mit Hilfe des Koches für ein ordentliches Begräbniss in einer Cognacflasche, um sie als Siegesbeute nach der Heimath mitzunehmen.

Dieses Aquarium vervollständigte ich später durch

ein zweites, von mir eingefangenes Exemplar und durch eine seltene Giftschlange, welche mir der Dolmetscher des Herrn Hauptmann H. überbrachte. —

Bei näherer Umschau im Garten entdeckte ich tief am Boden wundervolle, im herrlichsten Roth erglühende Erdbeeren, welche sich jedoch, wie ich bei vorsichtiger, vor dem beabsichtigten Genusse eingezogener Erkundigung erfuhr, unter dem Gluthkuss der japanischen Sonne in anderer Weise entwickeln, als unsere bescheidene, heimische Walderdbeere, hier statt Labung Gift spenden und daher „Schlangenbeeren“ genannt werden. Ebenso erinnert hier manche Blume an die Heimath und ist doch eine andere, wie das auf unseren heimischen Bergen und in den Thälern bescheiden blühende Blümchen.

Veilchen zum Beispiel sieht man hier in grosser Zahl, aber sie blühen nicht im Verborgenen, sondern entfalten sich an sonnigen Plätzen in blassblauer Farbe, spenden aber auch nicht den geringsten Duft, wie überhaupt fast alle Blumen hier duftlos sind. Ein etwas derbes, diesen Punkt berührendes, japanisches Sprichwort lautet: „In Japan giebt es keinen Vogel, der singt, keine Blume, welche duftet und kein Mädchen, welches —“; doch davon später. —

Neben den hier in dichten Schaaren umherfliegenden Sperlingen, Raben und Weihen giebt es an Geflügel sehr viel mehr als in Deutschland. Namentlich schwimmen wilde Enten in kolossaler Menge in den zahlreichen Kanälen und Gräben Tokio's umher, und die Fasane sind hier lächerlich billig. An Pflanzen und Gemüsearten hat man hier reiche Auswahl. Vorzügliche Kartoffeln, prächtige Spargel, Weiss- und Blumenkohl, so wie verschiedene Salate stehen täglich zur Verfügung.

Die reiche Flora Japan's giebt zugleich der Dichtkunst wie dem blühenden Kunstgewerbe daselbst, diesem als Muster für Kunstschöpfungen, mächtigen Aufschwung.

Es sei hier erwähnt, dass Japan an Blumenreichthum wohl kaum von einem anderen Lande übertroffen wird, und dass die Vegetation hier geradezu herrlich ist.

Unter dem Einflusse des, wie wir gleich sehen werden, sehr breiten, in weiten Abständen des Thermometers schwankenden, intensive Hitze wie Kälte spendenden Klimas hat sich die japanische Flora einen Formenreichthum, der Pflanzenwuchs eine Ueppigkeit bewahrt, welche noch die des Randes bezüglich der Umgebung des laggo maggiore und des Mittelmeerbeckens übertreffen und gewisse Eigenthümlichkeiten der tertiären Periode in der Entwicklungsgeschichte unserer Erde noch gegenwärtig darbieten. Man findet hier neben den der heissesten Zone zugehörigen, duftenden Storaxbäumen das Heidekraut und die Heidelbeere des Nordens, Lorbeer und Myrthe neben der Kornelkirsche und dem Weissdorn.

Schon in den ersten Tagen des März beginnen die Kamelien in allen Farben zu erblühen und dehnen ihre immer erneute Blüthezeit bis tief in den Sommer hinein aus. Dann folgen die Momó, der japanische Pflaumenbaum, und die Sakuráda, der Kirschbaum, deren Blüthen sich auf Kosten der kleinen und ungeniessbaren Frucht herrlich entfalten, die bevorzugten Lieblinge aller japanischen Dichter. Um dieser ihrer bald weissen, bald rosig angehauchten, bald dunkelrothen Blüthen willen werden sie in den meisten öffentlichen Gärten und auf Lustplätzen gepflanzt und grossgezogen.

Die Rose wächst in Japan wild und wird um ihrer mangelnden Entwicklung willen nicht besonders beachtet. Das hohe Ansehen, welche diese in unseren heimischen Fluren nicht nur bei Dichtern und Liebenden als Repräsentantin des jungfräulichen Duftes der Unschuld und Schönheit genießt, wird hier auf die Lotosblume übertragen, welche aus den schlammigen Gewässern, in welchen sie wurzelt, gleich der „aus dem Schlamm irdischer Leiden-

schaft zum göttlich Reinen aufstrebenden menschlichen Seele“ ihre weissen und rothen Blüthen zum Lichte emporhebt, wie ein japanischer Dichter singt.

Später verschönern die Kiko's*) mit ihren in allen Farbennüancen leuchtenden Blüthen, eine Asterart, die Landschaft, und so wechseln den ganzen Sommer hindurch die verschiedenen Blumen mit einander ab und erfreuen, jede in eigener charakteristischer Schönheit, das Auge des dafür empfänglichen Beschauers.

Den Sang der Uguisu, der Nachtigall, die noch unter dem Schnee aufbrechenden Blüthen der Momó und die in der Morgensonne erglänzenden Blüthenwolken der von allen Abhängen herabschauenden unzähligen Sakuráda-Bäume, welche dem von dem Anblick entzückten japanischen Dichter in ganzen Wäldern entgegenschimmern, begrüsst dieser als erste Boten des Frühlings und beneidet den Wind um sein Kosen mit den bald als Nebelschleier dahinziehenden, bald wie Schneeflocken vom hohen Gebirge herabsinkenden Blüthenblättern; er lässt sich von dem süssschaurigen Rufe des Hototogisu, des Nachtkuckuks, und der Blüthenpracht des von diesem mit Vorliebe aufgesuchten Orangenbaumes, von dem entzückenden Farbenschmelze der Kamelienbäume mit ihren zahllosen, weissen und rothen, einfachen und doppelten Blüthenknospen, von der Pracht der Glycinen mit ihren lilafarbenen Blüthen-

*) *Chrysanthemum indicum*, die japanische Goldaster, welche man schon auf japanischen Zeichnungen, Vasen und Lackarbeiten aus dem sechzehnten Jahrhundert findet, und die noch gegenwärtig dem höchsten japanischen Orden den Namen verleiht, wurde 1789 in Europa eingeführt. Im November 1889 feierten wir das hundertjährige Jubiläum ihrer Verpflanzung nach Europa durch eine grosse Ausstellung von Hunderten ihrer Spielarten in dem grossen Saale der Flora in Charlottenburg, zu welcher aus allen europäischen Gärtnereien die seltensten Abarten dieser prächtigen Zierpflanze gesandt und goldene wie silberne und bronzene Vereinsmedaillen von den Preisrichtern des „Vereins zur Beförderung des Gartenbaues in den Königlich Preussischen Staaten“ als Prämie vertheilt wurden.

trauben und von den goldgelben Blüthen der Berriabüsche zum Lobgesange des Sommers begeistern; die gelben Reisfelder, die in Purpur getauchten Blätter der Ahornwälder, unter denen der brünstige Shika- (sprich Ska) Hirsch seinen heiseren Ruf erschallen lässt, und über welche die Wildgänse ihren südlichen Winterquartieren entgegenziehen, preist er als Vorzüge des Herbstes und schildert die Schönheit des sein Dichtergemüth mit Wonne erfüllenden herrlichen Herbstmondes; einige Wochen später begrüsst er wiederum in dem die erstarrte Erde einhüllenden Schnee, dem Abglanze seiner unter dem Druck der irdischen Sorgen erstarrten und doch lichten Seele, den Vorboten der den Frühling ankündenden Kirschblüthe.

Nach japanischem Sprichwort sind diese drei Repräsentanten der Jahreszeiten und gleichzeitigen Sinnbilder des kindlich-reinen Gemüthes, die Kirschblüthe, der Herbstmond und der Schnee, zugleich die natürlichen Freunde des Dichters.

Die japanischen Dichter nähern sich mit ihrer Gemüthstiefe und ihrer poesievollen Auffassung der Naturerscheinungen nicht selten unseren deutschen Lyrikern.

Die auf blühendem Momózweige schlagende Nachtigall; die über blühende Kirschbäume dahinziehenden Nebelwolken, die „Segler der Lüfte“, welche vom Vollmondscheine beleuchtet werden; die von wildem Wirbelwinde in den Bergstrom geschleuderten, diesen wie mit Blut färbenden Ahornblätter; die Krystallblumen auf dem schneebestäubten Schleier und die Momóblüthe auf dem schmelzenden Eise: welcher deutsche Lyriker hätte nicht ähnliche Vergleiche aus seines Herzens Tiefe erschlossen? Auch von dem japanischen Dichter hört man öfter die im deutschen Liede durch den Hinweis auf die Vergänglichkeit alles Schönen begründete Aufforderung, die „Blumen zu pflücken, ehe sie verblühen“.

Alle diese Naturbilder, welche durch Citate aus den

tiefsinnigen japanischen Dichtungen ver Hundertfacht werden könnten, finden wir auch als Motive auf den kleinen Schnitzarbeiten, den Schwertgriffen, verschiedenartigen Geweben und Thongefässen der Japaner wieder, auf ihren Darstellungen in Seide, Porzellan und Holz, in welchen sie bis zur Stunde für uns wie für alle andern Kulturvölker noch unerreichbar sind. —

Selbst die umherziehenden Händler geben uns durch ihre Waare schon einen Begriff von der Geschicklichkeit der Japaner.

Ein Blick auf den fliegenden, seine Flechtwaaren auf der Strasse ausbietenden Korbwaarenhändler, welcher mit seinem dunklen lodenartigen Habit, bestehend in Kimono, Wadenstrümpfen und Sandalen, und mit dem durch zwei Schnüre am Kinn befestigten Riesenhute unseren Kinder sehr gut als „schwarzer Mann“ imponiren könnte, zwingt uns zu dieser Anerkennung.

Eine Unmasse der verschiedenartigsten Körbe, Siebe, Wedel, Zierrathen, zierlichsten Besen, Pompadours und ähnlicher, für den Geschmack, die Geschicklichkeit und Kunstfertigkeit des einfachen Handwerkers sprechenden, geflochtenen, kleinen Kunstwerke trägt er aufgethürmt an den beiden Enden eines langen Stabes, der beim Weiterwandern auf seinen Schultern ruht, beim Anbieten und Verkaufen der Waare hingegen leicht abgehoben werden kann und dann auf einem zu diesem Zweck mitgenommenen, breiten Stocke, welcher nun auf die Erde gestemmt wird, balancirt.

Es erinnerte mich diese Art des Laststützens an die braunen Stabträgerinnen bei Amalfi, — die Nachkommen der im Mittelalter dort hausenden maurischen Seeräuber — welche beim Ruhen wie beim Handeln mit dem Fremden ihre sonst auf dem Nacken liegende Last in gleicher Weise durch einen Stab stützen.

Tritt man, um diese Kunstfertigkeit der japanischen

Handwerker weiter zu würdigen, in einen Laden mit Klempnerwaaren ein, vor welchem der Besitzer in der Haltung eines indischen Pagoden, die Arme und Hände in die Kimono-Zipfel gewickelt, starr und unbeweglich hockt, so bedarf es längerer Zeit, um die verschiedenartigen, oft recht barocken, aber immer künstlerisch vollendeten Formen der einzelnen Gefässe zu mustern. Manche von den eng über einander aufgestellten Kannen sind



Japanischer Korbwaarenhändler.

eigenartig ciselirt und phantastisch geschmückt. Von der Decke hängen an Ringen und Haken grössere, complicirtere Maschinen neben allen möglichen Sorten von löffelartigen Schöpfinstrumenten herab, und die Matten ringsum sind, mit sorgfältigster Ausnutzung des Raumes, mit kleinen Töpfen, Tiegeln und Metallwaaren bedeckt.

Ein anderes Bild gewährt wiederum der Papierladen nebenan.

Aehnlich den Ballen unserer Schnittwaarenhändler sind hier die verschiedensten Papiersorten, nach Farbe

und Feinheit geordnet, über einander gepackt, während die ganze Familie mit den unentbehrlichen Pfeifen im Munde davorsitzt.

Verschiedenfarbige Anpreisungen und Preislisten belehren den der japanischen Schriftzeichen Kundigen über die Güte des in Japan aus verschiedenen Pflanzenfasern hergestellten sogenannten Reispapieres, dessen Fabrikation wir später, gelegentlich des Besuches einer Papierfabrik,



Laden mit japanischem Küchengeräth.

noch kennen lernen werden, und welches in der That von unübertrefflicher Dauer und Festigkeit ist, vom einfachen Packpapier an bis zum feinsten Noten- und Schreibpapier. Seitens der japanischen Behörden wird stets mit Pinsel und Tusche, der chinesischen, aus Russ und Rettichsamenöl hergestellten Schwärze, auf diesem Papier geschrieben, welches sich so fest wie Zeug anfühlt und nahezu unzerreissbar ist. —

Später hatte ich Gelegenheit, die japanische Kunstfertigkeit in ihrem ganzen Umfange auf einer Gewerbe- und Kunstaussstellung in Tokio kennen und schätzen zu lernen.

Das Gebäude, in welchem dieselbe stattfand, war einfach und ohne jeden Schmuck aus Holz aufgebaut, aber die ausgestellten Gegenstände waren so kostbar und fein gearbeitet, wie ich ähnliche bisher nirgends in der Heimath gesehen. Die Aussteller hatten sich hier auch als gut rechnende Kaufleute erwiesen, indem sie durch ein auffallend niederes Eintrittsgeld von zwei Sen (etwa acht Pfennigen) ein grosses Publikum heranlockten und ihre wunderschönen Waaren sammt und sonders zum Fabrikpreise absetzten.

Aus dem in Japan vorzüglichen Hanf, aus Binsen, Reisstroh, den verschiedenen Bambusarten und mehreren Schlingpflanzen, endlich aus Blattstielen der japanischen Fächerpalme (*chamaerops excelsa*) flocht sich schon seit uralten Zeiten der Landarbeiter, namentlich der arme Bewohner der Gebirgshöhen, seinen Strohhut und seine Strohmatten, so wie seinen Sonnenschirm von unendlichen Dimensionen, welcher ihm den während der heissen Monate in Japan für Menschen wie Thiere unbedingt nothwendigen Schutz gegen die Gluth der stechenden Sonnenstrahlen gewährte.

Allmählich wurde diese Industrie verfeinert und von weiteren Kreisen der Bevölkerung als lohnender Erwerbszweig ausgeübt.

Aus Rohr- und Bambuspapier werden die japanischen Fächer hergestellt, welche sich den Weltmarkt mehr und mehr erobern, aus Reisstroh die feinsten Kästchen für Visitenkarten, die zierlichen Präsentirteller und Körbchen (*Bunko's*), so wie die Platten und Täfelchen, auf denen der vornehme Japaner jedes Geschenk dem Europäer überreicht, und in welche mit dem einfachsten,

immer gleichen Material, mit Reisstrohhalmen, die feinsten Figuren und Verzierungen eingelegt sind. Aus dem gleichen Stoffe werden die in Japan sehr beliebten Pinselköcher (Fude-tade) hergestellt, deren Inhalt jeder Japanerin unentbehrlich ist, sowohl zum Schreiben, das eher Malen mit Tusche und Haarpinsel bezeichnet werden darf, wie zum Schminken von Gesicht und Körper.

Auch die sehr beliebte Spielerei des Musikago, eines Käfigs für weisse oder bunte Mäuse und Ratten, oder auch für Cikaden — verschiedene Grillenarten, welche sowohl die Hausfrau durch ihr bei den musikalisch unglaublich gering veranlagten Japanern für melodisch geltendes Gezirp, wie auch den Hausherrn durch ihre Tapferkeit bei den in Japan und China sportmässig betriebenen Grillenkämpfen erfreuen, auf denen dieser seiner Spielleidenschaft fröhnen kann — besteht meistens aus einem Geflecht von Reisstroh. Doch sieht man auf der Ausstellung dieselben Käfige auch aus werthvollerem Material und betrachtet weiter mit Entzücken die prachtvollsten Bunko's und Kotan's, grössere und kleinere Kästchen zum Aufbewahren aller möglichen Bedarfsgegenstände, von Kleinigkeiten wie Briefbogen, wohlriechende Essenzen und Geräth zum Schwärzen der Zähne an bis zu den theuersten Werthsachen und Kostbarkeiten.

Der zu ihrer Herstellung verwendete irisirende Lack, in dessen Zubereitung die Japaner bekanntlich Meister sind, ist mit Goldplättchen und Perlmutter als Einlagen durchzogen, in welchen farbenprächtige Thiere mit ihrem herrlichen Gefieder in naturgetreuer Darstellung erglänzen. Mit dem hell schimmernden Gelb des Goldstaubes wechseln andere Metall- und Zinnoberfarben in geschmackvollster Anordnung ab.

Die japanischen Lackarbeiten sind von so unverwüstlicher Dauer, dass selbst der stärkste Spiritus die Politur nicht gefährdet. Von der Herstellung derselben wissen

wir so viel, dass die zu lackirenden Flächen vorher mit vielfachen Lagen von Thonmassen und von Pflanzpapier überzogen werden, und dass der Lack in mehrfachen, unterbrochenen Schichten aufgetragen wird.

Die mit Silber ausgelegten Broncen, sogenannte Niello's, werden namentlich in Kiôto und Tokio dargestellt. Eben dorthier stammen auch die bis jetzt noch unerreicht gebliebenen und einzig dastehenden japanischen Cloisonnés, jene mit *émail cloisonné* gezierten Zellschmelzarbeiten, nämlich in Kupfer getriebene Vasen, Urnen, Schüsseln oder Figuren, mit deren Flächen kunstvoll verschlungene gelbe Drähte durch einen geheimnissvollen Saft unlöslich verbunden werden, worauf die Füllung mit der Emailmasse, dann Schliff und Politur folgen.

Die von Japan her bezogenen Gongs oder Tamtams, Metallscheiben aus Bronze mit einem Ausschnitt in dem concaven, breiten Rande mit dem den Asiaten so wohlbekannten, markerschütternden, prachtvollen Tone beim Anschlag dieser Stelle, sind keine Eigenprodukte, da die uns nicht bekannte Zusammensetzung dieser Bronze ein Geheimniss der Chinesen ist.

Aber in Porzellan und Steingutarbeiten, welche nach den Hauptproduktions-Orten oder Landschaften verschieden benannt und mit reich stilisirten Ornamenten versehen sind, finden wir sie wiederum als Meister, und wir sahen Gefässe, auf deren Wölbungen in kunstvoller Weise ein Stück alter japanischer Geschichte mit scharfer Individualisirung jeder geschichtlichen Persönlichkeit in an einander gereihten Medaillons dargestellt ist, alles natürlich Handarbeit.

Von grosser Kunstfertigkeit zeugt auch ihre Bearbeitung des Bambusrohres, welches mit der Zeit ganz dunkel und fest wie Ebenholz wird. Mit den einfachsten Instrumenten schneiden sie aus diesem mit unendlicher

Geduld und mit Geschick die schönsten Ornamente, abwechselnd mit lebendigen Scenerien aus. Man erkennt hier in dem Japaner den grossen Naturfreund, welcher sich an den Schönheiten der Natur erfreut und alles das, was er mit scharfen Augen auf den Fluren und in den Wäldern erfasst hat, mit kundiger Hand wiedergiebt.

Unter den dargestellten Thieren begegnet man öfter dem Fabelthiere Kirin, welches an anderer Stelle auch in Bronze dargestellt ist, einem unserem Vogel Greif ähnlichen, mit mächtigen Klauen und Flügeln versehenen Riesenvogel, der nach japanischer Sage stets als Vorbote eines grossen Ereignisses auftritt und auch immer erscheint, wenn dem Volke ein berühmter Mann, ein grosser Weiser geboren wird.

Hieran schliessen sich weiter kostbare Arbeiten in Metallmosaik, in Schildpatt und Elfenbein und sehr geschmackvolle Schnitzereien aus Holz. Auch sieht man reizende Präsentirschüsselchen aus den Rinden verschiedener Bäume geschnitzt.

Die das Auge des Fremden besonders fesselnden stilvollen Spielereien und Nippes finden übrigens, wie hier nebenbei bemerkt sei, im Lande selbst keine Verwendung und werden nur als Verkaufsgegenstände und Geschenke für Europäer hergestellt, gehören aber immerhin zu den Erzeugnissen der japanischen Kunstindustrie.

Im Hinblick auf diese Leistungen, unter denen Schmuckstücke in Bronzeguss das Auge besonders fesselten, kann es nicht Wunder nehmen, dass der Einfluss Japan's namentlich im Gebiete des Dekorativen ein so bedeutender geworden ist und unsere Geschmacksrichtung in so einschneidender Weise beeinflusst hat.

Auf verschiedenen deutschen Kunstgewerbe-Ausstellungen hat Japan in der Keramik und Lackmalerei, der Emaille- und Bronze-Industrie, in Elfenbein-, Holz- und Steinschnittarbeiten, selbst in der Färberei und Weberei

ganz Ungewöhnliches geboten und ist durch erste Preise und anderweite Anerkennungen ausgezeichnet worden.

Die Japanschwärmerei hat, auf Kosten unserer heimischen Kunst, der Ausschmückung unserer Zimmer und sogar dem Kopfputze unserer Damen eine gewisse Richtung gegeben. Das Uebertriebene in dieser Nachahmungssucht wird wieder verschwinden, aber nach mancher Seite hin wird der Einfluss der japanischen Kunst auf unsere Geschmacksrichtung von Dauer sein.

Auf das glücklichste wird der einheimische Künstler durch die mannigfachen vorzüglichen Holzarten, welche das Land liefert, in seinen Leistungen unterstützt.

Wie durchbrochenes Elfenbein sehen die Schnitzereien aus dem Holz der japanischen Rüster (*ulmus Keaki*) aus, während der *Diospyros Kaku* ein leicht grau gefärbtes Holz von der Dichtigkeit und Festigkeit des Ebenholzes liefert. Das Holz des Wachsbaumes, *rhus succedanea*, sieht schön gelb aus, ebenso das von *Melia japonica*; von *Cryptomeria japonica* giebt es mehrere Spielarten von grünlicher und röthlicher Farbe, das Holz von *Cydonia sinensis* ähnelt braunem Ebenholze, und der hier in ganzen Wäldern vertretene Ahorn hat blendend weisse Farbe. Diese verschiedenen Holzsorten im Vereine mit dem Paulowniaholz und dem der hier heimischen Cedern und Sonnenbäume liefern dem künstlerisch veranlagten, japanischen Tischler reiches Material zur Ausführung seiner Intarsia-Arbeiten.

Mit diesen kurzen Andeutungen ist ja die Mannigfaltigkeit japanischer Kunstleistungen auch nicht annähernd erschöpft.

Bei aufmerksamer Betrachtung einer japanischen Ausstellung kann man einen ziemlich sicheren Rückschluss auf gewisse Volkseigenthümlichkeiten machen.

Die vielen Tabaksäckchen aus Lederpapier, welche schnell verkauft und immer wieder neu ergänzt werden, zeigen, dass der Japaner ein leidenschaftlicher Raucher ist.

Neben ihnen sehen wir die bereits erwähnten, auf das verschiedenste gestalteten, in Japan viel begehrten Natsuke's, jene eigenthümlich geformten Knöpfe, an welchen der Japaner mittelst dicker Seidenschnüre Kleinigkeiten, vor allem Rauch- und Schreibutensilien befestigt. Auch ist ein hier an gleicher Stelle verkäufliches, eigenthümliches Heilmittel erwähnenswerth, eine japanische Moxa, das heisst eine mit Baumwachs bestrichene Papierdüte, welche an den leidenden Körpertheil angeklebt und dann angezündet wird, ein unfehlbares Mittel der alt-japanischen Schule gegen Haut-, Muskel- und Nervenleiden, welches hier öffentlich als Panacee verkauft wird.

Die eigenthümlich geformten Reisdosen und die roth lackirten, mit Malereien auf der Innenseite der Becher versehenen Trinkgefässe deuten darauf hin, dass man sich im Lande des Thees und des Reisbieres befindet.

Unter den aus den verschiedensten Metallen gegossenen und geschmiedeten Küchengeräthen überwiegen daher auch der Reiskessel, die Theekanne und die Reiskanne, aus welchen Saké, auch Saki genannt, das aus dem Reis gegohrene Reisbier, geschenkt wird, jenes nationale Getränk, welches seines weinsäuerlichen Geschmacks wegen trotz des nicht sehr hohen Alkoholgehaltes auch Reiswein genannt werden könnte.

Bis zur Einführung deutschen Bieres*) wurde dasselbe als japanisches Nationalgetränk in grossen Quantitäten gebraut, so dass der fünfzehnte Theil der Reisernte zu

*) Auch das hat sich inzwischen innerhalb weniger Jahre in diesem rasch emporstrebenden, hochintelligenten, europäischer Kultur sich zuneigenden Staate geändert. Während noch im Jahre 1887 zwei und eine halbe Million Flaschen Bier im Werthe von nahezu dreihunderttausend Dollars aus Deutschland eingeführt wurden, sind seit Beginn des Jahres 1889 mehrere Brauereien in Japan errichtet, und gegenwärtig (1890) werden in Japan mehr als dreissig verschiedener Sorten einheimischen Bieres auf deutsche Art gebraut, wodurch natürlich die Einfuhr deutschen Bieres ausserordentlich zurückgegangen ist.

seiner Herstellung verwendet wurde. Sauer und süß, scharf und bitter zugleich schmeckend und nach Fuselöl riechend, kann Saké einen deutschen Gaumen nicht reizen.

Bei festlichen Gelegenheiten wird es in Japan rituell auch jetzt noch in grossen Mengen getrunken und wirkt dann, bei einem Alkoholgehalt von zehn bis zwölf Procent, natürlich auch berauschend. Namentlich sind die Aino's, die Ureinwohner Japan's, deren weiterhin gleich gedacht werden wird, grosse Verehrer des Saké's und betrachten die Trunkenheit als eine religiöse Pflicht; sie müssen „den Göttern zutrinken, um nicht zu sterben“.

Auch im Rausche bewahrt der Japaner seinen ruhigen, liebenswürdigen Charakter. Streit und Raufsucht sind hier niemals die Folgen desselben. Nur eine übele Folge tritt regelmässig nach dem Sakérausch ein: das darauf folgende Unwohlsein, der Katzenjammer des nächsten Tages, ist immer sehr nachhaltig und währt manchmal zwei bis drei Tage. —

Im Anschluss an diese Ausstellung, welche so manche Erinnerung an die Kunst früherer Jahrhunderte unter der sie schirmenden mächtigen weissen Flagge mit der rothen Sonne in der Mitte — der japanischen Flagge — barg, sei der eben erwähnten auf dem Aussterbe-Etat stehenden Ureinwohner Japan's gedacht, von denen ich hier einige Typen erblickte, und welche gegenwärtig nur noch im hohen Norden auf der Insel Jeso und den Kurilen ansässig und einheimisch sind, der braunroth gefärbten, an die Eskimos erinnernden, gleichfalls wenig reinlichen Aino's.

Diese gelten allgemein als die Ureinwohner Japan's und haben sich nur dort noch rein und unvermischt erhalten. In einem Jahrhunderte langen Kampfe mit den andrängenden, eroberungslustigen Shoguns hatten sie sich immer wieder ihre Unabhängigkeit zu bewahren gewusst. Schliesslich wurden die aus den vielen mörderischen Kämpfen übrig Gebliebenen unterworfen und einem japa-

nischen Gouverneur tributfähig gemacht. Sie leben auf ihren nordischen Inseln mit langem Winter und sehr kurzem Sommer kärglich von Fischfang und der Einsammlung und Zubereitung des essbaren Seetangs, welchen sie an der Küste trocknen und in Bündeln nach China exportiren.

Es sind kümmerlich aussehende, stark behaarte, sehr kleine Gestalten, welche sich sämmtlich tätowiren und sich, abgeschlossen von allen Einwirkungen höherer Civilisation, einen ehrlichen, biedereren Charakter bewahrt haben. Die Frauen tätowiren sich mit Vorliebe die Oberlippe schwarzblau, um so den Anschein eines Bartes zu erzeugen, jedenfalls eine eigenthümliche Liebhaberei und Schönfärberei. —

Im Gegensatze zu ihnen befreunden sich die der europäischen, speciell deutschen Kultur und Rechtspflege entgegengeführten Bewohner der Residenz auch schnell mit allen Schattenseiten derselben, wie ich hier, allerdings ausserhalb des Rahmens dieser Schilderung, vier Jahr vorgreifend, anführen will. Dank der 1888 im Japan eingeführten Pressfreiheit bemächtigte sich der Japaner bei der Mittheilung, dass der lange vorbereitete Vertrag mit Deutschland dem Abschluss nahe war, laut welchem neue Gesetzesbücher eingeführt werden, europäische Rechtsanschauungen gelten und an dem obersten japanischen Gerichtshof für Processe mit Ausländern auch einige ausländische Richter angestellt werden sollten, eine solche Aufregung, dass in Tokio allein sieben Zeitungen suspendirt und gegen die Hauptschreier, die Soshi's, eine Sorte japanischer Linksanwälte der gefährlichsten Art, gerichtlich eingeschritten werden musste. Auch der bald nachher, im Herbst 1889, erfolgende Mordanfall gegen den Minister des Aeusseren, Graf Okuma Sigenobu, welcher diesem ein Bein kostete, ist ein Zeichen dieser stürmischen Volksaufregung, durch welche noch einmal, kurz vor Thoresschluss, das Scheitern der lange vorbereiteten Vertragsrevision herbeigeführt werden sollte.



Schliesslich haben natürlich die verständigen, für den wissenschaftlichen und rechtlichen Fortschritt in Japan kämpfenden Elemente, an deren Spitze der Kaiser mit seinen Ministern steht, doch den Sieg davontragen.

Verhandelt doch in jüngster Zeit (1890) Prinz Arisugawa Takehito wieder mit Deutschland und anderen europäischen Staaten über die Eröffnung sämmtlicher Häfen Japan's gegen einen auf zwölf Procent erhöhten Eingangszoll und über Ersetzung der Konsulargerichtsbarkeit durch einen obersten japanischen Gerichtshof mit einer Majorität von europäischen Beisitzern, und sind doch neulich erst, in allerjüngster Zeit, der früher bereits wiederholt erwähnte langjährige deutsche Gesandte Vicomte Aoki Shinzo, der mit einer deutschen Dame von hohem Adel verheirathet ist, zum Minister des Aeusseren, und der Generallieutenant Graf Yamagato Aristomo, der sich in Berlin in sämmtlichen Ministerien mit dem praktischen Dienste vertraut gemacht und an der Berliner Hochschule Privatkollegien über Staats- und Völkerrecht, Volks- und Finanzwirtschaft gehört, in Kiel unsere militärischen und Marine-Einrichtungen studirt hat, Minister-Präsident geworden, wodurch das Ueberwiegen deutschen Einflusses wohl gesichert ist. —

Die Anlehnung des Künstlers an den Dichter, welche sich nicht nur auf plastische Darstellung eines auch das Auge des Dichters fesselnden Naturbildes beschränkt, sondern sich auch bis zur Wiedergabe von Scenen aus altklassischen Nationaldichtungen der Japaner versteigt, spricht sowohl für das feine Verständniss, den Kunstsinn des Volkes, wie auch, im Verein mit anderen später zu erwähnenden, der japanischen Volksseele abgelauchten Zügen, für volle Berechtigung gerade dieser Nation, als Kulturträgerin Asiens an der Spitze dieses Erdtheils die

Verbindung mit den europäischen Kulturstaaten zu vermitteln.

Bezüglich der verschiedenen Jahreszeiten und der in dem langgestreckten japanischen Reiche mit seinen hohen Gebirgszügen naturgemäss sehr verschiedenen Temperaturverhältnisse sei hier gleich erwähnt, dass die seitens der Dichter für ihre Naturschilderungen als Motive benutzten Erscheinungen im Kreislauf jener nicht unbedingt für Tokio und seine nächste Umgebung Geltung haben können.

Im allgemeinen muss das Klima von Japan, welches zu zwei Dritteln Gebirgs- bezüglich Hochland ist, für gesund erklärt werden, indem die frischen Seewinde im Sommer kühlen und die warmen Aequatorialströmungen den Winter immer mildern. Deshalb ist auch seine westliche, an dem japanischen Meere gelegene Küste rauher und weniger fruchtbar.

Die nördliche Hälfte von Hondo gilt als Witterscheide. Der weiter nördlich gelegene Theil des Landes hat strenge Kälte und lange Winter, von den südlich davon sich ausbreitenden Provinzen erfreuen sich namentlich die längs des Stillen Oceans sich hinziehenden breiten Küstenstriche eines milden Klimas.

Bleiben freilich die ziemlich regelmässigen Niederschläge des Mai und Juni aus, wie ich es erlebte, dann steigt die mittlere Jahrestemperatur von 13° C. erheblich, und die Hitze hält sich wochenlang auf der Höhe von 35° C. und darüber. Die Wintertemperatur, welche vom November bis März eine Durchschnittshöhe von $+ 5^{\circ}$ C. hat, sinkt im Januar und Februar nicht selten auf $- 9^{\circ}$ bis 10° C. in Tokio, wenn auch immer nur während einiger Tages- und Nachtstunden, während welcher man sich in den leicht gebauten Häusern mit den schlecht heizenden Kaminen immer sehr unbehaglich fühlt.

Was nun die einzelnen Jahreszeiten betrifft, so ist

sowohl nach meinen Erfahrungen wie denen von anderen mit dem Klima Tokio's längere Jahre vertraut gewordenen Deutschen der Herbst für gewöhnlich die angenehmste Zeit und nur im Beginn zuweilen durch wilde Stürme und Regengüsse Tage lang sehr unangenehm.

Den Winter empfindet man hier trotz vierzehntägigen, wohl auch vorübergehend einmal einen Fuss hohen Schnees nicht sehr, wenigstens ist trotzdem die Temperatur während eines Theiles des Tages eine sehr angenehme. Nur die Nächte sind empfindlich kalt, so dass man die Kälte selbst in den Betten verspürt und neben der Kaminheizung noch ganz gehörig in besonders aufgestellten eisernen Oefen heizen muss, um ein warmes Zimmer zu bekommen, was bei der hier üblichen leichten Bauart der Häuser nicht weiter auffallen kann. Im Gegensatze zu den Nächten ist die Temperatur in den Mittagsstunden auch zur Winterszeit stets sehr linde, manchmal sogar zu warm für unser Wohlbefinden.

Das Frühjahr kündigt sich durch Zunahme der Temperatur an, während im Sommer häufige, oft Tage und Wochen lang anhaltende Regengüsse mit schwüler Luft abwechseln.

Eigenthümlich für Tokio ist das fast gänzliche Fehlen von Gewittern. Wir haben trotz der wochenlangen unaussprechlichen Tageshitze in dem einen Jahre nur ein Gewitter, in dem folgenden kein einziges beobachtet. Vermuthlich ist dieser friedliche Ausgleich in den höheren Regionen der Nähe des Meeres, welches sich bis dicht an Tokio heranzieht, zuzuschreiben, gleichwohl reicht der Einfluss des letzteren nicht so weit, um Tokio bezüglich Japan kühlende Luftströmungen und eine gleichmässige, milde Sommertemperatur zu schaffen.

Mit dem Beginn der Regenzeit im Sommer giesst es oft sindfluthartig vom grauen Himmel herab. Dazu braust es von Nordost her mit elementarer Gewalt, so dass die

grössten und stärksten Bäume niedergerissen und Mauern umgeworfen werden. Der Sturm steigert sich zuweilen schon in dieser Jahreszeit, meistens aber erst im September bis zum Taifun, dem Schrecken aller Japaner.

Die klippenreichen Gestade bedecken sich alsdann mit Trümmern der vielen durch die Gewalt desselben vernichteten Fahrzeuge, und manchem Häuschen wird das Dach in die Lüfte entführt, manches der leichten Holzhäuser wird auch vollständig emporgehoben und auf des Nachbars Boden verflanzt. Hunderte von Leichen treibt dann zuweilen der Orkan, auf welchen Hochfluth folgt, in den nächsten Tagen inmitten vieler Trümmer die Küste entlang, und der Anblick ist für die zu solcher Zeit die japanische Küste berührenden Europäer grauenerregend.

Taifun und Erdbeben, das sind unstreitig die beiden Schreckgespenster für die hiesigen Bewohner. —

Der japanischen Flora wurde schon vorher eingehend gedacht. Bezüglich der grösseren Bäume ist hier noch nachzutragen, dass die deutsche Eiche auch hier in vereinzelten Exemplaren namentlich in den Kaiserlichen Gärten vertreten ist.

Die japanische Eichenart hat besondere Eigenthümlichkeiten. Die Frucht ist zwar dieselbe, auch das Holz ist ausserordentlich fest und unserem Eichenholze ganz ähnlich, aber ihr Blatt ist anders geformt, ähnelt mehr einem Birnenbaumblatte und zeigt eine glatte und blanke, wie lackirte Oberfläche. Ihr Laub bleibt den ganzen Winter hindurch grün und wird von den jungen Blättern erst nach und nach verdrängt, so dass der Baum niemals ganz kahl aussieht, sondern immer im Frühlingsgewande erscheint. Doch wechseln in den nördlicher gelegenen Theilen der unter der Herrschaft des tropischen Monsun stehenden Insel Hondo auch nordische, ihre Blätter im Spätherbst abstossende Formen mit dieser lorbeerblättrigen immergrünen Eichenart ab. —

Der Japaner hat eine grosse Vorliebe für Fichten und Tannen. Ihnen lässt er jede mögliche Sorgfalt angedeihen und zieht sie höchst kunstvoll in den bizarrsten Formen empor. Je verkrüppelter und grotesker eine solche alte Kiefer aussieht, desto mehr freut er sich ihrer, und wenn man auch, hier angekommen, über solche Thorheit anfangs lacht, so muss man doch bei längerer Beobachtung dem eigenartigen, in den gekünstelten, dem Rokoko-Zeitalter Ludwig's XIV. nachgebildeten Schnörkeleien sich fallenden Geschmack der Japaner in der Gärtnerei eine gewisse Anerkennung zollen.

Zur Illustration dieser japanischen Eigenthümlichkeit gedenke ich hier eines Besuches, welchen wir einem der Kaiserlichen Gärten, Hama Rikiyu, abstatteten.

Denselben darf man nur mit einer von der Regierung ausgestellten Eintrittskarte betreten. Auf dieser steht nun zwar, dass der Eintritt in den Monaten September bis April von sieben bis vier Uhr gestattet sei, doch wurde uns trotzdem der Zutritt recht schwer gemacht.

Ein Polizist, welcher unseren Führer und Dolmetscher am Eingange empfing, bedeutete uns zunächst, dass es den Winter über Fremden nur ausnahmsweise gestattet werde, den Garten zu besuchen, und erbat sich meine Visitenkarte, um mit derselben zu verschwinden und irgend einem Vorgesetzten den schwierigen Fall zur Entscheidung vorzutragen. Während dieser viertelstündigen Frist standen wir vor dem Garten und konnten einige der eben erwähnten recht krummen Fichten, den Stolz japanischer Kunstgärtnerei, bewundern.

Endlich kam der gute Mann im Trabe mit einem Ja auf den Lippen und in der winkenden Rechten an, und nachdem unser Führer meinen Namen auf der Karte in das Japanische übersetzt hatte, durften wir in das Heiligthum eintreten.

Der Park ist trotz der nahegerückten Winterzeit sehr

schön und sehenswerth. Vorzugsweise begegnet man auch hier unter den vielen fremden Baumarten der Fichte, welche bald in ein volles grünes Bouquet verwandelt, bald in Form eines umgekehrten Regenschirmes hochgezogen ist, so dass dem Stamme dicht am Boden zwanzig, in gleichmässigen Abständen nach allen Richtungen schräg emporgezogene Aeste entwachsen. Wir bemerkten an verschiedenen Stellen des Parkes, dass der Japaner diesem von uns nur als Brennholz und minderwerthiges Nutzholz geschätzten Baume eine geradezu zärtliche Pflege und Sorgfalt widmet und zwar, was die Formenentwicklung anbelangt, mit dem entsprechenden Erfolge. Barocker sieht man diese auch nicht in Grand Trianon und in Herrenhausen-Hannover.

Den ganzen Park durchzieht ein sehr wasser- und fischreicher Bach, der sich sofort am Ausgange desselben in das Meer bezüglich die tief einschneidende Bucht des Oceans ergiesst.

Leider darf man den central gelegenen, durch eine dichte Bambushecke abgesperrten, schönsten Theil des Parkes nicht betreten. Dieser wird im Winter vorübergehend von dem Kaiser besucht, welcher Jagd auf die auch hier überaus zahlreichen wilden Enten abhält, und ist daher für jedermann abgesperrt.

Ein Aufsichtsbeamter, ein sogenannter Visitator, begleitete uns auf allen unseren Wegen und liess unaufhörlich das fatale Klappern seiner Holzpantoffeln vor unseren Ohren erschallen. Er stellte unsere polizeiliche Aufsicht vor, welche darüber zu wachen hatte, dass kein Blatt gepflückt oder gar entwendet würde. Bei der Rückkehr erkundigte er sich angelegentlichst aus angeborener Neugier, dem Nationalfehler der Japaner, nach unseren Personalien, welche wir ihm, so komisch uns auch das ganze Examen vorkam, pflichtschuldigst und wahrheitsgetreu mittheilten.

Am Ausgangspunkte angelangt, mussten wir wieder unsere Karten vorzeigen, obwohl wir die einzigen Besucher des Parkes gewesen waren. Der Japaner ist eben sehr vorsichtig und misstrauisch. Kaum waren wir einige Schritte gegangen, als uns auch schon der Sicherheitsbeamte nachgeeilt kam und sich dringend nach dem Namen meiner Frau erkundigte. Nachdem wir ihm mit Vergnügen auch diese Auskunft gegeben hatten, gingen wir weiter.

Doch zum zweiten Male eilte uns jener Beamte nach, in seinem Gewissen darüber gedrückt, dass er vielleicht pflichtwidrig gehandelt habe, indem er uns, die wir doch drei Personen wären, auf nur zwei Karten einzutreten gestattet hätte. Nachdem wir auch hierüber durch die Angabe, dass unsere in englischer Sprache verfassten Karten dieses zuliessen, beruhigt hatten, war er endlich befriedigt.

In jedem andern Lande würde man vermuthet haben, dass dieser ganze Vorgang nur den Zweck gehabt, ein Bakschisch von uns zu erpressen. Davon war hier aber keine Rede. Das Ganze war nur der Ausfluss übertriebenen Pflichteifers des japanischen Beamten, zu welchem sich das instinktive, historisch berechtigte Misstrauen des Natives gegen jeden Fremden hinzugesellt.

Ein Land, welches sich viele Jahrhunderte wie mit einer chinesischen Mauer gegen alle fremden Einflüsse und Neuerungen abgeschlossen und seine Entwicklung nur in sich selbst durchgemacht hat, kann nicht, nachdem nunmehr die Eingangspforten geöffnet sind, auch sofort seinen Charakter ändern, zumal wenn man bedenkt, welche üblen Erfahrungen die japanische Regierung wiederholt mit ihrem Vertrauen zu den Angehörigen fremder Nationen gemacht hat. Sehr viel kommt darauf an, dass die Eingeborenen bei dem Verkehr mit diesen nicht gleich deren Ausschuss kennen lernen und so zu falschem

Rückschlüssen auf die Nation selbst verführt werden. Nur aus diesem Grunde hat Amerika ein volles Jahrhundert mit Verachtung auf die „Dutchman's“ herabgesehen. Hoffentlich wird dieser Fehler im Verkehr zwischen Japanern und Deutschen im beiderseitigen Interesse nach Möglichkeit vermieden, und bei der Auswahl der nach Japan zu verpflanzenden Deutschen recht sorgfältig und vorsichtig verfahren werden.



Viertes Kapitel.

Verkehr zwischen Japanern und Deutschen, Festlichkeiten, Kaiser und Hof.

Deutsche in Tokio — Deutsche und japanische Feste — Kaisers Geburtstag — Weihnachten — Neujahrsfeier, Saturnalien in Japan, Ausschmückung des Hauses, japanische Kinderstube — Leben in Tokio, Unterricht, Beamte, Polizei, Examen, Uebungen, Wettfahrten — Diner bei dem Polizei-Präsidenten, japanische Kochkunst — Medizinschule, ärztliches Consilium — Armee, Flotte, Bewaffnung — Kaiser Mutsu-Hito, der Reformator Japans — Hofceremoniell — Kaisermanöver und Parade-Bankett.

Der Deutsche im Auslande sucht sich neben der Ausübung seiner Berufsthätigkeit das Leben daselbst durch den Verkehr mit seinen Landsleuten angenehm zu machen und pflegt in Gemeinschaft mit ihnen die Beziehungen zur Heimath. Von dieser Pflege des Deutschthums in Japan, von der Beeinflussung der Japaner durch die deutschen Beamten, von ihren gegenseitigen Beziehungen, der Verpflanzung deutscher Sitten und Bräuche nach Japan und einigen sich daran anknüpfende Beobachtungen will ich mittheilen, was mir des Interesses werth zu sein scheint.

In allen grösseren Städten des Reiches giebt es gegenwärtig Deutsche, vorzugsweise natürlich in der Hauptstadt. Ausserdem ist die deutsche Sprache in allen

höheren Schulen Japan's ein Haupt-Unterrichtsgegenstand. Wie mir ein Japaner versicherte, befinden sich in den grösseren Städten des Reiches zusammen wenigstens zweitausend seiner Landsleute, welche angeblich gut deutsch sprächen. Der grösste Theil der deutsch lernenden Japaner verlässt allerdings die Schule, ohne das Wesen unserer Sprache erfasst zu haben.

So stellte ein Student, welcher derselben ganz mächtig sein wollte, seiner deutschen, bei ihm japanisch lernenden Schülerin die Aufgabe, den Satz „Das Pferd ist eine sanfte Zierde“ zu übersetzen. Eben diese Dame, die Tochter von Herrn Hauptmann H., bekam eine Einladung zu einem Diner als „Töchterlein H.“ auf der Adresse. Ein deutscher, auf seinen rothblonden Vollbart nicht wenig eitler Lehrer wurde von einem seiner Studenten, welche in Japan alle bestrebt sind, ihren Professoren Schmeicheleien zu sagen, mit der Lobrede empfangen: „Die Borsten unseres Lehrers sind schön“, und mein zweiter Dolmetscher lieferte mir manche Uebersetzung, welche einen vorzüglichen Beitrag für die fliegenden Blätter abgegeben haben würde. Die Erlernung der deutschen Sprache wird eben auch den Japanern recht schwer.

Manche der hiesigen Deutschen leben sich in die Verhältnisse so gut ein, dass sie gar nicht daran denken, das Land wieder zu verlassen, eine Versicherung, welche dem frisch zugezogenen, etwas ängstlichen Ankömmling sehr angenehm klingt und beruhigend auf ihn wirkt.

Unter den Familien, welchen wir zunächst Besuche abstatteten, war mir Herr Professor F., ein berühmter Chemiker aus Göttingen, welcher schon seit drei Jahren hier lehrte, sehr sympathisch, war dazu mein nächster Nachbar, von welchem ich vieles lernte, und der mich zunächst mit Charakter und Wesen der Japaner bekannt machte.

Bei allem Respekt vor der Intelligenz und dem Streben derselben ist er von einem gewissen Pessimismus

in Bezug auf das zu erwartende Resultat ihres Haschens nach moderner europäischer Bildung befallen und glaubt bestimmt, dass der Japaner in Bezug auf Schneidigkeit und Energie nach zwanzig Jahren noch ziemlich auf dem heutigen Standpunkte stehen werde.

Von seinen dreissig Schülern würde sich, wie er glaubt, nach einem Kursus von drei Jahren kaum einer so weit befinden, dass er das Gelernte praktisch verwerthen und anwenden könne. Seine vielfachen chemischen Versuche und die von ihm mühevoll dargestellten Präparate würden zwar selbst von der Regierung anerkannt und gelobt, aber alle von ihm gemachten Vorschläge, zum Theil wichtige und zeitraubende Arbeiten, seien, nachdem sie bei seinen japanischen Vorgesetzten aus einer Hand in die andere gegangen wären und längere Zeit umhergelegen hätten, schliesslich in den Papierkorb gewandert. Nach seiner Ansicht fehle dem Japaner, welcher einen mächtigen Anlauf zur Ueberwindung einer Jahrtausende alten Barbarei gemacht und vielleicht zu viele Kulturaufgaben gleichzeitig mit jugendlicher Begeisterung in Angriff genommen habe, vorläufig noch das genügende Verständniss und die Ausdauer, um alles durchzuführen. Dazu käme noch, dass er nicht im geringsten produktiv wäre und nicht die kleinste Reorganisation selbstständig durchführen könne, sondern dies alles fremder Initiative überlasse. So blieben in Folge des alten, zur Gewohnheit gewordenen Schlendrians gewöhnlich alle guten Vorschläge unberücksichtigt, und nur kleine, unbedeutende Angelegenheiten würden im Sinne der zugezogenen fremden Rathgeber entschieden.

Es sind dieselben Klagen, welche Oberstabsarzt Dr. Müller fünfzehn Jahre früher erhob, welcher der „Tadeima japonica“, dem japanischen „sofort“ die „Tadeima germanica“, das stramme deutsche „sofort“, mit Energie entgegensetzte und statt der mechanischen, todten, chinesischen Methode des öden Auswendiglernens unverstan-

denen Gedächtnisskrames die deutsche Methode des vernünftigen und systematischen Denkens und Selbstschaffens einführte. Aber gut Ding will Weile haben.

Den Klagen von Professor F. gegenüber muss ich doch betonen, dass hier schon vieles erreicht ist, und dass manche unserer Errungenschaften der Civilisation von den Japanern sehr geschickt nachgeahmt, bezüglich durchgeführt werden, zum Beispiel unsere moderne Post und Telegraphie, welche beide im grossen japanischen Reiche sehr gut gehandhabt werden und ausserordentliches leisten, obwohl doch die erstere, wenn schon tausendjährigen Bestehens in Japan, nach europäischem Muster vollständig umgewandelt und die letztere im Reiche ganz neu eingerichtet ist.

Man erhält Briefe und Postsachen innerhalb der Stadt binnen zwei bis drei Stunden, ganz gleichgültig, in welcher Sprache die Adresse geschrieben ist, und das will für eine Stadt von der Ausdehnung und Einwohnerzahl Tokio's sehr viel sagen. Die Briefträger, hier zu Lande keine altgedienten Militärs, bewegen sich meistens im Trabe. Sie sind sauber gekleidet und machen mit ihren weissen baumwollenen Handschuhen gradezu einen grossstädtischen Eindruck.

Bezüglich des Briefportos marschirt Japan, als das billigste Land der Erde, entschieden an der Spitze der Civilisation: durch das ganze japanische Reich wird ein geschlossener Brief für zwei Sen befördert. —

Mein zweiter Nachbar, Herr Dr. N., auch ein Deutscher, ist musikalisch und bläst uns auf seinem Waldhorn unsere alten bekannten, im Auslande erst recht gewürdigten, deutschen Volkslieder vor. So bildeten wir hier schon einen kleinen deutschen Kreis.

Den Gesamtkreis sämtlicher Deutschen Tokio's lernte ich am Geburtstage unseres Kaisers kennen. Dieser Tag, ein National-Festtag in der Heimath, wie viel mehr

noch in weiter Ferne, wird alljährlich von den Deutschen in Japan durch ein Festessen im deutschen Klubhause von Tokio gefeiert, an welchem selbstverständlich sämmtliche Deutsche theilnehmen.

Für gewöhnlich herrscht auch hier in der Fremde unter unseren Landsleuten die Absonderung nach Rang und Stand, welche uns aus der Heimath bekannt ist. Die hohen Beamten, Regierungsräthe und höheren Offiziere bilden, in heimischem Dialekte ausgedrückt, das Casino, die Professoren, Doktoren, Kaufleute, Gewerbetreibenden und Lehrer die Ressource.

Die Damen wetteifern mit einander in Liebenswürdigkeiten und Entwicklung von Luxus bei den Kaffeekränzchen, und die Familie geniesst stets das grösste Ansehen, welche die meisten Gesellschaften giebt.

Diese kleinlichen, den Deutschen auch im Auslande charakterisirenden Wettkämpfe schwinden vollständig am Ehrentage der Nation, bei der Feier von Kaisers Geburtstag, an welchem sich alle ihrem Kaiser huldigenden Deutschen Tokio's in Ausübung ihrer patriotischen Pflicht gleich fühlen.

Um halb zwei Uhr sammelten sich die Herren im elegantesten Zimmer des Klubhauses und betraten unter Vorantritt des Grafen Dönhoff den Speisesaal, um sofort an den festlich geschmückten Tafeln Platz zu nehmen. In demselben Momente intonirte das japanische, aus gut geschulten Japanern bestehende und nur von einem deutschen Kapellmeister geleitete Marine-Musikcorps mit derselben Eleganz und Wärme, wie die Kapelle eines preussischen Infanterieregimentes, den Wagner'schen Einzugsmarsch und liess viele patriotische Weisen zur Feier des Tages als Tafelmusik ertönen.

Das vorzügliche Diner wurde durch eine kernige, mit dem Toast auf unsern Kaiser Wilhelm den Siegreichen endende Rede des Grafen Dönhoff eingeleitet

und mit edlem Sekt beendet. Dann wanderten wir zur gemüthlichen Unterhaltung in die eine Treppe höher gelegenen Gesellschaftsräume. Hier war die ganze deutsche Gemeinde versammelt und tauschte in ungezwungenem Verkehr bei Kaffee, Bier, Cognac, Chartreuse, Benediktiner und deutschem Biere Erinnerungen an die Heimath aus.

Unter den Festtheilnehmern befand sich auch ein Herr von Möllendorf in koreanischer Uniform, welche in einem langen Gewande von violetter Seide bestand, der erste Minister und mächtigste Mann nächst dem Könige in Korea, welcher sich hier in geheimer Mission im Auftrage seines Herrschers befand. —

Der nächstfolgende, von mir in Japan verlebte zweiundzwanzigste März wurde von uns Deutschen im Klubhause von Yokohama gefeiert, einer Stadt von etwa fünfundsiebzigtausend Einwohnern, welche um ihres vorzüglichen, grossen, gegen alle Winde geschützten Hafens willen Hauptverkehrsplatz zwischen Japan und Europa ist.

Uns Deutschen ist sie — beiläufig bemerkt — namentlich an das Herz gewachsen, seitdem wir dort, als äusseres Zeichen unseres Mitzählens unter den Seemächten, ein vorzüglich eingerichtetes Marinelazareth für etwa fünfzig Kranke mit einem Chefarzt der Marine und mit tüchtigem, zum grössten Theile japanischen Wärterpersonal besitzen. Dasselbe liegt in unmittelbarer Nähe der See, besteht aus zwei durch bedeckten Gang mit einander verbundenen Baracken mit offenen seitlichen Veranda's, Wärtergebäude, Leichenhaus und allen sonstigen Anforderungen der modernen Hygiene.

Wir Residenzbewohner waren gegen vier Uhr von Tokio hinübergefahren und sassen nun, etwa hundert Mann stark, in dem sehr grossen Billardsaale um unseren kürzlich eingetroffenen neuen Gesandten, Herrn von Holleben, geschaart an einer langen Tafel.

Brausende, donnernde Hoch's und Hurrah's folgten seinen zündenden, unseren allverehrten, greisen Kaiser in glänzender Rede feiernden Worten.

Unter anderen waren der französische Gesandte wie der österreichische und schweizer Konsul unsere Gäste. Gegen sieben Uhr hatte die Marinemusik das Zeichen zum Beginn des festlichen Diners gegeben, welches bis halb zehn, für einige der Herren, unter erschwerten Umständen, bis vier Uhr dauerte. Alles war von dem glänzenden, durch die Feinheit und Liebenswürdigkeit des Herrn Gesandten eben so grossartig wie harmonisch und gemüthlich verlaufenden Feste entzückt. Seine Majestät wurde ebenso, wie in früheren Jahren, von der festlichen Versammlung durch Kabeldepesche beglückwünscht. —

Wie sich im Lauf der folgenden Jahre das Verhältniss zwischen Deutschen und Japanern immer besser und inniger gestaltet hat, dafür dürfte der Verlauf eines zu Ehren der Herzogin Louise von Connaught, der Lieblingstochter des verstorbenen Prinzen Friedrich Karl von Preussen, sowie ihres hohen Gemahls, des jüngsten Sohnes der Königin Viktoria von England, veranstalteten Festes zeugen, dessen ich hier, bis zum Sommer des Jahres 1890 vorgreifend, gedenken möchte.

Die vielen Festlichkeiten zu Ehren des hohen Paares schlossen mit einem Ball bei unserem Gesandten, Herrn v. Holleben, auf welchem die japanischen Kaiserlichen Prinzen, Hofbeamten und Staatsminister mit ihren Damen — sämmtlich in europäischer Balltoilette —, die fremden Gesandtschaften und Konsulate und viele Angehörige fremder Nationen ausser den Deutschen von Tokio und Yokohama und zahlreichen Marine-Offizieren der in Yokohama gerade vor Anker liegenden deutschen Kriegsschiffe „Leipzig“ und „Wolf“, im Ganzen etwa sechshundert Personen, erschienen waren.

Die erste Quadrille tanzte die Herzogin mit Prinz Kitashirakawa, welcher die Kriegsschule in Berlin im Anfange der siebziger Jahre besucht hatte, und der Herzog mit der Prinzessin Kitashirakawa.

Auf dem Balle waren sämmtliche Nationen des Erdballs vertreten, viele Hof- und Militär-Uniformen, chinesische und koreanische Nationalkostüme.

In der dritten Morgenstunde hielten nur zufolge der Aufmunterung des lebenswürdigen Wirthes die Deutschen noch Stand und tanzten unermüdlich nach den Klängen der Kapelle der „Leipzig“ bis zum hellen Morgen. —

Ostern und Pfingsten verlaufen in der deutschen Kolonie ziemlich farblos in Folge des Mangels eines Mittelpunktes für solche kirchlichen Feste, einer deutschen Kirche. Von allen grossen Nationen entbehren bis jetzt noch allein die Deutschen eines Gotteshauses, doch soll dies bald anders werden. (In der That ist schon im Jahre 1890 der deutschen Gemeinde ein Platz zum Kirchbau überwiesen worden, und bald wird sich, Dank der grossartigen Unterstützung aus der Heimath, auch in Tokio eine schlanke Kirche in deutschem Renaissancestil erheben.)

Ein grosser Theil der Europäer lässt diese Feste unbeachtet vorübergehen und zieht es vor, sich den Festtagen der Japaner anzuschliessen, welche sehr zahlreich sind, und zu welchen sich als rituelle Ruhetage früher noch der erste, sechste, elfte, sechzehnte, einundzwanzigste und sechsundzwanzigste Tag jedes japanischen, neunundzwanzig bis dreissig Tage zählenden Monats (mit einem sich alle drei Jahre wiederholenden Schaltmonate) hinzugesellten.

Seitdem indess von dem gegenwärtig herrschenden, grossartig veranlagten Kaiser das Reich vollständig organisirt ist und allen verbessernden Neuerungen Thür und

Thor geöffnet worden, sind gleichzeitig mit der officiellen Anerkennung der christlichen Religion auch die christlichen Sonntage als staatliche Feiertage angenommen und zugleich jene altjapanischen Feiertage als solche durch den Staat aufgehoben worden. Ausserdem zeigen Japaner, welche irgend welche Beziehungen zu Deutschen haben, grosse Neigung, auch unsere Feste mitzufeiern. —

Doch bezieht sich dies nicht auf unser in der Fremde erst recht gefeiertes deutsches Weihnachtsfest.

Grade in der Fremde macht sich der Wunsch, dieses ebenso wie in der Heimath zu feiern, recht lebhaft fühlbar, ein Verlangen, welches sich in Japan ganz ohne Schwierigkeit ausführen lässt.

Während in Brasilien, Manila und verschiedenen andern Gegenden die exakte Ausführung an dem Fehlen des charakteristischen Mittelpunktes des Festes, des Weihnachtsbaumes, scheitert und dieser in beinahe komischer, freilich um so mehr rührender, die Anhänglichkeit des Deutschen an die Heimath dokumentirender Weise nachgeahmt, bezüglich dem Breitengrade angepasst werden muss, stand uns, wie schon oben erwähnt, eine schön gewachsene, prächtige Edeltanne zur Verfügung.

Dieselbe harrte bereits im Garten der Ausschmückung, welche denn auch in der Weise der Heimath ausgeführt wurde. Dazu kam eine kleine Auswahl praktischer Geschenke, so dass dieses erste Fest für uns alle in der richtigen Stimmung verlief. Nachdem wir die Lichter angezündet hatten, riefen wir unsere Diener herein und hörten ein erstauntes Ah! und Oh! wie aus einem Munde. Die Kochfamilie kannte unsere Weihnachtsfeier bereits von ihrer früheren Herrschaft her, der Dolmetscher aber sah einen christlichen Weihnachtsbaum zum ersten Male in seinem Leben.

Dem Dienstpersonale wird hier bei diesem Feste ebenso wie in Deutschland bescheert. Der Dolmetscher,

welcher zu diesem nicht gehört und von seiner Staats- und Beamtenstellung nicht wenig durchdrungen ist, (mancher Dolmetscher, der aus guter Familie stammt, etwas Tüchtiges gelernt hat und allmählich die ihm fremde Sprache recht gut beherrschen lernt, nimmt später eine sehr hohe Stellung in der Beamtenhierarchie ein und steigt bis zum vortragenden Rath) war ob der ihm verehrten Pfefferkuchen, anderen Süßigkeiten und kleinen Freundschaftsgaben sehr erfreut und gerührt.

Nach Neujahr wurde der Baum wieder in das Erdreich unseres Vorgartens verpflanzt. War er ja doch dazu bestimmt, noch dreimal unser Weihnachtsfest in Japan zu verherrlichen! Leider kam es dazu nicht, da wir nur noch einmal Gelegenheit hatten, ihn festlich zu schmücken — während der mit uns gemeinschaftlich herübergekommene Hauptmann H. sich dem Anschein nach mit Familie hier dauernd festsetzen wird. —

Neujahr feiern die Japaner etwas später als wir, und zwar in weit ausgedehnterer Weise.

Der Eintritt des neuen Jahres wird in Japan ebenso wie in China als ein hohes Fest behandelt, welches sowohl von dem ganzen Volke durch vorgeschriebene Ceremonien wie auch von den einzelnen Familien, je nach Rang und Stand verschieden, im Innern des Hauses gefeiert wird, und die offizielle Feier dauert mindestens drei Tage.

Zunächst empfangen die Häuser, ähnlich wie bei uns zu Pfingsten, den Frühjahrsschmuck der sich neu belebenden Natur, aber der Ausputz besteht nicht in dem grünen Laub der Maien; Eingangspforte und Thüre jedes japanischen Hauses sind mit dem „Osiyo gawatsu-no Katzari“, dem „Neujahrsschmuck der segensbringenden Reisähre“, geschmückt.

An einem drei-, fünf- oder siebenfach aus Reisstroh gedrehten Seile, welches zwischen die beiden mit Neujahrsdekorationen gezierten Thürpfosten jedes Hauses gespannt ist, hängen viele Landesprodukte, gewissermassen Spenden an die Götter, welche dem Hause Segen bringen sollen. Unter diesen in einer Art Nest lagernden, reichen Opferspenden sahen wir vor allem Reisähren, dann Eibenzweige, Farrenkrautwedel, Apfelsinen, Kohlen, eigenthümlich geformte Papierstreifen, Gohei genannt, welchen wir auch als Spenden in den Shinto-Tempeln begegnen, Baumwolle, Blätter von Euphorbiaceen, essbaren Riementang, Zucker-Laminaria (Kabu), Persanen, Maronen, getrocknete Pflaumen, gedörrte Seewalzen, also, wie es scheint, die Erstlinge von sämmtlichen, für den National-Wohlstand in das Gewicht fallenden Erzeugnissen des Bodens, neben einzelnen dem Ausländer in ihrer symbolischen Bedeutung nicht bekannten, anderweiten Spenden.

Ferner gehört zur Festesfeier als unumgänglich notwendig ein Reiskuchen, welcher in keiner Familie fehlen darf und in Form wie Farbe einem unserer grossen Schweizerkäse ähnelt. Ihm wird im Zimmer ein Ehrenplatz angewiesen, dazu schmückt man ihn mit allerlei Tand und Früchten und krönt ihn mit einem grossen Seekrebs, gleichfalls heilbringende Symbole, und zwar solche, welche langes Leben und dauerndes Glück in Aussicht stellen und das ganze Jahr hindurch vor allem Schaden und sonstigem Ungemach, insbesondere vor Krankheit schützen sollen.

Die Erwachsenen sind drei bis vier Tage unterwegs, zu Wagen oder zu Pferde, um sich gegenseitig zu beglückwünschen. Die Kinder spielen zu Ehren des Neujahrsfestes eine Art „schwarzer Peter“ mit besonderen Fest-Karten, welche, wie überhaupt alle Spielkarten in Japan, viel kleiner als die unseren sind. Wer verliert, bekommt nämlich einen schwarzen Strich in das Gesicht,

welcher ihm mit einem schwarz färbenden Stempel aufgedrückt wird.

Verweilen wir bei dieser Gelegenheit einen Augenblick bei dem Nachwuchse Japan's.

Vor allem staunen wir, wenn wir einmal in eine japanische Kinderstube hineinblicken, über diese Fülle von sinnigen, dem Verständniss der Kleinen angepassten und für die Liebe der Eltern zeugenden Spielwaaren, unter welchen, wie wir gleich sehen werden, auch die Puppe nicht fehlt.

Vielleicht trägt zu dem im allgemeinen sehr gewandten Benehmen der japanischen Jünglinge folgende, dort seit alter Zeit eingebürgerte Sitte bei.

Jeder junge Japaner wählt sich eine Freundin, mit welcher er bis zu seiner Verheirathung verkehrt, korrespondirt, alle kleinen Freuden und Leiden der Jugend theilt, und als deren Ritter er im Nothfalle auch auftritt. Es ist dies Verhältniss ein rein ethisches, entspricht gewissen religiösen Vorschriften, bezüglich Buddhistischen Sittengesetzen und ist durchaus frei von jeder Sinnlichkeit.

Bei diesen gemeinsamen jugendlichen Zertreuungen spielt ebenso wie bei uns in Deutschland die Puppe eine Hauptrolle. Sie paradirt in jeder Grösse, bis zu der eines Jahreskindes, stattlich ausgeputzt wenn in Galatoilette, mit dem Moschusbeutel auf dem Rücken, in der Kinderstube vornehmer Japaner und dient deren Sprösslingen sehr lange als Spielzeug. So kommt es, dass selbst Japaner in gesetztem Alter, wie wir sie in Berlin als junge, strebsame Juristen und Mediziner um ihrer Höflichkeit, Wahrheitsliebe und Gewissenhaftigkeit willen achten und schätzen gelernt haben, sich eine uns kühlen Nordländern unverständliche, naive Kindlichkeit bewahrt haben und gelegentlich, von niemand beobachtet, vielleicht in einem gewissen Gefühl von Heimweh nach ihrer Puppe greifen, um mit ihr zu spielen. —

Bei den gegenseitigen Visiten wird niemand empfangen; vor der Thüre steht auf einem Tisch eine Visitenkartenschaale, in welche jeder Besucher seine Karte hineinlegt. Welchen Umfang diese Gratulationen haben, kann man aus dem Umstande entnehmen, dass bei mir, trotz meines geringen Verkehrs mit Japanern, an meinem ersten Neujahrstage in Tokio über hundert Visitenkarten abgegeben wurden. Auch die Europäer machen die Sitte in so fern mit, als sie sich zwar nicht unter einander gratuliren, wohl aber bei ihren japanischen Vorgesetzten ihre Karte abgeben.

Hat man Gelegenheit, während dieser Festtage in die innere Häuslichkeit einer japanischen Familie hineinzublicken, so wird man von manchen Bräuchen und Sitten, welche ein wenig an die Heimath erinnern, recht sympathisch berührt.

Im Hause selbst sieht man in einigen Zimmern „Takara Dsukusi“ aufgestellt und angehängt, das sind alle von guten Freunden zum Schmuck desselben übersandten Neujahrsgeschenke (also „Julklapp“ in sehr freier Uebersetzung); sogar die Korke der Saké-Flaschen tragen ihren Neujahrsschmuck: festliche, schleifenartige Verzierungen, ähnlich denen, welche wir manchmal unseren Sektflaschen aufdrücken. Die Kinder spielen mit ihrem Puppentheater (Kawarie-e), für welches sie theils Papierpuppen, theils zierliche, mit Perrücken geschmückte kleine Figürchen von Holz als Schauspieler verwenden.

An unser heimisches Weihnachtsfest erinnert ein unter Tannenzweigen als plastische Gruppe aufgestelltes, greises, ziemlich grimmig dreinschauendes Pärchen, Ai-Oi genannt, mit idyllischer Hirschfamilie zu ihren Füßen; **er** mit langem, weissem Barte, einen Rechen von Bambusrohr auf dem Rücken; sie mit dem Schmuck langer weisser, über die Schultern wirr herabfallender Haare, und einen Reisigbesen in der Hand.

Bei ihrem Anblick denkt man an Knecht Ruprecht und Frau Holle.

Es sind die Geister gewisser in dem Kamidienst heilig gehaltenen Tannen, der von Sumiyosi und von Takasago. Die ganze Gruppe stellt ein Glücksymbol dar, welches gewöhnlich jung Verheiratheten von Verwandten als Hochzeitsgeschenk überreicht wird.

Von glücklichem Humor zeugt eine andere plastische Gruppe, ein allerliebster Hochzeitszug von Grashüpfern, den Lieblingen der Japaner, genau in unserer Reineke-Manier, mit Sarkasmus bis in die subtilsten Kleinigkeiten dem Vorbilde einer japanischen Hochzeit mit Vortänzern, Fackelträgern und Musikanten nachgebildet.

Bei vornehmen Familien sieht man an bevorzugter Stelle ein ehernes, den mosaischen Gesetzestafeln ähnliches Schmuckstück, die Ahnentafel (ihai), welche von den Angehörigen der Familie hoch in Ehren gehalten wird.

Diese selbst tragen zu Ehren des Tages ihr „Kumade“, ein glückbringendes Amulet, welches ähnlich wie das Osterwasser unserer Dorfschönen an einem bestimmten Tage, unter bestimmten Ceremonien, an einem feststehenden Orte, dem Hahnenmarkt in Tokio, erworben werden muss, und präsentiren fleissig ihre mit wohlriechenden Essenzen gefüllten Riechbüchsen (nioi-iro).

Vor dem Hausaltare prangen kleine Räuchergefässe von Bronze und andere kunstvolle Bronzefiguren, namentlich Schildkröten, die Symbole eines langen Lebens, und Spinnen, welche in der japanischen Symbolik auch eine bedeutende Rolle spielen. Ebenso sieht man prachtvolle, mit Elfenbein und Perlmutter ausgelegte Holzvasen zur Verherrlichung des Festes ausgestellt und mit Blumen gefüllt.

Während man das ganze Jahr hindurch, abgesehen von dem Militär, keine japanische Uniform zu Gesichte

bekommt, sieht man an diesen Tagen sämtliche Beamten, von der Kategorie der Sekretäre an, in ihrer glänzend gestickten, der unserer Regierungsräthe ähnlichen Uniform. Nur wenigen steht dieselbe trotz ihrer kleinen Figur gut; die Mehrzahl von ihnen sieht mit ihren langen Haaren und verkümmerten Gesichtern nicht sehr stattlich darin aus, einzelne machen einen geradezu komischen Eindruck.

Man bekommt, im Gegensatz zu der Kritik von Professor F., einen Begriff von der Schneidigkeit, ich möchte sagen, von der neben der grössten Höflichkeit hier einhergehenden, rücksichtslosen Grausamkeit der Beamten-Oligarchie, wenn man erfährt, dass Minister Itoo in der Absicht, dem Lande Steuer-Erleichterung zu schaffen, sich am Neujahrstage, dabei eingestandenermassen sein Leben auf das Spiel setzend, zu der heroischen That entschloss, im ganzen Reiche auf einmal dreissigtausend Beamte zu entlassen und somit brodlos zu machen.

Die Anstellung der Beamten erfolgt hier nämlich so, dass dieselben jederzeit ohne vorangegangene Kündigung entlassen werden können. Eine Pension auf Grund von Diensten, welche dem Staat geleistet sind, existirt zur Zeit noch nicht, wodurch natürlich der Bestechung und Selbstbereicherung auf Kosten des Staates Thür und Thor geöffnet sind. (Doch steht mit dem Entwurfe neuer Gesetze durch deutsche Juristen auch eine Umwandlung solcher Härte und die Einführung von Pensionirung arbeitsunfähiger Beamten in Aussicht.)

Muss etwas gekauft, gebaut, neu eingerichtet werden, so bekommt der betreffende Kassirer den Auftrag, sich mit dem bezüglichen Gewerbetreibenden in Verbindung zu setzen. Von hundert Yen Kostenanschlag fliessen dann vierzig in die Tasche des Beamten, und der Beauftragte muss sich bei den übrig bleibenden sechzig Yen immer noch gut stehen. Dazu kommt, dass die Gehälter der kleinen Beamten überaus klein, — ein Schutzmann letzter

Gehaltsklasse empfängt monatlich sechs Yen — die der höheren Beamten sehr hoch sind, so dass der kleinste, niedrigste Sekretär vierter Klasse mit hundert Yen Monatsgehalt anfängt. Dass der Herr Minister nunmehr von Attentaten auf sein Leben seitens dreissigtausend Missvergnügter und Verzweifelter nicht sicher ist, wird niemanden Wunder nehmen.

Trotzdem ist der Pflichteifer dieser kleinen Beamten rührend, wie folgendes Beispiel lehrt.

Ein schweizer Lehrer, welcher bei einem Liebesmahle des Guten zu viel gethan, wurde von seinen Freunden einem Kuruma zum Transport nach Hause feierlichst übergeben. Dieser packt ihn in seine Jinrikisha, vergisst leider unterwegs, zwar nicht die Strasse, wohl aber die Hausnummer, vermag den fest Schlafenden nicht zu erwecken und ruft daher die hohe Polizei herbei. Der Revier-Beamte erkennt den Schläfer sofort, und ein Schutzmann begleitet den Kuruma nach der Wohnung des Schweizers, liefert diesen aber erst ab, nachdem er von dessen Koch eine vollständige Empfangs-Bescheinigung erhalten hat. —

Es dürfte zur Charakterisirung der dortigen Verhältnisse auch am Platze sein, von der eigenen Thätigkeit hier etwas mitzutheilen.

Nachdem im Verlaufe der ersten vier Wochen alle Beamte, denen ich Vortrag halten sollte, aus den Provinzen nach Tokio zusammen berufen, der Lehrplan der Regierung von mir begutachtet, und alle von mir zu haltenden, zuvor niedergeschriebenen Vorträge in das Japanische übersetzt worden waren, begannen nun letztere endlich und wurden, ausser von den Schülern, auch von einem Kommissar des Ministeriums nachgeschrieben. Der Dienst ist kein schwerer: täglich zwei Stunden Vor-

trag und eine Stunde Exercir-Uebungen, diese in Gemeinschaft mit Hauptmann H.

Das Exerciren wird uns dadurch besonders schwer gemacht, dass wir ganz rohes Material vor uns haben. Von hundert Schülern haben höchstens drei Mann vorher gedient. Die Armee ist bis jetzt noch viel zu schwach, um mehr als diese winzige Zahl zur Beamtenrekrutirung liefern zu können, sie würde noch nicht im Stande sein, die Polizei mit Schutzleuten zu versorgen. Bisher hat man für die bei der Polizei eintretenden Beamten irgend welchen Militärdienst noch garnicht zur Bedingung gemacht, so dass selbst von meinen letzten hundert Schülern nur drei mehrere Jahre Soldaten gewesen waren. Das soll sich jetzt allerdings ändern, und man wird sich auf unseren Antrag hin bemühen, so viel wie möglich gedientes Militär zum Polizeidienst heranzuziehen.

So entwickelt sich denn das Leben des durch die Hitze abgematteten Europäers nach den ersten Monaten in der Weise, dass er um sieben Uhr aufsteht, sein Bad nimmt, nach dem Frühstück den Garten durchwandert, dann seine Dienststunden bis elf, bezüglich zwölf Uhr abhält, speist, schläft, einige Besuche abstattet und die Abendstunden in seiner Häuslichkeit zubringt.

Vor dem Beginne der, wie auf unseren Universitäten, von Mitte Juli bis Mitte September dauernden Ferien müssen die Schüler in zwei auf einander folgenden Tagen die erste Prüfung ablegen.

Im Verlauf meines zweiten Unterrichtsjahres brach jenes Feuer, dessen ich schon oben gedachte, im Schulgebäude aus. Ich war einige Tage von einer Unpässlichkeit befallen gewesen, wollte eben den ersten Versuch machen, nach der Gakku, dem japanischen Schulgebäude, zu gehen, als unsere Hanna ganz blass hereinstürzte mit der Meldung: „Grosses Feuer in nächster Nähe.“ Mächtige Rauchwolken, welche eben emporstiegen, bestätigten

die Wahrheit, gleichzeitig kam der Dolmetscher mit der Meldung, dass die Schule brenne, herbeigeeilt.

Die Anstalt liegt auf ebener Erde, etwa hundert Schritte von unserer Wohnung entfernt und nur durch die Häuser von Professor F. und von einem einheimischen Fürsten, einem Daimiô, von derselben getrennt. Da bei prächtigem Sonnenschein absolute Windstille herrschte, so ging die Gefahr des Abbrennens an uns glücklich vorüber.

Das den Schülern als Wohnhaus dienende zweistöckige Gebäude, welches etwa fünfzig Schritte lang und ganz aus Holz gebaut war, stand binnen wenigen Minuten vollständig in Flammen und bildete ein einziges, grossartig anzuschauendes Flammenmeer. Das Feuer war im nördlichen Flügel ausgebrochen zu einer Zeit, in welcher sich bereits sämtliche Schüler in ihren südlich gelegenen Lehrsälen befanden. Ihren Schreck und ihre Aufregung kann man sich vorstellen, wenn man bedenkt, dass sie nicht nur ihre sonstigen Habseligkeiten, sondern auch die im Verlaufe des verflossenen Jahres angehäuften schriftlichen Arbeiten, welche die Mehrzahl von ihnen umsonst zu retten suchte, preisgeben mussten.

Dreissig der Schüler hatten alles verloren, weshalb das bevorstehende Examen auf spätere Zeit verlegt werden musste. Es sollten die verbrannten Leitfäden zuvor von neuem gedruckt werden, da sonst die Schüler im Falle des Nichtbestehens sicher den Einwand erhoben haben würden: „wir haben schlechte Antworten gegeben, weil wir nicht repetiren konnten.“

Bisher hat man die Ursache des Brandes nicht ausfindig machen können. Da das ganze Gebäude bis auf die Fundamentmauern niedergebrannt ist, so wird dieselbe wohl auch nachträglich nicht festgestellt werden. Ich hatte den leisen — hoffentlich unbegründeten — Verdacht, dass vielleicht ein am Examenfieber leidender,

unsicherer Schüler sich durch dieses heroische Mittel Aufschub der Prüfung habe schaffen wollen.

Die in Folge dessen einen Monat später stattfindende Abgangs-Prüfung war trotzdem, wenigstens in so fern sie Hauptmann H. und mich betraf, gut ausgefallen. Nach dem Schlusse des schriftlichen Examens begaben wir uns mit unseren bisherigen Schülern in corpore zum Photographen, bei welchem wir uns zweimal aufnehmen lassen mussten.

Die Vertheilung der Abgangszeugnisse erfolgte in feierlichem Aktus in Gegenwart des Vice-Ministers. Letzteren hatten die Schüler, vor der Anstalt in Linie Aufstellung nehmend, mit tiefen Verbeugungen empfangen. Nunmehr wurden sie einzeln aufgerufen und traten nach einander in den Saal.

Die zwölf Besten der Kaibo's (sprich „Käbo“, das heisst Polizeilieutenant) und zwanzig meiner besten Schüler wurden dann noch einmal zum Direktor gerufen, um eine besondere Lobschrift in Empfang zu nehmen.

Nach diesem Akte verlasen nach einander der Direktor, der Vice-Minister und der Staatssekretär Abschiedsreden, ihnen folgte Hauptmann H. mit einer deutschen, vom Dolmetscher sofort übersetzten Ansprache, zum Schluss trat ein Kaibo als Sprecher für alle Schüler auf und verlas eine Entgegnungsrede. Dann wurden sämtliche Schüler an einer bereitstehenden Tafel auf Staatskosten festlich bewirthet, während wir im Direktionssaale diesen Schlussakt als Gäste der Regierung ebenso festlich feierten.

Später überreichte mir noch ein Schüler beide Photographien, und alle verabschiedeten sich dankend von mir, um nun in ihre Heimath zu ihren Dienststellen zurückzukehren und das Gelernte zu verwerthen.

Unter den verschiedenen, nach Tokio einberufenen Lehr-Abtheilungen unterschieden sich die später folgenden von ihren Vorgängern durch ihr vortheilhafteres Aeussere.

Ob auch dem entsprechend der Umfang des von ihnen Gelernten und richtig Aufgefassten ein grösserer war, lasse ich dahingestellt.

Die Japaner sind entschieden sehr wissbegierig, aber sie schiessen in ihrem unbegrenzten Ehrgeiz gar zu oft über das Ziel hinaus und wollen jeder womöglich Präsident und Minister werden, auch wenn sie nur die Kenntnisse des einfachen Polizeibeamten haben. Sie wollen nicht nur das lernen, was der Polizeibeamte braucht, begnügen sich nicht nur mit dem, was der Polizei-Verwalter wissen muss, sondern sie erkundigen sich auch nach allen ausserdienstlichen Arbeiten, interessiren sich auch beispielsweise ausserordentlich für den Dienst eines Regierungsrathes, und es sieht so aus, als ob sie mit ihrem guten Willen auch den Wunsch und die Hoffnung verknüpfen, in absehbarer Zeit selbst mindestens Regierungsrath zu werden, wovon natürlich in dem in seinen verschiedenen Beamtenkategorien noch ziemlich streng geschiedenen Japan, in welchem keineswegs jeder Korporal den Marschallstab im Tornister trägt, absolut keine Rede sein kann. Immerhin spricht solch brennender Ehrgeiz und Lerneifer sehr für die zukünftige geistige Entwicklung der Japaner, wenn die ihm gezogenen Schranken auch gegenwärtig noch sehr hohe sind.

Sehr interessant und charakteristisch sind die Mittheilungen, welche Herr Oberstabsarzt Dr. Müller in seiner oben erwähnten Arbeit über seine Lehrthätigkeit in Japan macht, deren Resultate sich unter Berücksichtigung veränderter Situation mit den hier wiedergegebenen eigenen Erfahrungen und Beobachtungen decken.

Mit aufopfernder Mühe und den grössten Schwierigkeiten, welche ihm durch das Misstrauen der Japaner bereitet wurden, musste er unter den dreihundert Schülern

sichten, welche sich schon Meister ihrer Kunst wähten und doch von den Anfangsgründen noch absolut nichts verstanden. Auch er machte die Erfahrung, dass die Japaner im Auswendiglernen von ihnen zweifellos, bei dem Fehlen aller Anfangsgründe, durchaus unverständlichen Formeln ihre Stärke besaßen, dass ihnen dagegen das selbstständige Denken absolut fremd war und erst mühsam anerzogen werden musste.

Dazu kam, dass damals der ärztliche Stand hier sehr geringe Achtung genoss und sich erst sehr viel später unter Einwirkung deutscher Aerzte so sehr hob, dass er sich nunmehr aus den besten japanischen Familien rekrutieren konnte.

Ihr Lernen hatte bis dahin in dem gleichzeitigen, lauten Lesen und Auswendiglernen bestimmter Wissensgegenstände unter Leitung unfähiger europäischer Lehrer und japanischer Aufseher bestanden. Natürlich kamen bei der Uebersetzung fremder Ausdrücke in das Japanische dieselben tollen Verwechslungen vor, denen wir vierzehn Jahre später noch so häufig begegneten.

Durch die Thatkraft von Herrn Dr. Müller wurde der Grund dazu gelegt, dass die Schüler in einem achtjährigen Kursus gleichzeitig die vorbereitende allgemeine elementare Bildung neben der genauen Kenntniss der deutschen Sprache gewannen und zugleich Schritt vor Schritt in die medizinischen Kenntnisse und die klinische Thätigkeit eingeführt wurden, nachdem sie die Anfangsgründe erlernt und verstanden hatten. Freilich zeigte sich der grösste Theil dieser ersten dreihundert Schüler, deren auch viele zu alt und zu schwächlich waren, unfähig für diese Methode eigenen Denkens, und es blieben schliesslich von ihnen nur fünfunddreissig übrig, die in der That den Kursus durchmachten. Die gegenwärtigen Lehrer der damaligen „Jyakuzo“, der Medizinschule, können schon auf ganz anderen Grundlagen weiterbauen, und die Zeit

wird nicht mehr fern sein, in welcher die Japaner aus sich selbst heraus tüchtige Aerzte und Lehrer schaffen.

Damals waren Hospital und Schule in einem grossen Yashiki untergebracht, das heisst einem im Viereck gebauten, rings ummauerten, einer Festung ähnlichen, mächtig grossen ehemaligen Sitze eines Daimiô, mit vier nach aussen abschliessenden, breiten, übelriechenden Gräben, in welche aller Unrath aus dem Häuserquarré abfloss, dahinter mit hohen Mauern, niedrigen Sälen, verschiebbaren Papiertüren, mit Wänden und Fussböden aus feuchtem Holz, unreinen Strohecken und den die Oefen ersetzenden, offenen Kohlenbecken, den Hibatschis, ausgestattet.

Dazu kam, dass ein japanischer Kranker, welcher in das Krankenhaus aufgenommen sein wollte, stets von seiner ganzen Verwandtschaft zu seiner Pflege begleitet wurde, und dass diese sich in den gleichen Räumen mit jenem niederliess, natürlich auch die nothwendigsten Sachen, wie Matten, Matratzen, Pfeifen und Hibatschis mitbrachte und so zur Verschlechterung der Luft wesentlich mit beitrug. Wie konnten in so beschaffenen, übelriechenden, miasmenreichen Räumen Operationen mit Erfolg ausgeführt werden?

Aus jener „Jyakuzo“, der Medizinschule, ist im Laufe der Jahre durch die Energie deutscher Aerzte eine nach allen Ansprüchen der Neuzeit angelegte, mit Baracken versehene „Kaiserliche medicinisch chirurgische Akademie zu Tokio“ (Tokio-Daigakku-Igakubu) geworden.

Wenn auch das Misstrauen der Japaner, ihre Hintertüren-Politik, um das von ihnen Gewünschte aus dem angeworbenen Deutschen herauszupressen, ohne auf dessen eigene sonstige Wünsche und Forderungen irgend wie einzugehen, für den von dem besten Willen und Streben beseelten deutschen Lehrer anfangs schier unerträglich waren, wie es ja Professor F. kurz vorher so drastisch schilderte, so hatten doch Oberstabsarzt Dr. Müller so-

wohl wie sein Nachfolger allmählich bedeutende Fortschritte zu verzeichnen, und die zähe Energie des Japaners bemeisterte, richtig gelenkt und geleitet, schliesslich in jahrelanger, unermüdlicher Arbeit auch das schwierige Thema der medizinischen Kunst und Wissenschaft. Es muss aber jeder erst die wesentlich durch die japanische Höflichkeit bedingte, diplomatische Zurückhaltung, welche sich nicht selten mit schlauer Findigkeit und jesuitischen Kniffen paart, kennen lernen und darf nicht gleich wegen anfänglichen Scheiterns der bestgemeinten Pläne, Vorschläge und Absichten den Muth sinken lassen. —

Nach dieser kurzen, das Lehramt im allgemeinen und die speciell von Herrn Dr. Müller, dem Pionier deutscher Wissenschaft, daselbst gemachten Erfahrungen im besonderen berührenden Abschweifung kehre ich wieder zu der eigenen Thätigkeit zurück, welche zuweilen in angenehmster Weise unterbrochen wurde.

So war uns der Besuch des mit einer Berlinerin verheiratheten, ziemlich gut deutsch sprechenden Forstdirektors Muzuno und die Besichtigung seiner, neun Kilometer von Tokio entfernt liegenden Forstakademie sehr interessant, und die dort gepflogenen Spiele im Freien sowie das Souper auf dem Rasenteppisch im Walde heimelten uns sehr an. Zur Charakterisirung der Leistungsfähigkeit unserer Kuruma's sei hier erwähnt, dass wir diese fünf Viertel deutsche Meilen in unserer Jinrikisha in einer guten Stunde zurücklegten. —

Von grossem Interesse für alle Betheiligten war ferner eine Probeübung der Strom- und Schifffahrts-Polizei, welche wir mitanzusehen von dem Herrn Polizei-Präsidenten eingeladen worden waren. Der über sechshundert Meter breite Strom giesst sich in der Nähe des Uebungsplatzes in den Ocean und hat für gewöhnlich einen ruhigen Wellengang. Nur nach Regengüssen wird er so reissend,

dass er, wie erst kürzlich, die stärksten Brücken wegschwemmt.

Es sei zuvor bemerkt, dass für etwaige Unglücksfälle im Schiffverkehrsverkehr hier ein aus Einwohnern Tokio's gebildeter freiwilliger Rettungsclub besteht, welcher in seinen Uebungen dahin strebt, seine Mitglieder mit dem Wasser vertraut und bei den vorzunehmenden Arbeiten furchtlos und geschickt zu machen.

Auf mehreren, hinter einander gekoppelten Kähnen stellten sich etwa zweihundert Personen zunächst in einer Linie auf und machten eine Verbeugung. Hierauf wurde von mehreren je eine Leiter senkrecht auf jedem der in dem Strome liegenden Baumstämme befestigt, deren Gleichgewicht lange, mit ihnen verbundene, auf dem Strome schwimmende Balancirstangen erhielten. Dann nahmen je drei Personen auf einem Baume Platz und machten abwechselnd an der Leiter gymnastische Uebungen, welche ihre Furchtlosigkeit, Muskelkraft und Geschicklichkeit beweisen sollten. Diesen folgten ähnliche Uebungen auf Baumstämmen, auf denen an Stelle einer Leiter eine glatte Stange befestigt war.

In der nächsten Programmnummer zeigten die Japaner ganz besondere Geschicklichkeit.

Auf vielen Balken, welche man frei umherschwimmen liess, stand je ein Mann, nur mit einer Stange an Stelle eines Ruders bewaffnet und versuchte, den Balken in einer bestimmten Richtung gegen den Strom vorwärts zu bringen, was einzelnen besonders dadurch gelang, dass sie denselben durch Treten mit den Füßen in eine rollende Bewegung versetzten. Dieses war jedenfalls der schwerste Theil der Uebung, wenigstens gehörte sehr viel Geschick dazu. Bemerkenswerth war, dass dabei auch nicht ein Mann in das Wasser fiel.

Dann folgte ein Uebungs-Wettschwimmen. An zwei in der Nähe unseres Ufers in das Wasser gesteckten

Pfählen befestigte man eine Querstange dicht über dem Wasserspiegel und hing daran zwölf Holztäfelchen, welche den das Ziel erreichenden Schwimmern der Reihe nach verabfolgt wurden. Die Sieger erhielten je nach ihrer Leistung einen entsprechenden Geldpreis. Auf ein gegebenes Zeichen sprangen achtzehn Schwimmer von einem am jenseitigen Ufer befindlichen Kahne in den Fluss und versuchten nun denselben quer zu durchschwimmen. Einzelne verloren zwar die Kraft und wurden vom Strome abwärts getrieben, aber zwölf von ihnen kamen doch an das Ziel und erhaschten unter Aufsicht der Polizei jeder die ihm zustehende Tafel.

Inzwischen war es zwölf Uhr geworden, die Zeit, zu welcher der Japaner ungern sein Mittagessen entbehrt.

Bezüglich der japanischen Zeit erlaube ich mir einzuschalten, dass zur Bestimmung derselben der Zeitraum zwischen Sonnenaufgang und -untergang und ebenso die Komplementärzeit in sechs gleiche „toki“, die Vigilien der Römer, eingetheilt werden, deren Länge man officiell alle vierzehn Tage wegen der wechselnden Tages- und Nachtlänge von neuem bestimmt.

In Tokio schwanken diese Theile zwischen einem Zeitraum von ein einhalb und zwei einhalb Stunden. Es ist demgemäss immer schwer, ohne Zuhilfenahme unserer Uhren sich mit einem Japaner über eine bestimmte, mit ihm zu verabredende Zeit zu verständigen, und von Pünktlichkeit auf die Minute kann natürlich bei einem den Neuerungen abholden Japaner der alten Schule keine Rede sein, nicht einmal von Pünktlichkeit auf die halbe Stunde.

In unserem Falle kündete, abgesehen von unseren Uhren, der Stand der Sonne die Mittagszeit an. Auch wir wurden von dem Herrn Präsidenten zur Theilnahme an einem japanischen Mittagessen eingeladen, was wir dankbar annahmen, und fuhren nach dem in der Nähe

gelegenen nationalen Theehause hin, in welchem dasselbe bestellt war.

Sein Verlauf zeigte uns, dass auch an diesem japanischen Gasthause die europäische Kultur nicht unbeachtet vorübergegangen war. Allerdings existirten auch hier noch nicht Messer und Gabel; wir mussten uns, so gut es ging, der japanischen Stäbchen bedienen. Doch wurden an Getränken, vielleicht mit Rücksicht auf unsere voraussiehende Theilnahme, Roth-, Weisswein und Moabiter Bier verabfolgt, an Speisen zunächst dreimal Suppe, theils mit Reis, theils mit Pilzen, dann Eierkuchen, in Zucker eingemachte Bohnen, Hummern, Schnecken, gebratene Fische, Geflügel und anderes Fleisch, schliesslich als Dessert Früchte, japanischer Kuchen und andere Zuckerwaaren. Dazu Bedienung von zarter Hand, deren Inhaberinnen uns in den Pausen zwischen den einzelnen Gängen Kühlung zufächelten. Eine der Dienerinnen war auch nach europäischen Begriffen sehr anmuthig und von reizenden Gesichtszügen.

Bezüglich der japanischen Zubereitung und äusseren Ausstattung obiger Gerichte füge ich hinzu, dass die einzelnen Schüsselchen mit Blumen geschmackvoll geziert, und dass das Geflügel, Hühner wie Enten, in kleine Würfelchen geschnitten und gekocht, dazu gedämpfte Pilze und Zwiebeln sammt ihren langen Stengeln hinzugehan waren; das Ganze wird dann mit einer specifisch japanischen, bei sehr vielen Gerichten gebrauchten, gewürzreichen Sauce, der japanischen „Soya“, übergossen.

Der Fisch wird nach japanischer Zubereitung in Scheiben geschnitten, an kleinen Spiessen halb gar gebraten und dann mit Salz und Essig überschüttet oder auch mit Reis belegt und vorgesetzt.

Unter den japanischen Delikatessen spielt auch der Seetang eine grosse Rolle. Das Hauptgericht ist und bleibt aber immer der einfach gekochte Reis, welcher

ohne Salz, Milch oder Zucker zubereitet und gegessen wird. Er ist hier immer von einer vorzüglichen Güte und bildet in ganz Ostasien das Hauptnahrungsmittel. (In Java wird er von den Malayen in primitivster Weise in einem Stück Bambusrohr gekocht; sobald dieses platzt, ist er gar.) Selbst beim Nachtisch wird der Reiskuchen allen anderen Süssigkeiten und Obstkuchen vorgezogen.

Als Getränk zum Essen nimmt der mässige Japaner am liebsten reines Wasser zu sich. Beim Weingenusse ist er überaus vorsichtig, weil er weiss, dass er, wie die meisten mässigen Menschen, Spirituosen sehr schlecht verträgt und schnell berauscht wird, doch hat man sich in Japan inzwischen mit dem Champagner befreundet, welcher in kleinen Quantitäten von ihm gern getrunken wird.

Dagegen ist er gross in dem Genuss von glühend heissem, starken, erhitzenden japanischen Thee, den er mit Vorliebe nach der Mahlzeit trinkt, und von welchem er unglaubliche Quantitäten vertilgen kann, ohne sich zu berauschen.

Zum Nachtisch gehört natürlich auch die Cigarre oder Pfeife, dazu in engem Zirkel auch die zierlich bemalten, niedlichen Miniaturkarten, mit welchen in Japan gern gespielt, bezüglich hasardirt wird.

Der Nationalgesang, welchen die Japaner nach Tisch beim Theegenuss, namentlich fern von der Heimath, gern anstimmen, wenn sie unter sich sind, hat für unser deutsches Ohr absolut nichts bestechendes, melodisches. Vielleicht beruht das auf Gegenseitigkeit bezüglich der Wirkung unserer Nachtisch-Gesänge auf das Ohr des Japaners. —

Das Gastzimmer befand sich eine Treppe hoch. Bevor wir das Haus betraten, mussten wir natürlich nach japanischer Sitte die Stiefel ausziehen, um die Matten nicht zu zertreten. Am Schlusse des Diners überzeugten wir uns, dass auch die japanischen weiblichen Ganymede

die Annehmlichkeit eines Trinkgeldes durchaus zu würdigen verstehen.

Nach demselben fuhren wir in unseren Jinrikisha's wieder zu den Zelten zurück, um zum Schlusse noch Bootswettfahrten der Schifffahrtspolizisten mit anzusehen.

Die Wettfahrten wurden durch die kräftigen Ruderer mit regem Eifer ausgeführt. Zwei bis drei Boote, mit je fünf Mann, darunter einem als Steuermann besetzt, hatten eine Strecke von achthundert bis tausend Metern stromaufwärts hinauf und dann wieder mit dem Fluss zurückzufahren. Die Sieger empfangen die vorherbestimmten, angemessenen Preise.

Das ewige Wettfahren wurde schliesslich hier ebenso wie in der Heimath bei ähnlichem Anlass nicht nur für uns, sondern auch für den Herrn Präsidenten langweilig, so dass er die Gelegenheit zu einem kleinen Mittagsschläfchen benutzte, und wir fuhren, nachdem gegen vier Uhr die zehnte Wettfahrt beendet war, vergnügt nach Hause. —

Mit grossem Interesse sahen wir auch später ein Schaufechten mit an, zu welchem uns der Chef der Gendarmerie eingeladen hatte und in einer dreispännigen Gala-Equipage hatte abholen lassen. Das Gehen ist in Tokio, beiläufig erwähnt, auch bei Zurücklegung kürzerer Strecken, für den Europäer nicht üblich, vor allem nicht, wenn er eine Dame zur Seite hat. Er würde dabei in einer kaum erträglichen Weise von der grossen Menge angestarrt werden. —

Der Einblick in das Innere eines vornehmen japanischen Hauses ist dem Fremden für gewöhnlich verschlossen, und der Verkehr zwischen dem Europäer und Japaner beschränkt sich, abgesehen von grösseren Festlichkeiten, auf die äusseren dienstlichen Beziehungen. Eine Ausnahmestellung nimmt nur der Arzt ein, welcher bei

einer schweren Erkrankung auf Wunsch der Angehörigen hinzugezogen wird, und dem sich bei dieser Gelegenheit das ganze Innere des japanischen vornehmen Hauses öffnet. Als in das Kapitel des Verkehrs zwischen Deutschen und Japanern gehörig, erlaube ich mir, hier kurz den Besuch des deutschen Arztes in der Familie eines ehemaligen Daimiô zu schildern.

Mit Windeseile rollen in zwei Jinrikisha's der Arzt und sein Dolmetscher nach halbstündiger Fahrt an der langen Front eines stallähnlichen, schwarz angestrichenen Gebäudes und an seinen mit Papierscheiben ausgefüllten Fensterrahmen vorbei. Er wird durch das mächtige Hofthor mit den kupferbeschlagenen Flügeln von dem sich tief verbeugenden Thorhüter hindurchgelassen und gelangt nach Durchwanderung verschiedener Höfe, über mehrere Gräben hinweg, schliesslich an eine Holzterrasse, vor deren Betretung sämtliche Begleiter ihre Fussbekleidung ablegen. Um dem deutschen Consiliarius diese für ihn etwas unbequeme Procedur zu ersparen und gleichzeitig die kostbaren und feinen Matten zu schonen, werden diese durch Läufer und das Consulationszimmer durch einen Brüsseler Teppich geschützt.

Die Wanderung geht nun durch lange Gänge und viele Zimmer, vor welchen zahlreiche Diener die Schiebethüren mit tiefster Ehrerbietung öffnen.

Nachdem der Arzt auf einem ziemlich gebrechlichen Stuhle Platz genommen, wird ihm von zwei niedlichen, in Kniebeuge präsentirenden Japanerinnen Thee und Tabak gereicht, zugleich werden auf einen Nebentisch Früchte, Kuchen und Zuckerwerk hingestellt. Während der japanische Oberarzt nun, gleichfalls sitzend, die Krankengeschichte verliest und schliesslich seine von ihm durch Beobachtung, Symptome und sonstige Gründe erhärtete Diagnose des Krankheitsfalles angiebt, hocken die As-

sistenten ringsum mit Temperaturtabellen und anderweiten für denselben wichtigen Notizen.

Dann wird der Arzt endlich durch mehrere Zimmer hindurch nach dem Krankenzimmer geleitet, wo die ganze männliche wie weibliche Verwandtschaft im Festgewande im Hintergrunde hockt und jede Miene, jede Bewegung des untersuchenden Arztes aufmerksam und theilnehmend verfolgt und unbewusst mitmacht. Der zu Untersuchende liegt auf einfacher Matte, und nur die reichen Stickereien der Unterlagen, die kunstvollen Stoffe der Decken verrathen, dass man ein Fürstenkind vor sich hat.

Sanft und geduldig erträgt der Leidende alle Handgriffe der Untersuchung, lässt auf sich herumhämmern, die Grenzen der einzelnen Organe bestimmen und sich behorchen, während die Umgebung bei jedem Schlage des kleinen Perkussionshammers leicht auffährt. Nach beendeter Untersuchung wird dem Arzte Wasser und Handtuch gereicht, dann zieht er sich wieder mit den andern Aerzten in das Consultationszimmer zurück und theilt dem Oberarzt seine Diagnose und seine Verordnungen mit, welche von den Assistenten auf langen Papierrollen mit Tusche niedergeschrieben werden.

Das dem Arzte hinterher angebotene Diner, welches bei der unendlichen Zahl von Gängen sicher zwei Stunden beanspruchen würde, wird meistens dankend abgelehnt, worauf derselbe nun feierlich zu seiner Jinrikisha geleitet wird. In dieser findet er gewöhnlich ein kleines Packet, welches einige Lebensmittel enthält, eine in Japan übliche kleine Aufmerksamkeit der Familie des Consultanten für den Arzt. Als besonders ehrenvoll für ihn gilt es, wenn ihm mehrere Sandkuchen geschenkt werden von jener Form und Farbe, wie sie in Japan nur die Aerzte höchsten Ranges geschenkt erhalten. Dieselben haben

übrigens auch für unsere Zunge einen sehr angenehmen Geschmack.

Ausser dieser kleinen Aufmerksamkeit wird entweder am nächsten Tage von einem Diener oder nach vierzehn Tagen von dem Patienten selbst, bezüglich einem seiner Angehörigen, das „Geschenk für den Arzt“ überreicht. Auf lackirtem Theebrett werden diesem zwei Päckchen überreicht, das grössere, welches zehn bis fünfzehn Yen enthält, für ihn und das kleinere, mit zwei bis drei Yen, für den Dolmetscher.

Es erhellen aus dieser Schilderung das grosse Zartgefühl, der natürliche Anstand und die Höflichkeit der Japaner im Umgange, ebenso die ruhige, stille Duldsamkeit und der Gehorsam des Kranken, mit welchem es sich sehr gut umgehen lässt. —

Im Anschluss an die japanische Polizei, welche für das ganze Reich ein stattliches Heer von etwa zwanzigtausend Mann mit zweitausend Polizei-Sergeanten und Offizieren bildet, seien mir gleich einige Worte über die japanische Armee gestattet, in welcher das bisher massgebende französische System nach und nach verdrängt wird, da Herr Major M. den Generalstab hier vollständig nach preussischem Muster einrichten soll. Seitdem Deutschland Frankreich so vollständig besiegt und damit die erste Stellung in Europa eingenommen hat, ist auch hier die Vorliebe für eine deutsche Militäreinrichtung gewachsen, und man spricht sogar davon, dass ein preussischer General zu Reorganisierungszwecken hierher kommen soll.

Die japanische Armee ist ebenso wie die aus vierundzwanzig Kriegsschiffen bestehende Flotte noch im Entstehen begriffen und wird gegenwärtig an Stelle der bisherigen Berufssoldaten aus der Kaste der Samurai,

welche, wie bereits erwähnt, aufgehoben und aufgelöst worden sind, aus dem ganzen Volke durch Aushebung, bezüglich Auslosung geschaffen. Sie übersteigt zur Zeit kaum die Zahl von vierzigtausend Mann und verfügt über kräftige und furchtlose Mannschaften, welche sich, wenn richtig ausgebildet, sehr gut zu Soldaten eignen würden.

Mit der richtigen Ausbildung hat es allerdings, so lange man sich die „grande Nation“ zum Muster genommen, noch gute Wege. Die Exercirart und die sonstigen Uebungen würden ja für Japan vollständig genügen, wenn alles mit der erforderlichen Energie geschähe. Aber gerade dieses ist der wunde Punkt Japan's.

Der Wachtdienst, auf dessen Ausführung, als die beste Vorbereitung für den Krieg, in Preussen die meiste Sorgfalt, Genauigkeit und Strenge gelegt wird, diene hier bisher nur als Spielerei, bei welcher alles einen bummeligen, schleppenden Gang hat. Die Bekleidung ist dem Klima angepasst und ziemlich billig, die Bewaffnung einzelner Truppentheile recht gut, aber noch unvollständig.

Die Infanterie ist nämlich nur zum Theil mit Hinterladern bewaffnet; neben diesen sieht man in Tokio noch verschiedene Sorten veralteter Schiessgewehre.

Die Artillerie ist zum grossen Theil mit gezogenen Krupp'schen Geschützen neuester Konstruktion versehen. Diese Firma hat hier bei der Regierung sogar einen ständigen Vertreter, ein Beweis dafür, dass ihre Geschäftsverbindung mit Japan eine dauernde ist.

Die Kavallerie trägt Säbel nach preussischem Muster, auch Revolver, aber solche, welche nach jedem Schusse erst wieder gespannt werden müssen. Ihre Pferde sind durchweg klein, aber feurig. Es sind fast nur Hengste, welche, wenn gut tränirt, namentlich auf Gebirgsterrain vorzügliches leisten müssten. Zur Bespannung der Geschütze scheinen sie mir jedoch zu schwach zu sein. —

Die Elite-Kavallerie in Verbindung mit dem Hofceremoniell zu sehen, bot sich mir bei einer feierlichen Abfahrt des Mikado Gelegenheit. Der Kaiser von Japan reiste mitten im Sommer mit grossem Gefolge ab, um die südlichen Provinzen zu besuchen und sich den Bewohnern derselben zu zeigen. Seine Abreise sollte früh zehn Uhr stattfinden. Obwohl solche Gelegenheiten bisher nahezu die einzigen für die Bewohner der Residenz waren, um ihren Kaiser zu sehen, so erschienen die Strassen doch nur schwach mit Menschen gefüllt.

Um die Strecke vom Schlosse bis zum Bahnhof mit einem Militärspalier ganz besetzen zu können, musste die volle Garnison, einschliesslich der abgeprotzten Geschütze, aufgeboten werden. Die Paradeuniformen des Militärs sind weder elegant noch schön, sie sind im Schnitt den französischen Uniformen ähnlich, aber der Wechsel der Farben bei den verschiedenen Gattungen desselben bietet doch immerhin ein buntes, dem Auge angenehmes Bild.

Kurz vor elf Uhr kündeten Trompetenfanfaren die Annäherung der hohen Herrschaften an.

Voraufritten drei Polizeioffiziere, dann folgten zehn bis zwölf berittene Militärs, meistens kräftige, sehr sorgfältig gekleidete Leute von vortheilhaftem Aeusseren. Ihnen folgten drei Ulanen, an deren Lanzenspitzen roth und weiss gestreifte Flaggen im Winde flatterten. Zwei von ihnen ritten zu beiden Seiten der Strasse, mit gefällter, der Dritte einige Schritte hinter ihnen inmitten der Strasse mit angefasster Lanze, so dass sie zusammen ein Dreieck bildeten.

Hierauf wurde unter Führung eines Generals die goldene Fahne des Mikado mit grossem, eine Aster darstellende Wappen von berittenen Offizieren Seiner Majestät unmittelbar vorangetragen.

Der Kaiser folgte ihr, von einem Adjutanten begleitet, in geschlossenem, mit grossen Glasscheiben ver-

sehenen Galawagen, welcher dem Kaiserlichen Wagen in Berlin ähnlich aussah. Da ich in nächster Nähe stand, so konnte ich die Züge des Herrschers von Japan genau erkennen.

Der Mikado zeigte sich in Uniform, die Brust mit dem prachtvollen Hausorden geschmückt. Er ist kein schöner, aber wohl proportionirter, kräftiger, ziemlich grosser, im besten Mannesalter stehender Herr und, dies hatte ich schon früher erfahren, ein grosser Freund jedweder Aufklärung, welcher mit allen Ueberlieferungen früherer Abschliessung gebrochen hat, bezüglich zu brechen entschlossen ist. Bei allen bahnbrechenden Neuerungen ergreift er selbst die Initiative, so dass er beispielsweise seinen Sohn, den Erben des japanischen Thrones, durchweg ausländischen Erziehern zur Ausbildung seines regen Geistes anvertraut und ihn auch später, wie man erzählt, auf Reisen nach Europa senden wird, um civilisirte Staaten so wie fremde Sitten und Bräuche kennen zu lernen und seinen Geist auszubilden, seine Beobachtungsgabe zu schärfen.

Die Bilder Seiner Majestät und Seiner hohen Gemahlin, welche als Titel-Vignetten dieser Arbeit voranstehen, sind die Kopien von Abbildungen, welche die Majestäten als persönliche Geschenke Herrn Oberstabsarzt Dr. Müller bei dessen Abschiedsaudienz überreichten, und geben die Züge des Kaiserpaares genau nach den Originalen wieder, Kaiser Mutsu-Hito in japanischer Uniform, die Kaiserin in japanischer Nationaltracht, den prachtvollen Yokome in der durch den Kimöno bedeckten Hand.

Bezüglich der an die Zeiten der Maria Antoinette erinnernden Etiquette am japanischen Hofe erlaube ich mir hier einzuschalten, dass beispielsweise die Unterhaltung der Kaiserin mit Herrn Dr. Müller in der Weise vor sich ging, dass dieser, neben Ihrer Majestät stehend, an den ihm gegenüberstehenden Dolmetscher seine Frage richtete,

welche dann von dem Dolmetscher an den japanischen Leibarzt, von diesem an den Hausminister, dann weiter an die dienstthuende Hofdame und von dieser endlich an die Kaiserin gerichtet wurde, worauf dann die Antwort in der gleichen fünffachen Rundtour zurückerfolgte. Die Stellung der einzelnen Persönlichkeiten ist dabei streng nach der Etiquette eine solche, dass Ihre Majestät rechts und links neben sich den deutschen Arzt und die Hofdame hat, der Leibarzt ihr gegenüber steht und Dolmetscher wie Minister zu dessen beiden Seiten dem deutschen Arzte bezüglich der Hofdame gegenüberstehen, so dass also jeder zu seinem Nachbar spricht. —

Kaiser Mutsu-Hito ist eine grossartig angelegte Natur und besitzt so eminente Herrschergaben, so weittragenden Scharfblick, nebst klarem Verständniss für das, was seinem Volke noththat, gepaart mit eisener Energie und kluger Umsicht in der Wahl fähiger und tüchtiger Rathgeber, dass man die ganze Entwicklung Japans in den letzten zwanzig Jahren, welche die Welt in Erstaunen setzte, als sein eigenstes Werk bezeichnen darf.

Im fünfzehnten Lebensjahr (1867) aus der Abgeschlossenheit des Herrschersitzes in Kiôto heraus auf den Thron berufen und in die Wogen der Partheikämpfe, in den Bürgerkrieg von 1868 hineingerissen, hat er, zunächst durch die Hand einsichtsvoller Râthe, Minister und Feldherrn, dann mit eigener kräftiger Faust alle jene epochemachenden Neuerungen, welche Japan in die Zahl der modernen, konstitutionellen Kulturstaaten einreihen, durchgeführt und die wiederholten Empörungen der sich dagegen bäumenden, bisher durch besondere Rechte bevorzugten Kasten, welchen ihre Vorrechte und Einkünfte durch jene genommen wurden, namentlich den gefährlichen Aufstand von Satsuma vom Jahre 1877, mit Hilfe seines treuen Heeres niedergeworfen.

Sein Werk war die Mediatisirung der nahezu unab-

hängig gewordenen Daimiô's und die Schaffung eines Volksheeres an Stelle der Kriegskaste der Samurai; die Befreiung des Christenthums von allen hemmenden Fesseln und die Verkündigung voller Religionsfreiheit; die Aufhebung der Handelsfesseln und der Abschluss neuer Verträge mit den vereinigten Staaten Nordamerikas, den europäischen Mächten und mit Korea; die Einführung eines systematischen Unterrichts und Berufung europäischer Lehrer für Schule, Universität, Akademie, Armee und Flotte, für Telegraphie und Eisenbahnbau, Polizei und Gerichtswesen und überhaupt für alle Zweige moderner Staats- und Volksbildung; die Umwandlung des ganzen Regierungssystems, so dass an die Stelle des „Gottessohnes“, vor welchem sich alles sklavisch niederwarf, ein loyaler, pflichttreuer und für Volksaufklärung sorgender Herrscher trat, welcher ausser den zehn Mitgliedern des Ministeriums sich zwei berathende Kammern, den Senat oder Staatsrath, „Genroin“, und die Provinzialdirektoren, Kenrei, zur Seite stellte und nunmehr auf dem Wege zur Schaffung einer constitutionellen Monarchie immer weiter schreitet.

Deutsche Baumeister haben das mächtige Gebäude errichtet, in welchem wenige Jahre später (1890) das Parlament eröffnet wurde, mit vollständiger Trennung der die Gesetze gebenden und der dieselben ausführenden Gewalt.

Dass derartige Umwälzungen, zu welchen andere Nationen Jahrhunderte gebrauchen, und an welchen ein Joseph II. zu Grunde ging, nicht ohne heftige Reibungen vor sich gehen können, und dass dabei auch manche Missgriffe vorkommen, ist selbstverständlich.

Wir werden in den folgenden Kapiteln sehen, wie viel noch für die staunenswerthe Energie des Kaisers zu thun übrig bleibt; schon gehört (im Jahre 1890) die christliche Ehe zwischen Japanern und deutschen Frauen

nicht mehr zu den ungewöhnlichen Ereignissen. Der Kirchenvorstand der deutschen evangelischen Gemeinde in Tokio fordert zu Beiträgen für Errichtung einer deutschen Kirche daselbst auf, andererseits sind ausser Tokio nach Nagasaki, Kiôto und Sendai vom Papst kürzlich zu Bischofsitzen ernannt worden, und auch das Familienleben der Japaner wird sich mehr und mehr unseren deutschen Kulturbegriffen anpassen. —

Der jetzt neugeschaffene Adel hat fünf Klassen, zu deren erster, den Fürsten (Ko) die fünf ältesten, von ehemaligen Kronfeldherrn stammenden Kuge-Familien gehören, aus welchen der Mikado nach altem Brauch seine Gattin wählt; dann folgen der Marquis (Kô), der Graf (Haku), der Vicomte (Shi) und der Baron (Dan).

Der Kaiser führt ausser dem eben erwähnten Kaiserlichen Wappen, der Blüthe des *chrysanthemum indicum*, noch das Landeswappen, welches dem Blatt und der Blüthe der, wie wir oben gesehen haben, in Japan heimischen *Paulownia imperialis* (Kiri) nachgebildet ist. —

Nach dieser hier gebotenen Abschweifung kehre ich wieder zu der kaiserlichen Auffahrt zurück.

In den nächsten beiden Wagen folgten die Kaiserin (Kisaki) mit einer Hofdame, beide in japanischer Tracht, und die Kaiserin-Mutter.

Diese beiden Wagen waren derart mit durchbrochenen, weisseidenen Gardinen verhängt, dass man die Gesichter der Insassinnen nicht deutlich erkennen konnte. Während die Kaiserin einen aus dem nur ihr zustehenden weissen Holze hergestellten, durch reichere Fassung und grössere Zahl der ihn zusammensetzenden Stäbchen ausgezeichneten Fächer, (genannt Yokome, Spion) trägt, führen die anderen Damen ihre verschiedenfarbigen Kazári-ogi (Galafächer), Stäbchenfächer, welche, ausser von den Hofdamen, nur von den Nebenfrauen des Kaisers getragen werden dürfen und für gewöhnlich, mit beiden Händen entfaltet, auf den

Schooss gesenkt, in Gegenwart des Mikado jedoch, aus Ehrfurcht vor diesem, hochgehoben und vor das demüthig gebeugte Haupt gehalten werden, so dass die Trägerin an dem Anschauen des überirdischen Glanzes der Herrscher Augen gehindert ist. Die Büste wird bei Galatoilette mit vielfach über einander gelegten, bezüglich so gefalteten Kimōno's von prachtvollem Seidenstoff, welche nur vorn ein tiefes, nach unten spitzes Dreieck freilassen, bedeckt, und an Stelle des Obi sieht man bei den Hofdamen, wie auch bei den Hofedelleuten (Kuge) und den Shintopriestern (Kannusi), welche beide in ihrem Ziyó Siyoku, einem den Kimōno ersetzenden Flügelgewande mit talarartigem Zuschnitt prangen, weite rothseidene Galabeinkleider.

Eine ganze Menge der sich nun anschliessenden Wagen waren theils von Kaiserlichen Prinzen, theils von Hofherren besetzt. Den Schluss des recht imposanten Zuges bildeten, wie zu Anfang, ein Dutzend stattlicher Offiziere und drei Ulanen, welche hier in umgekehrter Ordnung ritten, also voran, inmitten der Strasse, ein Mann von imponirender Grösse und Haltung mit angefasster Lanze, und dahinter die anderen beiden zu den Seiten der Strasse, gleichfalls die Lanzen gefällt, aber die Spitzen nach hinten, ein deutliches Symbol für den Schutz, welcher dem höchsten Landesherrn zu erweisen ist.

Der ganze Zug bewegte sich in kurzem Trabe. Vereinzelt waren Gendarmen und Polizisten zu sehen, deren Thätigkeit sich vorzugsweise darauf beschränkte, das Publikum rechtzeitig zum Entblössen des Kopfes zu veranlassen. Hurrahrufe giebt es hier nicht. Auf verschiedenen Stellen der Strasse waren Musikcorps aufgestellt, welche während des Passirens des Zuges die Nationalhymne spielten.

Eine Sperrung für Wagen oder Fussgänger fand

gar nicht statt, und alles ging ohne Störung in schönster Ordnung von statten.

Die Japaner haben bei Begrüssung ihres Herrschers andere Empfindungen als die europäischen Kulturvölker. Sie sind in tiefster Demuth noch immer von seiner, seit Jahrtausenden ihnen verkündeten, wenn auch vom Kaiser Mutsu-Hito selbst verworfenen und verpönten Gottgleichheit so durchdrungen, dass sie keine Gefühlsäusserungen kundzugeben wagen. Ausserdem verbietet dies auch, wie wir später sehen werden, das japanische Ceremoniell beim Erscheinen des Kaisers.

Je tiefer die sociale Stellung des Menschen hier zu Lande ist, desto stärker prägt sich bei ihm die ehrfurchtsvolle Scheu vor seinem Kaiser aus. Das wird bei dem schnellen Herausgehen aus tausendjährigen Gewohnheiten und bei der Kopirung des Westens bald anders werden, hoffentlich auch besser — *qui vivra, verra!*

Welche enormen Fortschritte Japan gerade in der von preussischen Offizieren geleiteten Ausbildung seines Heeres im Laufe der letzten vier Jahre, seit Einführung der neuen Heeresorganisation, gemacht hat, wird am schlagendsten durch eine Schilderung des jüngst (im Frühjahr 1890) daselbst stattgehabten ersten grossen Kaisermanövers gezeigt, welches dem japanischen Volke kurz vor Eröffnung des Parlamentes den ganzen Pomp des alten, von den Repräsentanten sämmtlicher hier accreditirten Mächte umgebenen Kaiserthums, wenn auch in moderner Form, enthüllen und sein Vertrauen zu dem neuen constitutionellen Systeme befestigen sollte.

Es sei dies die letzte Silhouette dieses langen, Vergangenheit und Gegenwart in bunter Reihe vorführenden Kapitels.

Das Manöverfeld in Japan ist nicht so glatt und eben,

wie wir es hier auf unseren grossen Paraden bei Berlin und Potsdam zu sehen gewöhnt sind.

Abgesehen von den ganz schmalen japanischen Wegen, welche wir im letzten Kapitel kennen lernen werden, bereiten auch die vielen steilen Hügelketten und das verwickelte Netz von Flüssen und Bächen auf den weiten Reisfeldern einer durchdachten Strategie sehr grosse Hindernisse, und die taktische Entwicklung grösserer Truppenmassen ist fast unmöglich. Andererseits liegt hierin auch wieder die Stärke Japan's, in dessen weiten Provinzen die Infanterie fast überall vorzügliche Deckung findet, während Kavallerie ebenso wie Feldartillerie nur in beschränkter Weise zur Verwendung kommen und im wesentlichen durch Gebirgsartillerie ersetzt werden.

Dass ein derartiges Terrain jedem Angriff durch fremde Armeen grosse Schwierigkeiten bereitet und die Landesvertheidigung, bei welcher überdies die Flotte von den vielen, tief in das Land einschneidenden Meeresarmen aus gut sekundiren kann, sehr erleichtert, ist klar und würde bei einem etwaigen feindlichen Einfall in Japan zu dessen Gunsten sehr in die Wagschaale fallen.

Trotzdem war in diesem, von dem Kaiser selbst kommandirten gemeinschaftlichen Manöver von Landarmee und Flotte angenommen worden, dass zwei verbündete Mächte ungehindert mit ihren Truppen, der Westarmee, gelandet wären und im Verein mit ihren Flotten die in der Mobilmachung gestörte japanische (Ost-) Armee südlich nach Kiôto zurückgedrängt hätten.

Die zu den Truppenübungen eingeladenen fremden Gesandten und Geschäftsträger waren per Bahn in einem reservirten Salonwagen des Personenzuges von dem Oberceremonienmeister und von mehreren Ordonnanzoffizieren nach Nagoya, einer im Süden der Insel Hondo, östlich von Kiôto gelegenen, offenen Stadt, geleitet und hier in

einem europäisch eingerichteten Gasthof einquartiert worden, in welchem sie kaiserliche Köche aus Tokio bedienten. In der Frühe des folgenden Morgens wurden sie durch einen kaiserlichen Extrazug in einer Stunde nach dem Manövergelände geführt zur Beobachtung und Beurtheilung der Leistungen der jungen japanischen Truppen.

Unter dem Kaiser kommandirte als Chef des Generalstabes Prinz Arisugawa Taruhito, derselbe Prinz, welcher kurz zuvor in Berlin die Verhandlungen bezüglich der neuen Handelsverträge geschickt geleitet hatte; ausserdem standen zwei kaiserliche Prinzen als Regimentskommandeure in der Front. Die Ostarmee hatte die Special-Aufgabe, dem weiteren Vordringen des Feindes, welcher in der Hafenstadt Handa einen strategisch günstigen Stützpunkt erobert, trotz der Gegenwehr der japanischen Flotte neue Truppen an das Land gesetzt und dann das von den Japanern geräumte Nagoya besetzt hatte, Halt zu gebieten, denselben möglichst zu umfassen, ihn auf seine Schiffe zurückzuwerfen und, wenn möglich, zu vernichten.

In Folge des für eine Umgehung sehr ungünstigen Terrains — auf den schmalen Dämmen zwischen den Reisfeldern kann nur einer hinter dem anderen vorwärts kommen, so dass hier ungeheure Verluste unvermeidlich waren — und der Verstärkung der Westarmee durch den mit einem Garderegiment in Eile herangezogenen Prinz Fushimi gelang diese Umgehung nicht, und die Westarmee blieb in ihren Positionen.

Es waren hier dreissigtausend Mann der japanischen Truppen, jedenfalls die stärkste Armee seit Einführung der neuen Heeresorganisation, ausserdem die gesammte Flotte in Stärke von einigen zwanzig Kriegsschiffen versammelt.

Beachtenswerth waren die gute Haltung und Feuer-

disziplin der Truppen im zerstreuten Gefechte, die vorzügliche Ausnutzung des Terrains, der lautlose Gehorsam, die Sicherheit der Griffe, der Eclaircuredienst, die Tüchtigkeit der Artillerie, die Ruhe und Ordnung des Fuhrwesens.

Die ganze Uebung war in Anlehnung an preussische Manöver durchdacht, der erste Versuch dieser Art, welcher jedenfalls erwies, dass das Material der japanischen Armee ein vorzügliches, und dass diese allen anderen asiatischen Armeen weit vorausgeeilt ist. In wenigen Jahren ist hier durch deutsche Lehrmeister ein tüchtiges, gebildetes, junges Offizierkorps herangezogen worden.

Die Kritik, zu welcher die Generalität und die Stabs-offiziere befohlen waren, wurde zunächst von dem Chef des Generalstabes, dann von dem Kaiser selbst abgehalten, nachdem dieser sich zuvor mit den fremden Diplomaten längere Zeit unterhalten hatte.

Am folgenden Tage war grosse Parade. Die Truppen waren in zwei Treffen aufgestellt worden, und der Kaiser ritt mit grossem Gefolge die Front im Schritt ab, worauf einmaliger Vorbeimarsch erfolgte, welcher anderthalb Stunden in Anspruch nahm.

Bei dem grossen Bankett, welches am Abend folgte und zu welchem der Kaiser zweitausend Einladungen — an sämtliche Offiziere der Parade und die ganze Beamtenwelt von Nagoya und Umgegend ausser seinen Ehrengästen — erlassen hatte, waren in sehr geschickter Weise die modernen Umgangsformen mit den Anforderungen des alten japanischen Ceremoniells vereint worden.

In dem gewaltigen Tempel mit mächtigen Säulen und schönen Decken- und Wandskulpturen, in welchem das Parade-Diner des Kaisers stattfand, verbreitete elektrisches Bogenlicht fast Tageshelle. Am Ende der mächtigen Halle befand sich eine durch Vorhänge halb ver-

hängte Estrade, auf welcher ein Büffet für das Gefolge des Kaisers, die Diplomaten, Minister und die Generalität aufgestellt war. Neben demselben stand im Hintergrund ein Tisch mit nur einem Gedeck, an welchem der Kaiser Platz nahm.

Die zweitausend Eingeladenen traten nun nach einander gewissermassen zur grossen Cour an die Estrade heran und verbeugten sich tief vor dem im Hintergrunde sitzenden Kaiser.

Nach dieser Defilircour verschwand Seine Majestät durch eine hinter seinem Stuhl befindliche Thür und erinnerte somit durch diesen Schluss eines den europäischen Höfen abgelauchten Hoffestes an seinen göttlichen Ursprung.



Fünftes Kapitel.

Familien- und Strassenleben.

Buddhismus und Shintoismus, Fuchstempel — Begräbniss — Duell und Gesetzgebung — Die Familie im Orient, in China und Japan — Kindererziehung, Bäder, Massage, Schrift, Unterricht — Verheirathung, Adoption, Stellung der Japanerin — Toilette, Schminke, Leben im Hause und auf der Strasse — Japanische Musik — Umgangsformen, Sittlichkeit, Strassenleben — Friseur, Kaschihändler, Pantoffelfabrikant — Fischerei, Fugugift — Landbewohner — Strassensängerin, Maikos — Japanerin der Zukunft.

Die Japaner gehen in ihrer Zeitbestimmung von der Gründung ihrer Dynastie, dem ersten Erdenwallen ihres göttlichen Herrschers aus, welches nach ihren ältesten Geschichtsbüchern im siebenten Jahrhundert vor Christi Geburt, ziemlich genau hundert Jahre nach der sagenhaften Gründung Rom's, stattfand, und leben demnach im Jahre 1886 im zweitausendfünfhundertsechsvierzigsten Jahre ihrer Zeitrechnung.

Für gewöhnlich beginnt indess mit jedem Regierungsantritt eines neuen Mikado auch eine neue Zeitrechnung. Wir befinden uns hiernach gegenwärtig im neunzehnten Regierungsjahre des Kaisers Mutsu-Hito.

Diese Rechnung gilt schon seit längerer Zeit nur für interne japanische Verhältnisse und Beziehungen.. Seitdem Japan in regen Verkehr mit anderen Völkern getreten ist

und sogar Fremde in bedeutender Anzahl aus Europa, zur Zeit etwa zweitausend, ausserdem noch viertausend Chinesen, herangezogen hat, ist auch hier die Zeitrechnung seit Christi Geburt, ebenso unsere Tageseintheilung nach der astronomischen Uhr eingeführt, und man feiert, wie wir oben gesehen haben, das japanische Neujahrsfest ziemlich gleichzeitig mit dem christlichen.

Der Japaner liebt die Feiertage, deren er bei seinen vielen, Opfer erheischenden, göttlichen Wesen eine erheblich grössere Zahl hat als wir, wegen der damit verknüpften Annehmlichkeiten. Daher war ihm unser, erst vor kurzem gesetzlich zum Ruhetage bestimmte Sonntag, welcher doch mit der buddhistischen Religion nichts zu thun hat, auch schon vor der durchgreifenden Reorganisation des jetzigen Kaisers als Feiertag sehr willkommen.

Er verehrt in unzähligen, in Tokio allein in mehreren hundert Tempeln unendlich viele Götter und Halbgötter, und jede kleine Sekte hat noch ihren besonderen Heros neben Buddha, welcher gewissermassen als Staatsgott und Repräsentant der Sittenlehre des Confucius von der grössten und vornehmsten Religionsgemeinde officiell allein verehrt wird, und dessen Statue man durch ganz Japan in der verschiedensten Ausstattung und Grösse zu sehen bekommt. Zählt doch der Buddhismus, welcher erst Mitte des sechsten Jahrhunderts mit seinen vielen hohen Tempeln und Klöstern in der gleich zu schildern- den Weise in Japan eindrang, in Asien weit über dreihundert Millionen Anhänger.

Daneben ist der Shinto-Kultus, die älteste, erst nach Jahrhunderten von den aus China eingedrungenen, herrschsüchtigen Buddha-Priestern unterdrückte, bezüglich durch den Buddhismus als Staatsreligion verdrängte Religion, den Japanern sowohl aus diesem Grunde, wie auch wegen der vielen, mit ihm verknüpften, anheimelnden Legenden am volksthümlichsten. Er repräsentirt gewissermassen noch

jetzt die Religion des kleinen Mannes, welche an seine Auffassungsgabe die geringsten Anforderungen stellt, und in deren Satzungen wir zuweilen Anklänge an unsere Thiermetamorphosen und an das altdeutsche Grimm'sche Märchenbuch finden.

So begegnen wir in den Shinto-Tempeln öfter unserem Freunde Reineke als einem mit übernatürlichen Kräften, namentlich mit einer grossen Verwandlungsfähigkeit begabten, höheren Wesen, welchem sogar besondere Altäre in den „Kitsune-“, den Fuchs-Tempeln errichtet werden.

In diesen erblickt man stets den weissen Fuchs. Denn nur diesem wird besondere Ehrfurcht gezollt und gehuldigt, als dem Boten und Vertreter von Inari-Sama, dem Gott des Reisbau's, dessen Gunst und Segen in dem Reislande vor Missernte und Hungersnoth bewahrt.

Als Personificirung der niederfallenden Sternschnuppen und eines schnell auftauchenden, sehnsüchtigen Wunsches sehen wir ferner das liebliche Bild einer, auf dem vom Himmel zur Erde niedersausenden Fuchse stehenden Jungfrau.

Im Tempel begegnen wir dem Fuchse wohl auch mit einem Juwel auf der Schwanzspitze und anderweitem Schmuck auf Ohren und Schnauze, so dem den Götterhund in Menschengestalt vom Himmel zur Erde tragenden Fuchse, der Personificirung des niederstürzenden Aerolithen.

Mit Vorliebe werden vor die Shinto-Tempel steinerne, theils mit Wasser, theils mit Sand gefüllte Becken als Symbol der Seelenreinheit der hier heraustretenden Frommen aufgestellt.

Und gleich wie hier „Tenga“, der Götterhund, dort „Tagini-ten“, die Fuchs-Jungfrau, dem fabulirenden Sinne des Denkers aus dem Volke leicht verständlich sind und seine zum Wunderbaren neigenden Sinne fesseln, so finden wir auch in der Dämonenlehre des Shintoismus und in

vielen anderen mit ihm zusammenhängenden Thierfabeln, gegenüber dem streng reflektirenden, mehr einer altchristlichen Sittenlehre gleichenden Buddhismus, eine vorzugsweise Anlehnung an das Volksthümliche.

Doch sind die Japaner, im ganzen genommen, nicht sehr religiös und vor allem keine Fanatiker, wie sie beispielsweise der Islam herانبildet. Sie üben ihre Tempelbräuche und Ritualien mehr gewohnheitsgemäss und nebenbei, sind durchweg Freigeister und werden erst bei vorgerücktem Alter, im Vorgefühl des nahenden Todes, fromm. Die japanische Jugend freut sich zwar ebenso, wie die unsere, über die kirchlichen Feiertage, geht aber während derselben nicht in den Tempel.

In verschiedenster Weise ehrt das Volk seine Götter. Dem einen Gotte zu Ehren wird von früh bis abends im Tempel die Trommel gerührt, während in anderen Gotteshäusern aus demselben Grunde fortwährendes Glockengeläute ertönt. Aehnlicher, dem Deutschen auffallender Ehrenbezeugungen liesse sich noch eine ganze Reihe aufführen.

Die Todten werden auch hier auf bestimmten Plätzen beerdigt, doch nicht so, wie man es in Europa gewöhnt ist.

Man gebraucht hier nämlich zur Beisetzung des Gestorbenen einen viereckigen steinernen Kasten, so geformt, dass man der Leiche nach dem japanischen Ritus eine sitzende Stellung darin geben kann. Die obere Oeffnung wird dann zunächst mit einem Brett und darüber mit einem Steine verschlossen.

In früheren Zeiten wurden beim Tode des Herrn des Hauses stets auch einige Diener geopfert, welche ihm in das Jenseits zur Bedienung zu folgen hatten, genau so, wie unsere Vorfahren dem verstorbenen Familienhaupte bei der Beerdigung oder der Verbrennung ausser dem Lieblings-Pferde und -Hunde auch Sklaven und nicht selten selbst die theure Gattin in den Tod folgen liessen.

Gegenwärtig ist diese barbarische Sitte auch in Japan längst abgeschafft, doch erinnern daran die noch jetzt den Todten zuweilen in das Grab mitgegebenen Puppen von Thon oder Holz.

Den die irdische Hülle des Japaners bergenden Sarg versenkt man, entsprechend unserem Begräbnissceremoniell, in die Erde, verbrennt auf dem Grabe zu Ehren des Bestatteten Stroh mit Silber- und Goldpapier, vermuthlich um die bösen Geister und Dämonen zu verscheuchen, und setzt auf den darüber gehäuften Hügel als Denkmal einen grossen Stein von nicht selten zierlichster Plastik und geschmückt mit Steinlaternen, Isi-doro genannt, welche auch in den Tempelgärten vielfache Verwendung finden. Ebenso werden auch oft Grabdenkmäler (Sekito) von den Angehörigen zu Ehren der Verstorbenen in den Tempelgärten aufgestellt und dienen hier sowohl zur Ausschmückung wie als Andachtsobjekt für die Hinterbliebenen. —

Obwohl nicht ganz hierher gehörig, berühre ich bei dieser Gelegenheit ein japanisches Seitenstück zu weiland Tetzels Ablassbriefen. Es ist dies das sogenannte „Sühnungslaken“, welches man in der Nähe der Tempel oder der Wohnung von verstorbenen Wöchnerinnen in Tokio nicht selten ausgebreitet findet, und dessen Gebrauch eine an jene Zeiten Leo's X. erinnernde, eigenthümliche Anschauung zu Grunde liegt.

Von dem sonderbaren Aberglauben ausgehend, dass eine Wöchnerin, welche im Wochenbette stirbt, sich schwer versündigt haben müsse und dafür schwere Strafe im Jenseits zu erwarten habe, suchen die Angehörigen die Verstorbene in folgender, ihnen jedenfalls von den Priestern aufgebener Weise zu entsühnen.

Ein grosses Stück Leinwand mit dem Namen der im Wochenbette Verstorbenen wird an vier Pfählen auf der Strasse befestigt, und ein Fass voll Wasser mit einem Schöpflöffel daneben gestellt. Jeder Vorübergehende fühlt

sich verpflichtet, Wasser auf die Leinwand zu giessen, in dem Bewusstsein und mit dem Wunsche, in diesem Symbole der Reinheit die Sünden von der Seele der Armen, wie hier von ihrem Namen abzuwaschen. Löst sich endlich die Leinwand unter den fortwährenden Wassergüssen auf, so ist die Seele von ihren Qualen erlöst, wird aus ihrem bisherigen Aufenthalt des Schreckens, einer Art Fegefeuer, freigelassen und zu den „Joebutz“, in die Gefilde der Seligen versetzt.

Da der Priester selbst, auf Anregung der Angehörigen, das Sühnungslinnen aufstellt, so wird die Dichtigkeit und Stärke der Leinwand wohl von der Höhe des Geldopfers an die Kirche abhängen, aber in umgekehrtem Verhältniss: je grösser die Geldspende, um so dünner und schlechter die Leinwand, also um so schneller die Erlösung der armen Seele! —

Von dem Leben nach dem Tode hat der Japaner im allgemeinen eine sehr angenehme Vorstellung, denn er fürchtet den Tod nicht, welcher ihm nach der früheren Gesetzgebung bei jedem geringfügigen Anlasse drohte.

In dieser Beziehung hat sich indess neuerdings vieles geändert.

Die traurigen Zustände, welche hier noch vor fünfzehn Jahren herrschten, die grausamen Todesstrafen, weichen seit dem vortheilhaften Einfluss civilisirter Völker immer mehr gesitteteren Zuständen.

Selbst das „Harakiri“ oder „Seppuku“, die den früher zum Tragen zweier Schwerter berechtigten Edeln des Landes auferlegte Strafe des Bauchaufschlitzens, welche damals an der Tagesordnung war und bei dem unbedeutendsten Anlass auferlegt, bezüglich freiwillig vollzogen wurde, wird gegenwärtig nur noch in ganz vereinzelter Fällen geübt und befindet sich zwar nicht de jure, wohl

aber de facto auf dem Aussterbe-Etat der überwundenen nationalen Sitten.*)

Charakteristisch für das hochentwickelte Ehrgefühl der Japaner war bis vor kurzem jene Form des Duells, bei welcher nicht nur der Geforderte, sondern auch der Forderer seiner Ehre in keiner anderen Weise genügen konnte, als dadurch, dass er Seppuku an sich vollzog. So wurde der Ehrenhandel dadurch radikal erledigt, dass sich beide Duellanten den Bauch aufschlitzten.

Das neue Gerichtsverfahren, welches in Japan gegenwärtig — an zweihundertdreißig Gerichtshöfen, vier Appellationsgerichten und einem Oberappellationsgericht — geübt wird, kennt die Willkür und Grausamkeit der frühe-

*) Trotzdem sträubte sich noch im Jahre 1889 die dem Erhalten eines nationalen, durch viele Jahrhunderte geheiligten Brauches zugeneigte grosse Mehrheit des japanischen Parlamentes dagegen, durch ein gesetzliches Verbot das Harakiri aufzuheben. Es dürfte von Interesse sein, einige für die Beibehaltung seitens der Rechten im Parlament vorgeführten Gründe hier zu erwähnen.

Dieselben gipfelten dahin, dass der Entschluss des Seppuku nur aus einem erhabenen Pflichtgefühl hervorgehe, zur Tugend ansporne und die zum Tragen zweier Schwerter berechnete Klasse von den unteren Volksschichten und zugleich von den „niederen Gewohnheiten der westlichen Nationen“ unterscheide; es sei ein auf hohen Principien und auf Muth beruhender Brauch, welcher das Schamgefühl in der militärischen Kaste und die Ueberlegenheit Japan's über andere Völker fördere, und dessen Verbot daher eine der Säulen der Constitution entfernen würde. Durch den Tod gewinne der Schuldige wieder die Stellung eines menschlichen Wesens und zeige sein Schamgefühl, während er, wenn er leben bliebe, ein Schurke wäre.

Es lässt sich dieser Begründung der Opposition, welche schliesslich dahin führte, dass der von unseren Kulturanschauungen dictirte Antrag auf gesetzliche Abschaffung des Seppuku vorläufig mit zweihundert gegen drei Stimmen abgelehnt wurde, eine gewisse ritterliche Gesinnung, welche ja den Japaner auch nach anderen Richtungen hin auszeichnet, nicht absprechen. — Zweifelsohne wird binnen kurzem auch diesem Anachronismus durch die Energie der gegenwärtigen Leitung der japanischen Regierung ein „gesetzliches“ Ende bereitet werden.

ren Zeit nicht mehr und schmiegt sich mehr und mehr den europäischen Rechtsanschauungen an; auch wird für gründliche Vorbildung der jungen Juristen auf deutschen Universitäten wie in Japan selbst Sorge getragen.

In allerjüngster Zeit (Februar 1890) ist das Duell in der ganzen Ausdehnung des Kaiserreiches durch ein von dem Mikado unterzeichnetes Dekret gesetzlich verboten worden, laut welchem Gefängnisstrafen von sechs Monaten bis zu zwei Jahren für die Herausforderung, solche von zwei bis fünf Jahren, verbunden mit Zwangsarbeit, für die Ausübung desselben angedroht werden; Verwundung bezüglich Tödtung wird als vorsätzliche Körperverletzung bezüglich Mord bestraft; nach dem neuen Strafgesetzbuche wird sogar jede abfällige Kritik über eine das Duell ablehnende Person als Beschimpfung derselben gesetzlich geahndet.

Ueberhaupt schliesst sich das in der gleichen Zeit vom Kaiser bestätigte Gesetz über die neue Organisation der Gerichte, welches von einem deutschen Justizbeamten (Rudorff) ausgearbeitet ist, eng an die preussische Justizorganisation an und ist in den wesentlichen Bestimmungen demselben vollständig entlehnt. Es ist dies jedenfalls das beste Zeichen des wachsenden Einflusses und der zunehmenden Bedeutung von Deutschland in Japan.

Auch das neue Handelsgesetzbuch wie ein Theil des Civilgesetzbuches sind kurz darauf, noch vor Eröffnung des Parlamentes, veröffentlicht worden, und sollen am ersten Januar 1891, bezüglich (das Civilgesetzbuch) am ersten Januar 1893 in Kraft treten. Nur das noch ausstehende Familien- und Erbrecht, bei welchem es sich um eigenthümliche japanische, uralte Einrichtungen und Gewohnheiten handelt, wird ausschliesslich von japanischen, aber auf deutschen Universitäten ausgebildeten Juristen bearbeitet. —

Doch ich befinde mich bereits bei Tod und Begräbniss und der darauf bezüglichen modernen Gesetzgebung und möchte doch in diesem Abschnitte ein Bild von dem Familienleben der Japaner geben. Dieses wird ohne Zweifel ein unvollständiges sein, indess den Vorzug genießen, dass das Charakteristische desselben nach eigenen Beobachtungen wiedergegeben ist, und dass die Hauptzüge japanischen Originalen entlehnt sind.

Die Anschauungen und Urtheile über das Familienleben in China und Japan bewegen sich in denselben Controversen und schreienden Widersprüchen, wie das Urtheil über das Familienleben in dem Orient.

Ich erinnere in letzter Beziehung an die in Berlin bei Luckhardt erschienenen Memoiren der Frau Rüte, einer orientalischen Prinzessin, der Schwester des jüngst verstorbenen Sultans Said Bargasch von Sansibar, welche die hohe Achtung und die selbstständige Stellung, deren sich die orientalische Frau erfreut, in lebhaften Farben darin schildert.

Sie hebt hervor, dass die arabische Frau keineswegs den Launen ihres Mannes unbedingt unterworfen sei, dass sie im ganzen Hauswesen unbedingt herrsche, sich niemals von ihren Kindern trenne, deren Erziehung sie allein leite, dass sie die Scheidung von dem „ungeliebten“ Manne leicht herbeiführen könne und dann ihr gesammtes Vermögen, über welches sie auch während der Verheirathung stets frei verfügen könne, ungeschmälert zurückerhalte. So kommt sie auf analytischem Wege unwillkürlich zu dem Schlusse, dass die moderne Ehe in den civilisirten Staaten Europa's trotz der gesetzlichen Monogamie nach verschiedenen Richtungen hin die Frau tiefer stelle, als der Orientale, vor allem der Araber.

Ebenso hat Oberst Tscheng-Ki-Tong, der langjährige, daher mit der abendländischen Kultur durchaus vertraute Militär-Attaché bei der chinesischen Gesandtschaft in Paris,

in einem, mit sarkastischen Ausfällen auf europäische, vorzugsweise französische Sitten und Bräuche erfüllten, in der „Revue des deux mondes“ erschienenen Werke das Familienleben der Bewohner China's in ein glänzendes Licht gestellt.

Auf der Grundlage der Familienzusammengehörigkeit ist nach seiner Schilderung das ganze politische und sociale Leben China's aufgebaut.

Die fünf Grundsätze der Treue gegen den Landesherrn, der Ehrfurcht vor den Eltern, der Einigkeit zwischen Ehegatten, der Eintracht unter Brüdern und der Beständigkeit in der Freundschaft seien es, welche das älteste Mitglied der meist recht zahlreichen Familie, das sie als ihr geborener Chef in allen wichtigen Angelegenheiten leite, der Erziehung zu Grunde lege.

Er hebt hervor, dass man sich in China sehr früh verheirathe, — alte Jungfern seien dort ebenso wie alte Junggesellen unbekannt und nur ein Produkt abendländischer Sitten — so dass dreissigjährige Frauen nicht selten schon Grossmütter seien, dass Ehescheidungen verurtheilt, ja verachtet würden, und dass der moderne Ruf „cherchez la femme“ in China zu den Unmöglichkeiten gehöre.

Ganz so rosig erscheint nun allerdings das Bild dem in chinesische Verhältnisse Eingeweihten nicht, wie es der Herr Oberst erzählt, und da im Familienleben zwischen China und Japan eine gewisse Aehnlichkeit besteht, so erlaube ich mir, die ehelichen Verhältnisse in China zum Vergleich mit einigen Worten zu streifen.

Der Herr Gesandtschaftsattaché erzählt nicht, dass erst nach den Hochzeitsceremonien, nämlich nach Uebersendung der rothen, von Freundschaftsbetheuerungen und Glückwünschen strotzenden Karten und des, für die Angehörigen der Braut bestimmten, in rothe Seide gewickelten Verlobungsgeldes, so wie nach Opferung am Altare der Hausgötter die in festlich geschmückter Sänfte dem

chinesischen Ehemanne zugeführte und nunmehr von den ihr Haupt wie ihr Gesicht verhüllenden, rothen Schleiern befreite Braut ihren Gatten zum ersten Male sieht und von ihm auch sehr häufig zum ersten Male gesehen wird.

Er erzählt auch nicht, dass das Mittel der chinesischen Frau, sich von ihrer oft unerträglichen Sklaverei zu befreien, allerdings ein anderes als das im Westen übliche ist. Die junge Frau geht, oft im Bunde mit einer Leidensgenossin, sehr bald aus ihrem neuen Heim, angeblich um sich zu „erholen“, und wird am nächsten Tage als — Leiche in den Wellen oder am Stricke hängend gefunden.

Die jungen Chinesinnen der gewöhnlichen Volksklassen leben im Elternhause eingezogen, lernen nichts als sticken und, wenn es hoch kommt, einige Worte schreiben; sie werden, das gehört eben zum guten Tone, ebenso von ihren Brüdern, wie nach der Hochzeit, nachdem sie verkauft worden sind, von ihren Männern geprügelt und finden ihr einziges Vergnügen im Tabakrauchen.

Ein berühmter chinesischer Schriftsteller und Gesetzgeber fordert, dass die Frauen schon von Geburt an stets an die niedere Stellung erinnert werden sollen, welche sie in der Schöpfung einnehmen.

Wird dem wohlhabenden Chinesen ein Knabe geboren, so darf dieser, in schöne Gewänder gekleidet, im Bette schlafen, während das neugeborene Mädchen, in ein einfaches Tuch gehüllt, auf der Erde schlafen muss. In beiden Fällen werden Glückwünsche ausgesprochen. Doch wird die Geburt eines Sohnes mit den überschwenglichsten Phrasen, wie: „Ich höre, Sie haben tausend Unzen Goldes erhalten“ oder „Sie haben eine helle Perle in der Hand“ begrüßt und dazu rothe Eier von Verwandten und Freunden übersandt, während der Glückwunsch bei der Geburt einer Tochter einfach lautet: „Mädchen sind auch nothwendig.“

Weiterhin gestaltet sich das Leben eines Mädchens

aus reichem vornehmen Hause ganz angenehm und durchaus verschieden von dem eben geschilderten Sklavenleben. Zunächst werden ihm, wenige Tage nach der Geburt, auf unblutigem Wege durch eine eigenthümliche Manipulation die Ohrläppchen durchbohrt und Ohrringe angelegt. Nach Jahresfrist wird der kleinen Chinesin ein Zopf gedreht, „damit sie wie ein Knabe aussehe“. Nur durch die Umwicklung desselben mit rother Seide ist das Kind als Mädchen erkennbar. Auch in dem Unterricht findet zunächst kein Unterschied zwischen Knaben und Mädchen statt. Die Töchter reicher Eltern lernen sämmtlich lesen und schreiben und werden in Handarbeiten geübt, namentlich sind sie alle sehr geschickte Stickerinnen.

Werden sie von ihren Eltern verheirathet, so ist ihr Loos auch ein erträgliches. Sie empfangen täglich Besuche von ihren Freundinnen, erwidern dieselben und geben diesen sogar feierliche Dinners, bei welchen die Toilettenfrage lebhaft erörtert und die medisance bei Beurtheilung der Nachbarinnen und Konkurrentinnen genau so, wie in einem Berliner Damenkaffee, ausgeübt wird. Auch haben sie das Recht, täglich in den Tempel zu gehen, um ihren religiösen Pflichten nachzukommen.

Eigenthümlich ist, um diesen Punkt hier noch kurz zu erwähnen, das Ceremoniell bei der Vermählung des Kaisers von China.

Die sämmtlichen Töchter der Familien, welche den acht Bannern, das heisst den ältesten und vornehmsten Bewohnern des Landes angehören, und sich im Alter von zwölf bis sechzehn Jahren befinden, dieselben, welche der in China so verbreiteten Tortur der künstlichen Fussverkleinerung nicht unterworfen sind, werden nach der Kaiserstadt befohlen und ziehen hier in langem Zuge am Kaiser vorüber, nach einander vor ihm niederknieend, während er sich auf Holztäfelchen Notizen macht und ihnen gewissermassen Schönheitscensuren ertheilt. Nach einigen

Tagen findet eine engere Wahl statt, bei welcher nicht nur die Kaiserin, sondern auch die Nebenfrauen des Kaisers, „Pin“ (Fürstinnen) und „Fe“ (Prinzessinnen) genannt, erwählt werden. Diese geniessen nach chinesischer Anschauung eine durchaus ehrenvolle Stellung, und jede von ihnen kann später auch Kaiserin werden. Die Wahl der Nebenfrauen wird alle drei Jahre wiederholt bezüglich ergänzt. —

Nach diesen einleitenden Worten speciell auf Japan übergehend, bemerke ich zuvörderst, dass die Kinder daselbst bei der Geburt bereits als ein Jahr alt angesehen werden und mit dem Beginn des nächsten Kalenderjahres zwei Jahre alt sind, so dass ein am einunddreissigsten December geborener, kleiner Japaner am nächsten Tage nach dortiger Rechnung zwei Jahre alt ist.

Bis zum dritten Jahre werden die Kinder meistens auf dem Rücken älterer Mädchen und Frauen gross gezogen. Auf ihre Erziehung wird ausser im Punkte der Reinlichkeit, welche einiges zu wünschen übrig lässt, grosse Sorgfalt und Liebe verwendet.

Namentlich ist das Verhältniss zwischen Mutter und Kind ein sehr inniges. Jede Japanerin nährt ihr Kind selbst; Ammen sind dort, wenn man von den im Auslande gewesenen, bezüglich europäisch erzogenen Damen absieht, gänzlich unbekannt, und da auch die künstliche Ernährung mit Kuhmilch, vor welcher der Japaner Ekel empfindet, und mit anderen Milchsurrogaten in Japan bis jetzt noch ziemlich unbekannt ist, so kommt es nicht selten vor, dass schwächliche Kinder von ihren Müttern bis zum fünften Jahre an der Mutterbrust genährt werden.

Rührend ist umgekehrt die Sorge des Sohnes für seine Mutter. Selbst wenn diese vom Manne aus irgend einem Grunde verstossen wird — ein in Japan bis jetzt

noch gesetzlich zulässiger, einseitiger Scheidungsakt, dessen wir noch später gedenken werden —, so hat sie immer an ihren, für sie sorgenden, erwachsenen Söhnen eine Stütze.

Um so beklagenswerther ist in solchen Fällen eine kinderlose Gattin, welche auch im allgemeinen sehr viel weniger Liebe und Achtung in Japan — wie auch im Orient — genießt und dem Schicksal der Verstossung sehr viel leichter ausgesetzt ist.

Eigenthümlich ist es, dass unter den Liebesbeweisen des Japaners der Kuss nicht mitzählt. Er kennt ihn gar nicht und hat deshalb in seiner Sprache auch gar keine Bezeichnung für den Kuss, wiewohl er im übrigen doch der Liebe sehr huldigt und überhaupt sinnlich veranlagt ist.

Der kleine Japaner wird, wie gesagt, fast ausnahmslos von seiner Mutter genährt, welche diese heilige Pflicht mit grosser Naivetät stets öffentlich und ohne irgend welche Zurückhaltung im Hochgefühl ihrer staatserhaltenden Thätigkeit ausübt und daneben mit Wohlbehagen ihr Pfeifchen schmaucht. Die Japanerinnen rauchen nämlich gleich den Chinesinnen leidenschaftlich.

Ammen bekommt man nur bei den Europäerinnen und ausnahmsweise auch bei Damen sehr hochstehender Familien mit europäischer Bildung zu sehen.

Bei Spaziergängen und Ausfahrten wird der kleine Säugling von seiner Mutter nicht selten ebenso phantastisch und übertrieben geschmückt, wie wir dies auch in civilisirten Ländern oft zu beobachten Gelegenheit haben. Das Haupt mit einem, einer Krone ähnlichen, mit dicken Stickereien bedeckten, durchaus unpraktischen Mützchen bedeckt, den kleinen, dicken Körper in einen sternbesäeten, langen, mit Stickereien und Spitzen verzierten Mantel gehüllt, so sieht man häufig diesen, dessen gelbes Gesichtchen einen eigenen Gegensatz zu der Pracht seiner Gewänder bietet, von der mit ihm prunkenden Mutter umhergetragen.

Musterhaft ist der Reinlichkeitssinn der Erwachsenen,

aus welchem heraus jedenfalls ihre übergrosse Vorliebe für Bäder erwachsen ist.

Der Japaner begreift nicht, wie ein Mensch, der nicht täglich badet, leben und gesund sein kann. Doch badet er immer in ganz heissem Wasser, zwischen 38 und 45° C., auch im heissesten Sommer, und nimmt nur als Buss-



Japanerinnen öffentlich badend.

übung oder in Erfüllung eines Gelübdes oder auf Anordnung des Arztes ein kaltes Bad. Bei seiner, allen Orientalen eigenen Vorliebe für heisse Bäder schafft er sich nur durch ein solches Kühlung. Dasselbe ist schon mehr eine Abbrühung: mit krebsrothen Armen und Beinen sieht man oft einen Japaner aus der Badeanstalt heraustreten.

Man ist hier von der Nothwendigkeit und Zweckmässigkeit des Badens so durchdrungen, dass man es

gewissermassen als staatliche Einrichtung öffentlich pflegt, wie etwa der Grieche in der klassischen Zeit seine Ringspiele und der Römer den Cirkus. Täglich sieht man Männer wie Frauen öffentlich vollständig nackt in die neben dem Hause, zur Seite der Strasse aufgestellten, mit kochendem Wasser gefüllten Badekübel und Badewannen hineinsteigen, in welchen sie sich gegenseitig abreiben; doch baden für gewöhnlich sowohl Hausherr und Familie wie nach ihnen die Dienerschaft im Hause selbst in einem geheizten Kämmerchen. — Selbst der Schwerkranke, von den Aerzten schon Aufgegebene empfängt noch als letztes Mittel ein heisses Bad und wird von geschäftigen Händen in die Wanne hineingehoben und fortwährend mit heissen Wasserfluthen übergossen.

Nicht selten kniet neben diesen Kranken ein blinder Mann, eine ehrwürdige Erscheinung, welche zu anderen Zeiten, von einem Knaben geleitet, mit einem langen Stabe in der rechten Hand langsam und bedächtig über die Strasse wandert und auch im Boudoir der Japanerinnen keine seltene Erscheinung ist. Es ist dies ein Heilkundiger, welcher die hier vielfach auftretenden rheumatischen Erkrankungen mit geschickter Hand und dem feinen Gefühl des Blinden beseitigt, ein „Ammasan“, nämlich ein japanischer Masseur, der seine in Japan sehr alte, seit Jahrhunderten ausgeübte Kunst nicht Herrn Metzger verdankt. Diese wird vielmehr seit uralter Zeit mit Geschick und Glück von den japanischen Heilkünstlern geübt und ist merkwürdiger Weise die Domäne der Blinden, von welchen die Kranken mit Recht annehmen, dass gegenüber dem Fehlen des einen Sinnes der andere als Aequivalent um so feiner ausgebildet ist.

Bezüglich dieser, bei uns erst seit dem letzten Decennium in die Reihe der Heilmethoden aufgenommenen Kunst sei hier beiläufig erwähnt, dass dieselbe vermuthlich, wie so manches andere, von den Fluren des Ganges

herstammt, wo gewisse Brahminen-Orden noch jetzt das zweitausend Jahre alte Shampooing der alten Indier üben. Der Chinese Kong-Fou wandte schon 2698 v. Chr. ein bestimmtes System der Gymnastik zur Heilung von Körperleiden an, und auch Asklepiades war ein Freund des



Ammasan (japanischer blinder Masseur und Heilkünstler.

Massirens. Indische Damen lassen sich noch jetzt täglich durch ihre Sklavinnen die Gelenke der Extremitäten wie das Genick strecken und beugen und den Körper mit flacher Hand klopfen, salben und parfümiren.

Der Ammasan nun, meistens einer der vielen Blinden, — Opfern der hier endemischen, durch keine Impfung abgeschwächten Blattern — welchen man in Japan (wie im

Orient, in Tunis und den Sahara-Ländern) sehr oft begegnet, macht sich durch schrilles Pfeifen auf einer kleinen Rohr-
pfeife in den Strassen Tokio's bemerkbar. Seinen Kunden streicht, klopft, knetet, drückt, hackt und verschiebt er die Muskeln, sowohl den Gesunden zur Erfrischung und Stärkung, wie den Kranken zur Heilung.

Wir sehen auch hier, dass sich Ben Akiba's Spruch bewährt, und dass die effleurage, die massage à friction, die petrissage und das tapotement des Schweden Henrik Ling und des Holländers Metzger schon Jahrhunderte früher als besonderes Heilsystem bestanden hatten und geübt worden waren. —

Vom dritten bis sechsten Jahre treibt sich die japanische Jugend auf der Strasse umher.

Eine polizeiliche Verordnung bestimmt zwar, dass Kinder unter zehn Jahren nicht ohne Aufsicht bleiben sollen, doch geschieht dies nur selten bei den Kindern der gewöhnlichen Volksklassen. Deshalb trägt vorsichtiger Weise jedes Kind, welches noch nicht genügende Auskunft über sich zu geben im Stande ist, ein Holztäfelchen am Gürtel, auf welchem Namen und Wohnung der Eltern angegeben sind.

Nach vollendetem sechsten Jahre geht das Kind zur Schule, um die japanischen Schriftzeichen zu erlernen, wozu eine Zeit von mindestens acht Jahren erforderlich ist.

Zu den japanischen Silbenschriften Katakana, einer Kürzung der chinesischen Zeichen, und Hirakana, der im Verkehr üblichen, dabei schwierigsten Schrift, kommt nicht selten noch die chinesische Schnellschrift (Thsao) hinzu, ausserdem bei Mädchen Rechnen, Musik und Tanz.

Man braucht die Kenntniss von zwei- bis dreitausend chinesischen bezüglich japanischen Zeichen, um die chinesisches-japanische Wissenschaft oberflächlich kennen zu lernen, der Gelehrte kennt mindestens die doppelte Zahl;

die sämtlichen Zeichen, etwa hundertfünfzigtausend, kennt vermuthlich auch der grösste Gelehrte nicht.

Um den unendlichen Zeitaufwand zum Erlernen dieser Tausende von Schriftzeichen zu umgehen, hat sich hier seit einiger Zeit ein deutsch-japanischer, über ganz Japan verbreiteter Verein, die Gesellschaft Romaji-Kai, gebildet, welche die aus dem Chinesischen stammenden Zeichen durch lateinische verdrängen will. Da dieselbe gegenwärtig bereits über fünftausend Mitglieder zählt, unter der Protektion eines Prinzen steht, und da selbst der Kaiser einen jährlichen Beitrag von fünftausend Yen zahlt, so ist anzunehmen, dass dieses Bestreben erfolgreich sein wird.

Bei dieser Gelegenheit sei bemerkt, dass unter den verschiedenen japanischen Dialekten der „Yamato Kotoba“, der Dialekt von Kiôto, für den reinsten gilt.

Bei der unendlichen Verschiedenartigkeit der japanischen Ausdrucksweise für denselben Gedanken und dem Mangel an Regeln hierfür, welche man von dem Japaner selbst nicht erkunden kann, und umgekehrt bei der unendlichen Vieldeutigkeit desselben Wortes, desselben Satzes, für welche die Japaner selbst keine Erklärung haben, ist es für den Deutschen geradezu unmöglich, aus der Grammatik oder von dem Japaner die Sprache des Volkes systematisch und gründlich zu erlernen. Man lernt wohl japanisch lesen, man lernt die Schriftsprache der Gelehrten, wird aber bei der Anwendung dieser Sprache von niemand verstanden.

Mit dem Küchenpersonal verständigt man sich in der Weise der Italiener. Namentlich die Frauen erlernen sehr bald die japanischen Laute für bestimmte Dinge, hängen dem Laut eine deutsche oder englische Endigung an, machen dazu die entsprechenden Zeichen und Gesten und sind sicher, von den dienstbaren Geistern verstanden zu werden. —

Der Familienverband ist hier wie in China von grosser

Bedeutung. Die Eltern sind und bleiben die Vorgesetzten der Kinder, so lange sie leben. Ohne die Zustimmung des Vaters darf kein Kind etwas unternehmen, gleichviel ob es eine Heirath oder eine andere Geschäftsangelegenheit betrifft. Das Mädchen wird von den Eltern verheirathet, ohne gefragt zu werden ob es will, es muss eben gehorchen. Da die Verheirathung gewöhnlich schon im vierzehnten Jahre erfolgt, so werden die Mädchen schon sehr früh mit den Pflichten des Lebens und der Ehe bekannt gemacht und allseitig ausgebildet.

Es bestehen gegenwärtig, Dank der Thatkraft und dem regen Eifer der Kaiserin, etwa achtundzwanzigtausend Mädchenschulen mit umfassendem Lehrplan im Lande. Doch Japan ist zur Zeit ein Land des Ueberganges, und so genießt trotz der allgemeinen Schulpflicht kaum erst die Hälfte der schulpflichtigen Kinder Unterricht.

Auch für die hier folgende Schilderung des Frauenlebens in Japan ist immer als Gegengewicht geltend zu machen, dass die Schattenseiten dieser Silhouette sich täglich mehr aufhellen, und dass die Zeit, in welcher die mit dem europäischen Familienleben vertraut gewordenen Japanerinnen ihren gesammten Leidensgenossinnen eine würdigere Stellung als Frau schaffen und schliesslich deren annähernde Gleichberechtigung, wie sie die gesitteten Kulturvölker nur kennen, auch durchsetzen werden, vielleicht nicht mehr fern ist. Steht ja doch die Kaiserin, unterstützt von ihrem edelen, für Aufklärung wirkenden, hohen Gemahl, selbst an der Spitze dieser Bewegung. —

Die Ceremonien der japanischen Eheschliessung sind jetzt noch sehr einfache. Durch das gemeinsame Leeren einer Schale Saké in Gegenwart einer Anzahl von Zeugen mit einer darauf folgenden, je nach Stand und Reichthum verschiedenen, mehr oder weniger glänzenden Festlichkeit ist die Ehe geschlossen, welche freilich keineswegs ein

nach unserer christlichen Anschauung für das Leben dauernd geschlossener Bund ist.

Nach den noch jetzt bestehenden, wenn auch gegenwärtig selten genug gehandhabten Gesetzen kann der Japaner sein Ehebündniss sehr leicht lösen. Unter irgend einem nichtigen Vorwande, beispielsweise wegen Verletzung der Ehrfurcht gegen seine Eltern, kann er der ihm nicht mehr zusagenden Frau den Befehl ertheilen, sein Haus zu verlassen, und diese ist dann verpflichtet, mit Zurücklassung aller ihrer Habe, selbst ihrer Kinder, aus ihrem bisherigen Heim fortzuwandern und zu ihren Eltern zurückzukehren. Dass sich, trotz dieser drakonischen Bestimmungen, die japanische Ehe meistens in einer für beide Theile zufriedenstellenden Weise entwickelt, werden wir später sehen. —

Eigenthümlich berührt uns die weite Ausdehnung der Machtfülle des Vaters, welcher bisher unter Umständen selbst ein Todesurtheil an seinem Kinde straflos vollziehen konnte, während das Vergreifen eines Kindes an seinem Vater mit einem sehr martervollen Tode und schliesslicher Viertheilung des Körpers bestraft wurde.

Das japanische Familienhaupt ist, gleich dem alten Germanen, der uneingeschränkte Herr seiner Familie. Ja die Macht des Vaters ist nach japanischem Rechte so gross, dass er, wenn unzufrieden mit seinen Kindern, namentlich mit der Lebensweise, Auffassungsgabe und den Fortschritten seiner Söhne, diese ohne weiteres verstossen und an ihrer Stelle ein fremdes, in diesem Falle meistens sehr begabtes Kind adoptiren kann, welches dann vollständig in alle Rechte des Sohnes und Erben eintritt.

Es bildet dieses Recht, so grausam und barbarisch es uns auch erscheinen mag, einen gewaltigen Stachel, welcher unfolgsame und von Hause aus träge Söhne dazu treibt, ihre ganze Energie aufzubieten, um sich die Zufriedenheit ihres Vaters zu erhalten, bezüglich wieder zu

erringen, ist also ein sehr wichtiges Glied in der Kette von Massregeln und Gesetzen zu möglichster Aus- und Fortbildung der Landesbewohner.

So pfropft der Shogun, der Daimio, ja unter Umständen selbst der Mikado ein ihm zusagendes, kräftiges Reis durch Adoption auf seinen morschen Stamm und erhält sein Geschlecht gross und stark durch diese „natürliche Zuchtwahl“, so erbt sich ferner eine besondere Kunstfertigkeit Jahrhunderte hindurch ohne den vernichtenden Einfluss des Atavismus und ohne die sonst nothwendige Kreuzung der Race zwecks ihrer Veredelung in derselben Familie fort; so kann aber auch der hochbegabte Sohn, welcher seine Weiterentwicklung durch seinen natürlichen Vater gehemmt sieht, selbst die Initiative ergreifen und, dessen Zustimmung vorausgesetzt, sich einen anderen Vater adoptiren.

Stirbt der natürliche Vater, so ist es ganz gewöhnlich, dass der noch nicht in ein festes Amt gelangte Sohn sich einen anderen Vater erwählt, durch dessen Vermittelung er schneller vorwärts zu kommen hofft. Auf diese Weise ist es nicht gar so wunderbar, wenn ein junger Japaner binnen Jahresfrist nach einander über drei Väter kommandirt.

Man begreift hiernach die Wichtigkeit eines, ohne Erwägung des eben Mitgetheilten, uns Europäern ganz unverständlichen, in Japan aber von dem ganzen Volke mitgefeierten Hoffestes, der Wahl des Kronprinzen durch den Kaiser.

Zur Kennzeichnung eines solchen Festes erlaube ich mir, meinen Skizzen einige Jahre voraneilend, die im November 1889 erfolgte Wahl des gegenwärtigen Kronprinzen durch den Mikado kurz zu schildern.

Zu demselben ist in diesem Fall kein Adoptivkind, sondern der natürliche Sohn bestimmt, mit dessen geistiger wie körperlicher Entwicklung der kaiserliche Vater Mutsu-

Hito zufrieden ist, und welchem dieser kaiserliche Entschluss offiziell mitgetheilt werden soll. Ausserdem kündigt die Hofzeitung an: „Wir erwählen S. K. H. den Prinzen Ioshihito Shinno zum Kronprinzen nach dem Beispiel unserer Ahnen und bestimmen, dass dies öffentlich bekannt gemacht wird.“

Der Kronprinz Haru-No-Miya (sein bisheriger Name), zur Zeit Fähnrich der Leibgarde, wird in schwarzer Galauniform mit rothem Mantel von seinem Erzieher, einem General-Lieutenant, und dem Markgrafen-Grosskanzler unter Eskorte der Kaiserlichen Leibgarde zum Kaiserpalast geführt, empfängt am Portal zunächst die Huldigung der Professoren und Studenten und wird in dem prachtvollen Phönixsaale vom Kaiser Mutsu-Hito und sämtlichen Ministern erwartet. Nach zweimaliger Verbeugung steigt er die Stufen des Thrones empor und empfängt von seinem Vater das Grosskreuz des Chrysanthemumordens und als Zeichen der kronprinzlichen Würde das seit dem Jahre 887 in ununterbrochener Reihe vererbte berühmte Schwert „Tsubo-Kiri“, welches dem erwählten Thronerben von seinem Vorgänger stets übergeben werden muss.

Nach Anlegung dieses, ein Jahrtausend alten, zuerst von Kaiser Uda seinem Nachfolger, dem Kaiser Daigo im Jahre 887 übergebenen Erbschwertes und nachdem er dem Kaiser seinen Dank bestattet hat, begiebt sich nunmehr der Kronprinz nach dem Aoyama-Palaste zur Begrüssung der Kaiserin-Wittwe, welche in Japan dieselbe Bedeutung einnimmt wie in China.

Grosse Volksbelustigungen und allgemeine Illumination der Residenz beschliessen diesen festlichen Tag. —

Der Japaner verheirathet sich entweder auf eine gewisse Zeit oder für das ganze Leben. Ist letzteres der Fall, so färben sich die Frauen, in so fern sie noch dem altjapanischen, jetzt zwar schon vielfach aufgegebenen Brauche huldigen, die Zähne schwarz als sichtbares Zeichen

ihrer Frauenwürde, vielleicht auch als Symbol dafür, dass sie keinem anderen mehr gefallen wollen.

Neben dieser rechtmässigen Ehegattin kann sich der Japaner aber noch eine beliebige Zahl von Nebenfrauen halten, welche ebenso wie ihre Kinder die gleichen Rechte wie die erste Frau und deren Kinder geniessen.

Eigentlich will das nicht viel sagen, denn die Frau des Japaners ist des Mannes erste Dienerin, ebenso wie die Kaiserin die erste Dienerin des Kaisers ist.

Aehnlich wie in China wird auch in Japan den Frauen von den heimischen Dichtern und Moralisten Gehorsam gepredigt. Dreierlei Gehorsam hat die Frau nach einem berühmten altjapanischen Lehrbuche zu üben: erstens als Mädchen gegen ihre Eltern, zweitens und hauptsächlich als Frau gegen ihren Mann, drittens als Mutter gegen ihre Kinder.

Einzelne Japanerinnen haben sich bereits mit der europäischen, in Hofkreisen schon vollständig eingebürgerten Frauentracht befreundet; die Mehrzahl sieht man aber natürlich noch in den hohen, für Japan charakteristischen, hölzernen Stöckelschuhen, der gleich zu schildernden Haartour, dem Kimöno und Gürtel, — wie selbst die Kaiserliche Familie und dem Hofstaat bei öffentlichen Aufzügen, bei denen sie sich dem Volke zeigen — die Kinder an ihrer Seite, mit der gleichen viereckigen oder runden Tonsur auf dem Haupte, wie sie selbst. Wenn nun auch die in nicht zu ferner Zukunft zu erwartende Gleichstellung Japan's mit den europäischen Staaten im Punkte der Gesittung und Bildung nicht zum wenigsten durch die Hebung der Selbständigkeit, der Würde, der Selbstachtung und der Bildung der Frau herbeigeführt werden wird, so gilt diese gegenwärtig doch noch im allgemeinen für ein tief unter dem Manne stehendes Wesen.

Damit soll nun keineswegs gesagt werden, dass die Frau, selbst die des strenggläubigsten, ganz nach ein-

heimischer, alt hergebrachter Sitte lebenden Japaners, überhaupt keine Rechte habe und in sklavischer Unterwürfigkeit lebe. Wir sehen sie vielmehr im Hause, abgesehen von den später anzuführenden Beschränkungen, ganz nach ihren Gefallen leben und sich putzen trotz der fashionabelsten Pariserin.

Nachdem die unendlich zeitraubende und mühsame Frisur mit Hilfe einer geübten Dienerin, in wohlhabenden Häusern einer Friseurin und einer Dienerin, vollendet ist, nachdem also die verschiedenen Haarstränge mit kostbaren Pomaden und Essenzen sehr sorgfältig bearbeitet und in den verschiedensten, kunstvollsten Verschlingungen über werthvolle Kämme von eigenthümlicher Form hinübergelegt sind, um die, bei vielen Klassen rituelle, viereckige oder kreisförmige, künstlich angelegte Tonsur zu bedecken, dann von ebenso kostbaren Kämmen und Nadeln gestützt und mit anderem Schmuck, der leicht und duftig auf dem Haare ruht, versehen worden sind, beginnt, nach vorangegangenen Bade, der für alle Japanerinnen unendlich wichtige zweite Act der Toilette, das Schminken.

Sorgfältig werden von den kundigen Frauen die verschiedenen Farben angerieben, und dann Lippen, Wangen, Umgebung der Augen, Hals, Brust und Arme geschminkt; sehr eitele Damen lassen sogar Nacken und Rücken durch eine geschickte Dienerin mit Schönheitslinien versehen.

Auf der dick aufgetragenen, weissen Schminke wirkt das Roth meistens zu drastisch und daher unnatürlich und unschön. Die Unterlippe wird besonders auffallend geschminkt und in der Mitte mit einem metallisch erglänzenden, grellrothen Streifen bedeckt, wodurch das Gesicht einen eigenen, für die Japanerinnen charakteristischen Ausdruck bekommt. Im Nacken bleibt dicht unter der Haar-Frisur ein runder Fleck frei von Schminke,

um in einer dem Japaner zusagenden koketten Weise die Fülle und Farbe des Nackens um so greller hervortreten zu lassen.

Zur Frisur, welche übrigens jede Japanerin, bis zu



Frisiren einer Japanerin.

der ärmsten Kulifrau hinab, als zur Toilette gehörig und unumgänglich nothwendig erachtet, weshalb wir auch unzähligen Friseusen in Japan begegnen, gehörte früher auch das Abrasiren der Augenbrauen. Dies wird jetzt schon von der Mehrzahl unterlassen, jedenfalls nicht zum Nachtheile ihrer Schönheit, weil sich die meisten

Japanerinnen durch feinen Schwung und Eleganz der Augenbrauen auszeichnen.

Japaner hohen Ranges trugen, wie man es noch vielfach auf alten Abbildungen sieht, auf der Stirne beiderseits an der Stelle der Augenbrauen runde schwarze Pflaster, ähnlich den Schönpfälsterchen (mouches) der



Japanerin lässt sich schminken.

Hofherren aus der Zeit Louis XIV., und verliehen dadurch ihren Gesichtszügen den Ausdruck einer, mit ihrer Bewaffnung harmonirenden, finsternen Energie und Entschlossenheit.

Auf diesen Abbildungen sehen wir die japanische Frau sowohl in ihrem häuslichen wie öffentlichen Leben mit Vorliebe dargestellt und bewundern an ihr die Pracht der Gewänder, wie die Lieblichkeit und Grazie in Hal-

tung und Bewegung. Hiermit contrastiren die leblosen, gleichförmigen, ohne irgend welche individuelle Unterscheidung sich auf dem Bilde präsentirenden Gesichtszüge der verschiedensten weiblichen Individuen ganz auffallend in einer, bei der sonstigen Kunstfertigkeit der japanischen Maler und ihrer Vorliebe für weibliche Typen, uns Europäern zunächst ganz unverständlichen Weise.

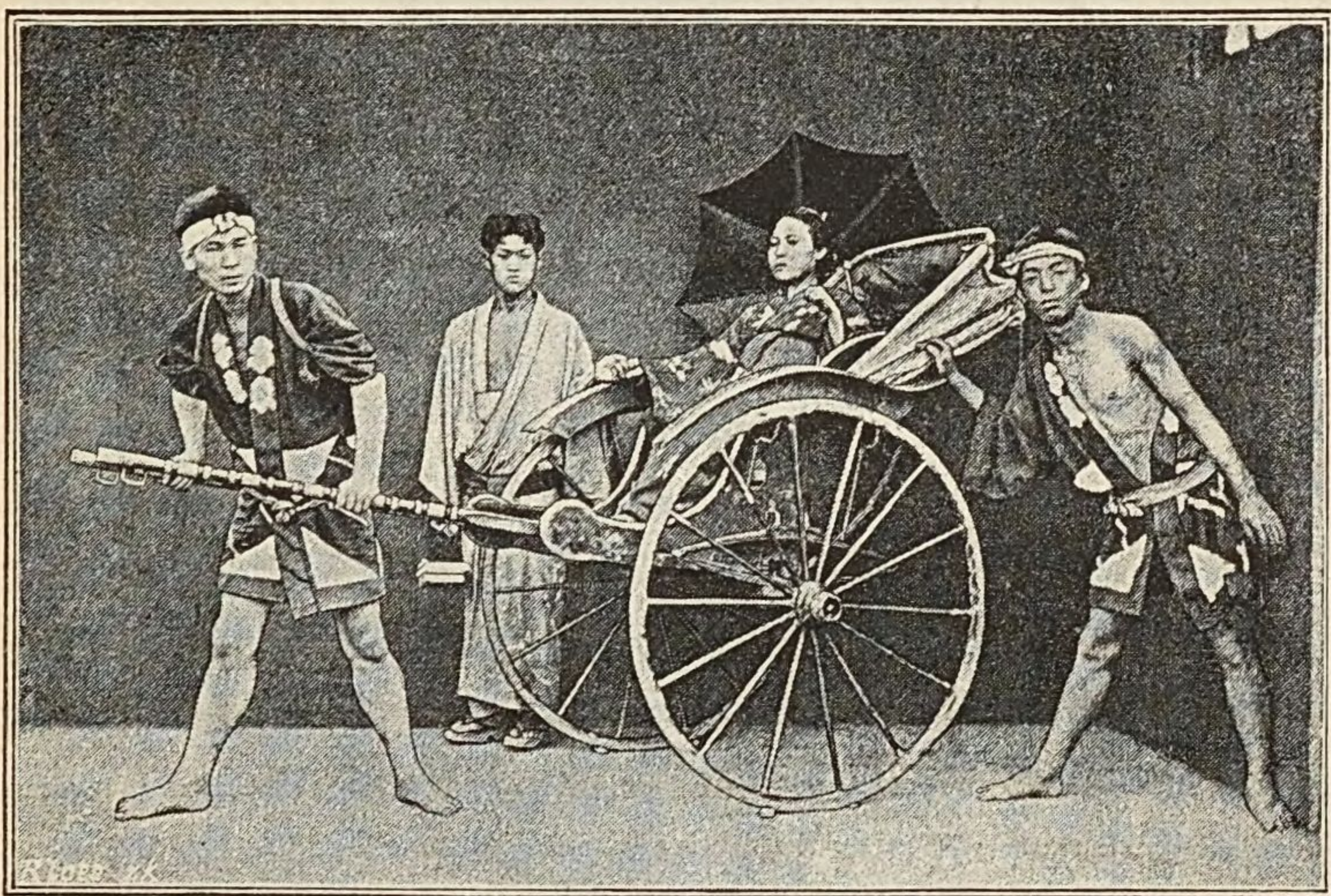
Die Erklärung liegt eben in der seitens der Japanerinnen, wenigstens nach unserer Anschauung, bewirkten Verunstaltung ihrer Gesichtszüge nach der bei Allen gleichen Richtung hin, indem sie zu dick und am unrichtigen Orte Puder, Schminke und Zinnober auflegen und die Form ihrer Augenbrauen durch Rasirmesser und Tusche auf Kosten ihrer Schönheit verändern.

Die zum Schminken erforderlichen Toilettegegenstände sind bis zum feinsten Reispuder, der zugehörigen Quaste und all den kleinen Kämmen, Bürsten und Pinnetten im Besitze jeder um ihr Aeusseres besorgten Japanerin und repräsentiren mit ihren reichen Behältern, den mit noch anderweitem, kostbarem Schmuck gefüllten Bunko's und Kotan's, nicht selten einen beträchtlichen Werth.

Die dann folgenden Kleidungsstücke sind allerdings bei allen Klassen in der Grundidee dieselben einfachen Umwürfe und Gürtel, aber welcher himmelweite Unterschied besteht doch zwischen dem früher geschilderten Kimono und Obi der Arbeiterin und dem aus den schwersten, prachtvollsten Stoffen verfertigten Promenaden-Umwurf, unter welchem einige Damen noch ein das Hemde vertretendes Unterkleid tragen, und dem lang hinabfallenden Gürtel der vornehmen Japanerin, welche mit ihrer Dienerin oder Gesellschafterin in ihrem Park einen Spaziergang macht! Wie plump sieht jene aus, und wie vornehm und elegant diese in ihren schlank machenden, lang herabfallenden Gewändern, das Haupt nur durch einen fächerartigen, aus dem feinsten Flechtwerke hergestellten Schirm

geschützt und die zierlichen kleinen Füße von schön gefärbten, für das Haus bestimmten Sandalen nur zum Theile bedeckt!

Auf offener Strasse fährt die japanische Dame in einer federleichten, aus kostbarem Material hergestellten Jinrikisha spazieren und plaudert unterwegs mit ihrem Gatten, ertheilt auch wohl besonderen Freunden des Hauses auf der Spazierfahrt Audienz. Dass sie einem vornehmen



Vornehme Japanerin und Japaner auf Spazierfahrt.

Hause entstammt, erkennt man sowohl an ihrem köstlichen Umwurf, wie auch an den aus feinem Gewebe bestehenden Kimono's ihrer Kuruma's, welche im übrigen in der heissen Jahreszeit bis auf das Kopftuch vollständig nackt sind.

Ganz wie bei uns holt die junge Japanerin eine Freundin zur Spazierfahrt ab und lässt sich, von keinem neidischen Schleier verhüllt, auf der Fahrt bewundern.

Beide musiciren später gemeinschaftlich, eine Unterhaltung, welche niemals an der Unkenntniss eines Theiles

scheitert, weil zu einer vollendeten Erziehung in Japan stets auch der Unterricht in der Musik gehört und die Japanerinnen sämtlich die Musik lieben.

Ihre Duette auf der „Yamisen“, einer Art Gitarre, und auf der Zither, „Yanking“, entsprechen allerdings nicht unseren Ansprüchen an Wohlklang, Reinheit und Harmonie. Wenn auch die grössere oder geringere Aus-



Musizierende Japanerinnen, auf Yanking, der japanischen Zither, und Yamisen, ihrer Gitarre, spielend.

bildung des musikalischen Gehörs bei den Angehörigen eines Volkes grösstentheils Naturgabe ist, so können doch die musikalische Erziehung und die Verfeinerung der Sitten viel zur Ausbildung desselben beitragen und ein Verständniss für Harmonie der Töne herbeiführen. Dies wird auch über kurz oder lang bei den Japanerinnen der Fall sein; die in deutschen Pensionen erzogenen besitzen sie schon jetzt.

Sehr gern wandern die Japanerinnen, gleich unseren Damen, in eine Conditorei, eine Eisbude, in welcher das Eis nach hiesiger Sitte erst auf einem feinen Siebe zerrieben und dann, mit Fruchtsaft gemischt, den Süßigkeiten sehr liebenden Damen als hochgeschätzte Erquickung gereicht wird. In jeder Eis- und Theebude hängen eine Menge einfacher, aus Palmblättern oder Papierrippen und einfachen Stäbchen hergestellter Fächer (ogi), welche dazu



Japanerin in der Eisbude, geschabtes Eis essend.

bestimmt sind, jedem eintretenden Gaste entweder durch dessen eigene Hand oder die der aufwartenden Dienerin Kühlung zuzufächeln. Einen eigenen Kontrast bildet die plumpe Fussbekleidung der dort naschenden Japanerinnen zu ihrem zierlichen Körper und dem eleganten Umwurf.

Diese ist übrigens, wie wir bereits oben gesehen haben, keineswegs allenthalben die gleiche und zeigt, je nach Witterung und Trägerin, auch verschiedene Formen.

Die „geta“ wird von den Frauen bei guten Wetter

getragen und ist eine leichte Sandale von einigermaßen zierlicher Form; plumper und einförmiger ist schon die Adsuma-geta, eine Frauensandale, welche bei schlechtem Wetter angelegt wird, und die Djuki-gutsu umhüllen und schützen den ganzen Fuss, werden daher nur im Winter getragen, wenn die Japanerinnen ihre Füße dem Schnee aussetzen müssen.

Durch besondere Form und Farbe unterscheidet sich die „Asida“, eine Sandale, durch welche sich Frauen in exponirter Stellung, namentlich öffentliche Sängerinnen und Courtisanen, kenntlich machen. —

Gedenken wir hier gleich im Zusammenhange der originellen japanischen Musik, welche freilich schon jetzt von der Strasse mehr und mehr verdrängt wird und als öffentliche Concertmusik vollständig durch die deutsch geschulten Militärkapellen ersetzt ist. Es steht zu besorgen, dass sie bei den Riesenfortschritten Japan's der europäischen Musik immer mehr Platz machen und schliesslich von der Strasse wie aus der Häuslichkeit ganz und gar verschwinden wird. Um so mehr scheint es geboten, dieselbe, welche mit ihrem grossen Reichthum an Dissonanzen jetzt noch durchaus dem Musikverständniss des Japaners entspricht und ein treues Abbild desselben ist, nicht zu übergehen, und kurz die Hauptinstrumente zu benennen und zu schildern.

Die Saiteninstrumente sind zum Theil chinesischen Ursprunges, von dem Monochord Suma-Koto und der zweisaitigen Idsumo-Koto an bis zu der siebensaitigen Kinno-Koto und der complicirten dreizehnsaitigen Siyô-no-Koto, und gleichen unserer Harfe, werden aber liegend gespielt und entweder mit einem kleinen Hammer (batsi) oder mit winzigen, an Daumen, Zeige- und Mittelfinger der rechten Hand durch Lederringe befestigten Elfenbeinnägeln angeschlagen.

Ebenso wird die einer Laute ähnliche, mit Katzenfell

überzogene Samisen, das gebräuchlichste, um die Schulter am Bande getragene Instrument aller fahrenden Leute des Tausendinseldreiches, nämlich der gesiga's, der japanischen Strassensängerinnen, mit Schläger oder Elfenbein-nagel zum Tönen gebracht, während die etwas anders geformte, im Aeusseren unserer Guitarre ähnliche, aber mit Schlangenfell überzogenen Yamisen und die ähnlich geformte, chinesische Geking mit den Fingern gespielt werden.

Zu den Koto's, deren Saiten sämtlich aus mit Wachs getränkter Seide gedreht und ganz gleich gespannt sind, — so dass nur die Stellung des beweglichen Steges die Höhe des Tones bestimmt — gehört auch das ähnliche Instrument Yanking, welches vorzugsweise in den vornehmen Familien von den Frauen und Töchtern zum Spielen benutzt wird.

Unter den Streichinstrumenten ist die auf der Strasse oft zu hörende, viersaitige, violoncellartige Koku hervorzuheben. Ein komplicirtes, orgelähnliches Blasinstrument mit Mundstück, Windkasten und vielen Pfeifen mit Metallzungen ist die Siyô, einfacher die Hidsiriki, eine Oboe aus Bambus mit Metallzungen, und die japanische Flöte, die Ohteki.

Von lärmenden Instrumenten besitzen die Japaner die mit den Fingern der rechten Hand geschlagene, auf Schooss und linker Schulter ruhende Doppel-Trommel, tsudsumi, das Becken, doura, die lange und kurze Trompete, Rappa und Tsiyarumera, und die Dsingai, eine Muscheltrompete mit Mundstück von Messing, welche namentlich dazu bestimmt sind, im Kriege die Angreifenden durch ihre furchtbaren Töne anzufeuern.

Erwähnung verdient noch eine besondere Kategorie von Instrumenten, welche nur in den Tempeln, bei bestimmten feierlichen Gelegenheiten und bei Aufführung chinesischer oder choreanischer Musikstücke gebraucht

werden, die „Gakkuki“, wörtlich „reine Instrumente“, in freier Uebersetzung: „Kirchenmusik“.

Zu diesen, welche meistens chinesischen und choreanischen Ursprunges sind, gehören, ausser einigen der eben angeführten Blasinstrumente, die harfenartige Biwa, ein viersaitiges Saiteninstrument, die Shôko, eine runde, mit zwei Stäben geschlagene Metallplatte, endlich die Taiko, die Kakko und die Yôko, grosse und kleine, aus Holz und Fellbezügen bestehende, mit zwei dicken Klöppeln, bezüglich Stäbchen geschlagene Trommeln mit dumpfem Tone.

Während die gewöhnlichen Sänger und Musikanten, welche die „nicht reinen Instrumente“ spielen, bei den Japanern in nicht sehr hoher Achtung stehen, aber doch auch bei den halbreligiösen Nô-Tänzen, bei welchen die Mitwirkenden in grässlichen, für unser Schönheitsgefühl scheusslichen Masken (Men) auftreten, Verwendung finden, werden die sogenannten reinen Instrumente vorzugsweise für japanische Kirchenmusik benutzt, und die Musiker dieser Klasse werden hoch geehrt, so dass selbst Daimiô's zu ihnen zählen. —

Nach dieser kleinen musikalischen Abschweifung kehren wir wieder zu der Häuslichkeit der Japanerinnen zurück.

Auch die nicht den besseren Ständen angehörigen Japanerinnen sind keineswegs unfrei in ihrer Häuslichkeit. Sie beschäftigen sich, je nach ihrer Stellung, mit wirthschaftlichen Sorgen und Liebhabereien.

Die eine steht, keiner Dienerin theilhaftig, am Waschfass und ringt ihr, weiss der Himmel, woher stammendes, einziges Wäschestück so eifrig aus, als wenn sie eine Ahnung davon hätte, was das Wort „grosse Wäsche“ bei einer deutschen Hausfrau mit grosser Familie bedeutet.

Eine andere sitzt an ihrer alterthümlichen, an die Zeiten Homer's erinnernden Haspelmaschine und windet

ihr Garn auf, um für die rauhen Wintermonate Vorrath zu haben. Sie bedarf beider Hände, um das Garn in gleicher Spannung zu erhalten und zugleich das grosse Rad fortwährend zu bewegen. Da die einfache Maschine kein Trittbrett besitzt, so kann sie ihre, von allen Japanerinnen bevorzugte, hockende Stellung beibehalten und ist nicht



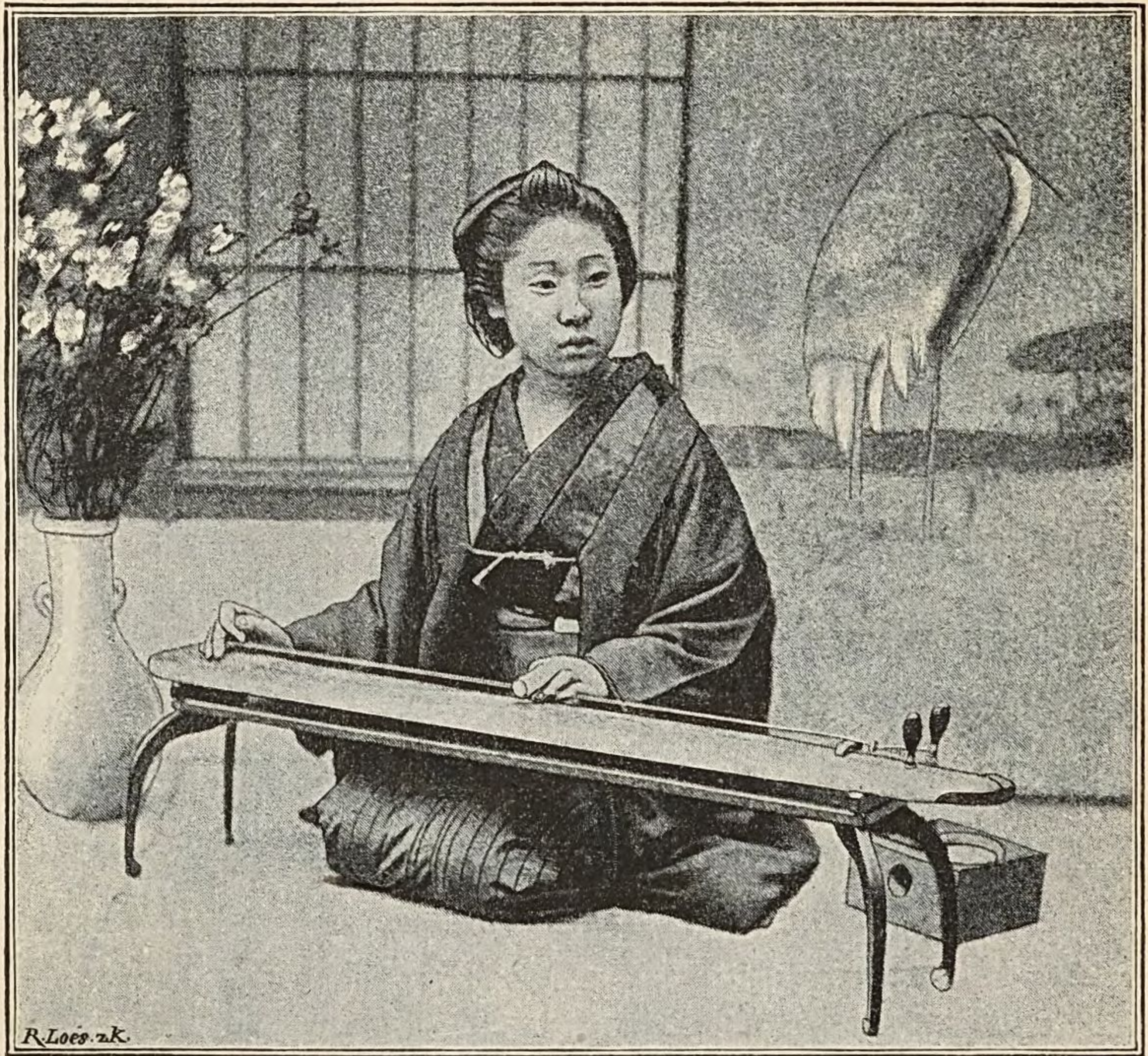
Japanische Garnhasplerin.

genöthigt, ihren Füßen irgend eine ungewohnte Arbeit zuzumuthen.

Eine dritte hockt am Rahmen, an welchem sie kostbare Muster webt oder stickt, und kann dabei, in freier Luft arbeitend, ihre Phantasie frei walten lassen. Zur Anregung derselben steht neben ihr in einer eigenthümlich geformten, japanischen Henkelvase ein mächtiger „Makart-

Strauss“, und im Hintergrunde hält ein gefiedertes Langbein aus der japanischen Vogelwelt ohne Scheu vor der fleissigen Arbeiterin seine beschauliche Siesta ab, das Ganze ein japanisches Stillleben.

So gewinnen wir, die Japanerin in ihrer verschieden-



Japanische Rahmenarbeiterin.

artigen Thätigkeit im Hause sowohl, wie auf der Strasse belauschend, den Eindruck, dass dieselbe eine weit höhere Stufe einnimmt, als die Frauen in den anderen asiatischen Ländern. Man wird von ihren graziösen Bewegungen, ihrer natürlichen Anmuth, ihrem sichern und dabei doch bescheidenen und sanften Auftreten bezaubert und bewundert ihre Ordnungsliebe und unermüdliche Sorge für

die Häuslichkeit, ihre stille Duldsamkeit, Anspruchslosigkeit und Aufopferungsfähigkeit.

Trotzdem muss sie sich gehorsam den Launen und selbst Ungerechtigkeiten ihres Mannes fügen und hat, wenn auch einzelne Damen ihre ängstliche Zurückhaltung gemischten internationalen Gesellschaften gegenüber bereits so weit überwunden haben, dass sie selbst an grösseren Dinern in Gemeinschaft mit Europäern theilnehmen, trotzdem zu Hause nicht einmal das Recht, mit ihm gemeinschaftlich in einem Zimmer zu speisen.

Nachdem sie ihrem auf der Matte hingelagerten oder vielmehr hockenden Eheherrn das meistens selbst zubereitete Essen — nur die vornehmen japanischen Familien haben einen eigenen Koch — auf einem kleinen, niedlichen Tischchen vorgesetzt und mit den einzelnen Miniatur-Speisenäpfchen in den auf einander folgenden Gängen schnell und gewandt gewechselt hat, zieht sie sich zurück und kann sich dann selbst, wenn sie in den Verhältnissen lebt, von ihren Dienerinnen beim Essen aufwarten lassen.

Die Unterordnung des zarten Geschlechtes tritt in jedem Stande hervor, sogar in dem der Dienenden.

Befinden sich beispielsweise in einem Hause männliche und weibliche Bedienung, so ist der strengste Befehl dazu erforderlich, um einen japanischen Diener dazu zu vermögen, das auszuführen, was ein weiblicher Dienstbote anordnet, ausserdem muss die Dienerin sich dabei der grösstmöglichen Höflichkeit befleissigen.

„Wollen Eure Herrlichkeit die Gnade haben, einen Eimer Wasser zu holen“, so ungefähr würde die Aufforderung einer Dienerin an einen Diener lauten. Auch bei der Begrüssung fällt dem Besucher diese Unterordnung sofort auf.

Der grossen Höflichkeit des Japaners ist bereits früher gedacht worden. Mögen hier noch einige für

Japan charakteristische Züge im Anschluss an das eben Gesagte dieselbe näher kennzeichnen.

Ueberreicht man seine Karte gelegentlich eines Besuches einem Diener, so verbeugt sich dieser so tief, dass man einige Besorgnisse um seine Rückenwirbel hat, öffnet aber eine Dienerin und empfängt diese die Karte, so kniet sie nieder und berührt wiederholt die Erde mit der Stirn.

Der Japaner sagt, wie wir es durch unseren streikenden Koch Aida bereits erfahren hatten, häufig eine grobe Unwahrheit in der verbindlichsten Form, oder verschweigt doch die Wahrheit, um nur nicht zu verletzen.

Auf ein vor Monaten von mir an die Regierung gerichtetes Gesuch, welches, wie ich unter der Hand erfuhr, abschlägig beschieden worden war, bekam ich nur aus diesem Grunde keine Antwort.

Wenn der Mikado durch die Strassen fährt, darf niemand, der im ersten Stocke wohnt, durch das Fenster, oder von der, auf vielen Häusern für das Trocknen der Wäsche angebauten Vorrichtung, oder auch nur durch eine Ritze der Thüre auf ihn hinabsehen: das verbietet die dem Kaiser schuldige Höflichkeit.

Als vor kurzem ein Prinz, der Oheim des Kaisers, beerdigt wurde, durfte niemand von einer benachbarten Erderhöhung auf den Leichenzug hinabsehen, weil dieses die Gesetze der japanischen Höflichkeit verletzt haben würde.

Passirt der Mikado eine Strasse, so müssen sämtliche Zuschauer, auch die Damen, das Haupt entblößen, gleichviel ob Turban, Hut oder Kopftuch dasselbe bedecken. Nur Damen, welche fremdländisch gekleidet sind, also Europäerinnen, ist es gestattet, ihre Kopfbedeckung aufzubehalten.

Wer Seine Majestät sehen will, muss sich auf der

Seite der Strasse, welche der Kaiser passirt, niedersetzen und beim Aufschauen zu ihm sowohl Stock wie Cigarre ablegen, falls er einen Stock tragen oder rauchen sollte. Ausserdem muss jeder schweigen, es darf kein Laut gehört werden; auch darf niemand dem Wagen folgen, da jedes Geräusch in Gegenwart Seiner Majestät möglichst zu vermeiden ist. Selbst ein Regenschirm darf während dieser Zeit nicht geöffnet werden, auch wenn es noch so sehr regnet. Diese durch das japanische Ceremoniell vorgeschriebene Todenstille in Gegenwart des Kaisers befremdet den an laut schallende Begrüssung seines Herrschers gewöhnten Europäer zunächst ausserordentlich, wie ich dies bereits früher, gelegentlich einer feierlichen Aufahrt von Kaiser und Kaiserin, erwähnte.

Will der Japaner eine Reise antreten oder aus anderen Gründen sich aus seiner gegenwärtigen Stellung entfernen, so schützt er, um niemand zu verletzen, eine Unwahrheit vor, Tod oder Krankheit des Vaters, der Schwester und dergleichen, auch wenn er gar keine Verwandten mehr hat.

Als ich den Subdirektor meiner Anstalt, einen Daimiô, welcher sich fünf Jahre in Berlin aufgehalten hatte, daher auch ziemlich gut deutsch sprach, in Begleitung meines ersten Dolmetschers besuchte, kniete dieser bei der Begrüssung nieder und beugte die Stirn wiederholt bis zur Erde.

Bei den gegenseitigen Höflichkeitsbezeugungen spielt das Wort „San“ gleich „Herr“, oder „Anata“ gleich „Herrin“ eine grosse Rolle. Der Koch wird sogar von seiner Frau und diese von ihm Koch-san oder Anata-san genannt. Jeder Arbeiter ist hier Herr, der Zimmerjunge heisst Daiko-san, der schmutzige Ziehknecht der Jinrikisha ist auch ein Herr und wird Kuruma-san gerufen. Die Diener nennen alles zu der Herrschaft Gehörige san, alle Kinder sind san, also heisst des Nachbars Knabe Fritz-san,

und der kleine Säugling ist Bäbi-san; das überträgt sich sogar auf die Thiere, und mein Nachbar muss es sich gefallen lassen, seinen „Meier“ getauften Hund „Meier-san“ rufen zu hören. Auch die Deutschen haben sich übermüthig diesem Brauche angeschlossen, und Professor Fesca wird regelmässig Fesca-san von mir genannt. —

Die Frauenfrage ist hier auch noch nach anderer, als der schon behandelten Richtung hin als eine offene anzusehen.

Wer je als Passagier eines grösseren Schiffes mit diesem in einem japanischen Hafen gelandet ist und die sofortige Ueberfluthung des Decks mit Hunderten von Japanerinnen beobachtet hat, welche sich in der naivsten und zutraulichsten (ich unterlasse absichtlich die Bezeichnung „frech“, weil den Japanerinnen der uns geläufige Begriff des Schicklichen eben noch fehlt) Weise den Fremden nähern und durch kleine Dienste in enge Beziehungen zu diesen zu treten suchen, der gewinnt sofort den Eindruck, dass die Zukunft Japan's in gutem wie üblem Sinne vorzugsweise in der Weiterentwicklung seiner Frauen liegt.

Die meisten unbeweibten christlichen Männer verbinden sich nach einiger Zeit mit einer Japanerin und leben mit ihr, ebenso wie die Kolonisten in Afrika, in wilder Ehe.

Einige erziehen die aus solchem Concubinat entsprossenen Kinder nach japanischer, andere nach europäischer Sitte. Löst dann der hier vertragsmässig angestellte Deutsche seine Beziehungen zu Japan, so giebt er der Concubine eine Abfindungssumme, und diese wird dann nicht selten als gute Partie seitens der vorurtheilsfreien Japaner angesehen und trotz ihrer Kinder von ihnen geheirathet.

Durch solche Verhältnisse werden oft kluge und tüchtige Leute länger an Japan gefesselt, als ursprüng-

lich in ihrer Absicht lag, und sind, wenn sie als alternde Männer nach ihrer Heimath zurückkehren, zu einem Familienleben geradezu unbrauchbar. In Tokio sind diese Verhältnisse kaum anstössig und hindern die wirklichen Familien gar nicht, mit solchen Leuten freundschaftlich zu verkehren. Der Mangel an Fraenumgang und die reiferen Jahre dieser Männer gelten als genügende Entschuldigung.

Die Kinder von Japanerinnen und Europäern erben meistens den japanischen Typus, namentlich die Schlitzaugen und die Nase, der väterliche Einfluss macht sich nur bezüglich der Hautfarbe und der Färbung der Augen wie der Haare geltend.

Wenn ich hierbei noch mit zwei Worten der Weiterentwicklung der Europäer in Japan und ihrer gegenseitigen Beziehungen gedenken will, so muss ich hervorheben, dass auch in Japan, wie allenthalben sonst, der Einfluss der neuen Heimath unverkennbar ist, und dass die Darwin'sche Anpassungstheorie, im Verein mit der „naturel selection“, auch hier Geltung hat.

Es bildet sich unter den nach Japan Herübergekommenen selten ein wirklich freundschaftlicher und herzlicher Verkehr aus. Grösste Zurückhaltung, ausgeprägter Egoismus, etwas Jesuitismus und vorsichtige Abgeschlossenheit, Verhüllung der eigenen Pläne: diese Eigenthümlichkeiten des japanischen Charakters theilen sich auch schnell den eingewanderten Europäern im Verkehr unter einander mit und machen aus ihnen verschlossene Individualitäten.

Man muss indess den Eingewanderten in Bezug auf die Beurtheilung ihrer Lebensweise hierselbst einige Nachsicht angedeihen lassen.

Im zweiten Jahre meines Hierseins habe ich mich manches Mal mit Besorgniss sondirt, indem ich alle die Schaffensfreudigkeit, mit welcher ich hierher kam, bei mir vermisste und mit Sorge an die Rückkehr nach

Deutschland dachte, wo doch wieder die ganze Manneskraft gefordert werden würde. Es überfällt hier jeden, wie ich schon bei einer anderen Gelegenheit hervorhob, früher oder später ein Zustand der Lethargie, eine Trägheit, welche die Folge des Klimas ist. Wenn man bei einer Morgentemperatur von 33° C. aufsteht und mittags 38° C. im Schatten zählt, dann ist man zum wirklichen Schaffen nicht fähig.

Allerdings war dies eine Ausnahme-Temperatur des einen Sommers und hatte wohl darin seinen Grund, dass die sonst in den Juni fallenden Regengüsse, welche den Erdboden vollständig mit Feuchtigkeit sättigen, diesmal ausgeblieben waren. Bei solcher grossen Dürre ist immer auf eine schlechte Reisernte zu rechnen, und als deren Consequenz eine Hungersnoth für die ärmere Bevölkerung zu besorgen, zu deren Verhütung der hiesigen Regierung nur ungenügende Abwehrmittel zu Gebote stehen. —

Es war oben des öffentlichen Auftretens der Japanerin gedacht. Im Anschluss daran will ich versuchen, das Strassenleben der Residenz durch weitere Schilderungen verschiedener, dasselbe beherrschenden, männlichen und weiblichen Typen anschaulich zu machen, und werde dabei noch verschiedene Eigenthümlichkeiten der Kleidung hervorheben.

Zunächst fällt dem die Strassen durchwandernden Deutschen die grosse Zahl der Barbier- und Friseurläden auf, eine Eigenthümlichkeit, welche unser Interesse schon in Ceylon auf der Herfahrt erregt hatte.

Für die Männer ist der Haarkünstler eine eben so wichtige Persönlichkeit, wie die Friseurin für die Frauen. Man überzeugt sich sehr bald davon, dass auch der männliche Japaner ein grosses Gewicht auf seine Haar-

toilette legt, und es gewährt hohes Interesse, diese bis auf eine ganz schmale Schambinde vollständig nackten, japanischen Figaros mit affenartiger Geschwindigkeit ihre auf den Matten des offenen Ladens knieenden Kunden nach einander frisiren und rasiren zu sehen.

Sie haben es vorzugsweise mit dem Haupthaare zu thun, dessen Toilette für den Japaner sehr wichtig und für einzelne Provinzen sogar individuell verschieden und charakteristisch ist.

Die meisten Japaner der arbeitenden Klasse lassen ihr schön geöltes Haupthaar hinten mehr oder weniger lang herabhängen und nur vorne sich, je nach dem Stande des Thermometers, das heisst je nach Temperatur und Jahreszeit, einen kleinen oder grösseren Theil der Kopfplatte, manche von ihnen auch den ganzen Schädel, glatt rasiren.

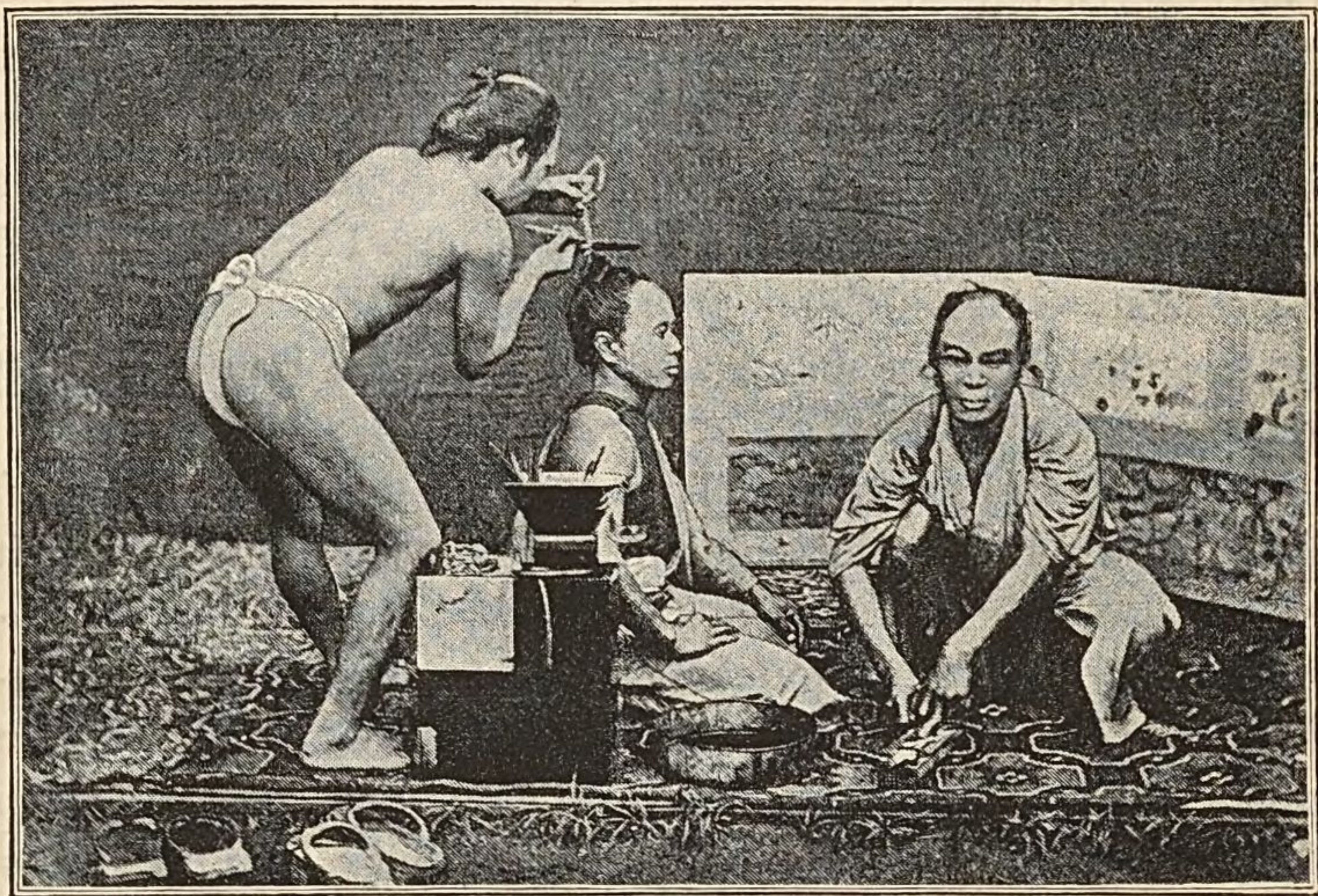
Der Bewohner der südlichen, durch den revolutionären Geist sowohl, wie das Geschick und die Kunstfertigkeit seiner Bewohner bekannten Provinz Sasuma (sprich Zazuma) ist sofort an seiner besonderen Haartracht zu erkennen. Derselbe trägt nämlich ein aus den Nackenhaaren geflochtenes Zöpfchen, welches über den vorn rasirten Kopf horizontal von hinten herübergelegt und in dieser Lage durch Brennen, Pomadisiren und Umwickeln der Haare festgehalten wird.

In koketter Weise lassen viele Japaner sich selbst wie ihre Kinder frisiren, indem sie auf ihrem sonst glatt rasirten Haupte regelmässig an einzelnen Stellen, sowohl zu beiden Seiten wie auf dem Scheitel, kleine Haarbüschel stehen lassen, in deren geschickter Zustutzung und Vertheilung die Figaros ihre Kunstfertigkeit beweisen müssen.

Während sich so ein nicht geringer Theil der Eingeborenen, vor allem der arbeitenden Klasse, durch charakteristische Haartracht auszeichnet und auch nach dieser Richtung für den Ethnologen interessante Studienobjekte

bildet, hat sich der Japaner der besseren Klasse, namentlich der in Europa gewesene, von dieser Landessitte bereits vollständig emanzipiert und trägt sein Haar in der bei uns üblichen Weise. Nur lassen sich viele im Sommer der Hitze wegen gleichfalls eine fast das gesammte Haupthaar umfassende Tonsur anlegen.

Dem chinesischen, hinten herabhängenden Zopfe begegnet man bei den Japanern sehr selten.



Japanische Frisirstube. Haarfrisur der Provinz Sasuma.

Wie früher wiederholt erwähnt worden, besteht die Kleidung des gewöhnlichen Kulis, also des Arbeiters, Kurumas, Handwerkers und Händlers, einzig in dem leichten Kimöno. Indess es giebt Ausnahmen, und das Bild der die Strassen durchziehenden einzelnen Händler ist keineswegs ein eintöniges.

Da begegnen wir zunächst einer typischen Gestalt des japanischen Volkslebens auf der Strasse, dem Kuchenbäcker, welcher ernst und gelassen, mit tiefen Falten in der eines Cato würdigen Denkerstirn, den Kimöno gleich

einer Toga in kühnem Faltenwurfe um den nackten Körper geworfen, seinen frischen Kaschi, den japanischen, aus Reis- oder Bohnenmehl und Zucker bereiteten Kuchen, feilhält. Er sitzt, wie eine Berliner Apfelfrau, auf seinem bestimmten Platze, hat seine süsse Waare in viereckigem Kasten neben sich auf der Bank stehen und erwartet mit abgeworfenem Hute, die in langen Socken steckenden Füsse energisch gegen den Boden gestemmt, seine feste Kundschaft.

Ein anderes, nicht weniger interessantes Bild gewährt der jugendlich kecke, freundlich dreinschauende, umherziehende Kaschihändler, welcher seine süsse Waare mit lauter Stimme ausruft und zur Unterstützung seines Organs noch eine gellende Glocke schwingt.

Dieser trägt seinen Vorrath auf den Schultern in zwei grossen, viereckigen, mit seitlichen Thüren versehenen Kästen, welche mittelst mehrerer Stricke an den beiden Enden eines auf jenen ruhenden breiten Stabes befestigt sind. Mit freundlichem Lächeln und wohlklingendem Organ, den Riesenhut wie ein Haciendero der Pampas in den Nacken geschoben, ruft er die Vorübergehenden an und preist seinen Kaschi. Sein Kimöno aus bunt gewürfeltem Kattun fällt, nur lose zusammengeschürzt, bis zum nackten Knie, bis zu welchem auch von unten her die Socken reichen, und die Sandalen hat er leichtfüssig an Zehen und Knöchel befestigt.

Er macht Halt an der offenen Werkstatt eines Pantoffelfabrikanten, welcher sowohl seinem Aeussern wie seiner Beschäftigung nach verdient, dass auch wir einen Augenblick bei ihm stehen bleiben und ihn mustern.

Gleich seinen, eine freilich unendlich zartere und elegantere orientalische Fussbekleidung liefernden Kollegen in Tunis und Constantinopel, führt er den Vorübergehenden das Produkt seiner angestregten Arbeit in allen Phasen des Entstehens, in dem offenen Laden arbeitend,

vor. Während er den Hammer kräftig schwingt und den mit wunderbarlich geformter Säge eben roh zugeschnittenen drei Klötzen das „Werde“ entgegenruft, sehen wir vor ihm und zu seiner Linken bereits verschiedene jener ungeschickten, stelzenartigen, hohen Ungethüme vollendet vor



Kaschihändler bietet japanischen Kuchen aus Reis- oder Bohnenmehl und Zucker feil.

uns, zu seiner Rechten hingegen unter den Abfällen der Arbeit alle die Bretter, Brettchen und Lederringe, aus denen er seine Pantoffeln anfertigt.

Der Meister selbst scheint ein Original, eine Art Freigeist zu sein, der gleich seinem Nürnberger Kollegen seligen Angedenkens, Hans Sachs, dem Jahrhundert voran-

eilt. Auf dem Haupte befindet sich zwar das einheimische, turbanartig aufgestülpte Schweisstuch, sonst aber erinnert seine Kleidung sehr wenig an den Eingeborenen. Er verfügt über Beinkleider, Weste und Rock, und wenn das Auge nicht trügt, so guckt sogar ein Stück Hemde aus dem Aermel hervor. Mag der Himmel wissen, wer diesen biedern Handwerksmann mit unverfälschten, japa-



Japanischer Pantoffelmacher.

nischen Gesichtszügen zu solcher Kleidung verführt hat. Schon bis in das innerste Mark des Reiches dringt eine moderne Richtung, und bald wird es auch bei dem Kerne der Nation heissen: „Das Alte fällt, es ändern sich die Zeiten“.

Derartige Abweichungen von der Tracht kommen indess nur ganz vereinzelt vor. Im Gegensatze zu diesem Ueberfluss an Kleidung sieht man in der Umgebung der Residenz meistens paradiesische Zustände. Nament-

lich zeigt dies die sehr interessante Beobachtung der zahlreichen Fischer an den Seeufern.

Die Fischerei wird in Japan selbstverständlich sehr intensiv betrieben. Bald thun sich ganze Flotten zusammen, welche sich gegenseitig die Fische in die Netze treiben, bald harpuniren die Fischer einzeln grössere Seefische, bald bedienen sie sich bestimmter Reusen, wie die sicilianischen Thunfischfänger, bald verbinden sie lange Gitter von Bambusreisern mit Senknetzen, endlich treiben sie auch die den Chinesen abgelauschte, sehr interessante Fischerei mit Hilfe von gezähmten Fischreihern, von Kormoranen, welche mit tiefem Ernst ringsum am Rande des Bootes sitzen und auf Kommando ihres Herrn in die Fluthen hinabstürzen, um die Beute zu fassen und sie ihm dann, nachdem sie wieder emporgetaucht und zum Boote zurückgekehrt sind, getreulich abzuliefern.

Damit sie der Versuchung des Verschlingens ihrer Beute nicht nachgeben, ist ihnen der Hals eingeschnürt, so dass sie vor Lösung dieses Gürtels, gleich den Frauen der Kreuzzugsritter auf der Wartburg, ihren fleischlichen Gelüsten nicht unterliegen können.

Zur Gewinnung des Fischöls, eines bedeutenden Exportartikels von Japan, werden die frischen Fische in grosse, mit kochendem Wasser gefüllte Kessel geworfen, bald wieder herausgenommen und dann unter die Presse gelegt. Der Thran fliesst in einer am Boden angebrachten Rinne zu einer grossen holzumkleideten Grube und wird einem Reinigungsprocesse unterworfen; der Rückstand wird als Fischdünger, Fischguano, verwerthet und ist ein sehr gesuchter Artikel seitens der jedes, auch das dürftigste Fleckchen Landes ausnutzenden japanischen Bauern.

Der gewaltige, sehr fischreiche Biwasee, der grösste Binnensee Japan's, giebt den Fischern, welche ihr gefährvolles Gewerbe so oft mit dem Tode besiegeln müssen, —

ein plötzlich zur Unzeit ausbrechender Taifun führt nicht selten Hunderte, selbst Tausende von Fischerbarken, in das hohe Meer und entvölkert Dutzende von Dörfern — Gelegenheit, sämtliche gebräuchlichen Arten der Süß- und Salzseefischerei zu treiben.

Die Karpfen und Welse werden mit stehenden Netzen in Doppelkammern gefangen, kleine Fische in einem Senknetz mit Kreuzbügel. Den wegen seiner Flossen so sehr geschätzten Hai fangen sie mit vielfachen starken Haken, an welchen künstliche Fliegen befestigt sind, während Schollen und auch Schildkröten mit einem vierzackigen Fiskspeer von ihnen harpunirt werden. —

Es sei hier gleich der Salzgewinnung an der Küste von Japan mit einigen Worten gedacht, welche ähnlich vor sich geht, wie in Augusta an der Ostküste Siciliens und in Capo d'Istria bei Triest.

Da Japan kein Bergsalz besitzt, so sind hier Salzfaktoreien errichtet, von denen aus Felder eingedämmt, mit Meerwasser getränkt und der Sonne ausgesetzt werden. Nachdem das Wasser verdunstet ist, wird das Feld gepflügt und die salzhaltige Erde durch verschiedene Uebergießungen mit Meerwasser und nachfolgenden Verdampfungsprozessen vollständig ausgelaugt. Das gewonnene Salz wird dann mit Matten bedeckt und in den Schuppen untergebracht, während die Erde immer wieder zur Salzgewinnung gebraucht, bezüglich von neuem mit Seewasser getränkt wird. —

Der medizinischen Schule in Tokio, welcher, wie wir oben gesehen, deutsche Lehrer und deutsche Forschung in den letzten achtzehn Jahren die bestimmende Richtung gegeben haben, ist es in jüngster Zeit gelungen, die Ursache wiederholter räthselhafter Todesfälle, welche nach dem Genuss der von den Japanern „Fugu“ genannten Fische eintraten, in dem pharmakologischen Institut der Universität Tokio nachzuweisen. Das Gift dieser, der Gattung

Tetradon der Plektognathen (Haftkiemer) angehörigen Fische wurde experimentell von Professor Dr. Takuhashi in den reifen Eierstöcken derselben gefunden, weshalb die Todesfälle dort auch regelmässig im April und Mai jedes Jahres auftraten. Der Tod erfolgte nach seinen und seines Assistenten Untersuchungen durch Lähmung des verlängerten Markes, indem unter rasch sinkendem Blutdruck Stillstand des Herzens eintrat. Ihr Bericht schliesst damit, dass das neu entdeckte Fugu-Gift thierische Membranen durchdringe, in Wasser löslich sei und durch längeres Kochen nicht zerstört werde.

Es dürfte auch dem Laien, welcher die medizinischen Berichte japanischer Professoren nicht liest, klar sein, dass angesichts dieser Leistung der Mediziner Japan's, welche sich doch zur Zeit von Oberstabsarzt Müller noch in den Kinderschuhen des ersten Anschauungs-Unterrichts befanden, von der Entwicklungsfähigkeit dieses Volkes in absehbarer Zeit das Höchste zu erwarten ist. —

Gleich dem Fischer geht auch der Landbewohner in Japan vollständig nackt und lässt sich die glühende Sonne auf die bräunliche Haut scheinen. Selbst die Frauen sieht man in den offenen ländlichen Wohnungen meistens mit ganz nacktem Oberkörper, nur einen schmalen Obi um die Lenden, niederkauern. In derselben dürftigen Kleidung arbeiten sie auf dem Felde, und die sie unterstützenden Töchter bis zum Alter von vierzehn Jahren bewegen sich bei ihrer ländlichen Arbeit sogar immer nur in dem ihnen von der Natur gegebenen Gewande. Das fällt dem Deutschen auch nur im Anfange auf. Später, nachdem er selbst in der drückendsten Hitze in seinem buon ritiro, vor Schweiss zerfliessend, sogar die letzte Hülle von sich geworfen, findet er das ganz selbstverständlich. —

An eine andere Eigenthümlichkeit der Japaner gewöhnt man sich allerdings nicht. Nach unserer Anschauung

fehlt ihnen ganz und gar der sittliche Begriff der Scham. Es ist mir im Anfange meines Hierseins wiederholt vorgekommen, dass mein aus guter Familie stammender Dolmetscher gelegentlich eines Diners beim Chef der gesamten Polizei und in Gegenwart deutscher und japanischer Damen ganz ungenirt und freimütig ein mehr als zweideutiges Thema anschlug, bis ich ihn auf das Anstössige dieser Unterhaltung aufmerksam machte. Im Beamten-thum ist es nichts Ungewöhnliches, dass irgend ein Untergebener in Ausnützung des Spruches der Cyniker „*naturalia non sunt turpia*“ bittet, eine Viertelstunde früher fortgehen zu dürfen, weil er noch das — Bordell besuchen oder auf die Retirade gehen wolle.

Hierbei sei bemerkt, dass die Prostitution in Tokio überaus verbreitet ist, viel mehr als in irgend einer See-stadt Deutschlands oder Italiens.

In einem ganzen Stadttheile, der aus mehreren Strassen besteht, welche sehr schön angelegt sind und viele palast-ähnliche, prächtig eingerichtete Häuser zählen, herrscht einzig Venus vulgivaga. In jedem solchen Hause ist der Besitzer zugleich Wirth. Derselbe hält sich in dieser Eigenschaft für eine sehr nützliche, wichtige und einflussreiche Persönlichkeit, die nichts von der Schmach des Gewerbes, welche ihn in Deutschland treffen würde, empfindet oder auch nur ahnt. In den Häusern müssen Bücher geführt werden, in welche jeder Besucher seinen Namen, Stand und seine Wohnung einzutragen hat. Ausserdem wird von jedem ein Nationale aufgenommen. Die Japaner, welche dort Visite abstatten, geben nun zwar immer vorschriftsmässig einen Namen an, aber regelmässig einen falschen, was man ihnen schliesslich nicht verdenken kann.

Im Interesse der Statistik sei das Resultat meiner amtlichen Aufnahme bemerkt, nach welcher in den sechs verschiedenen Stadttheilen dreihundertneunundsechzig solcher Häuser mit dreitausendsiebenhunderteinundreissig

Insassinnen vorhanden sind. Die stattlich geschmückten und herausgeputzten Mädchen werden dort gut bedient,



Japanische Sängerin (der Theehäuser).

arbeiten nicht und führen, so lange sie jung sind, ein sehr angenehmes Leben. Charakteristisch für Japan ist es, dass nicht wenige von ihnen dieses Freuden - Institut mit einigem Vermögen verlassen, um — zu heirathen.

Welchen grossen Werth die japanische Regierung auf die Einrichtung dieser Häuser legt, möge zum Schluss daraus erhellen, dass ich dieselben sowohl nach baulicher wie sanitäts-polizeilicher Richtung hin untersuchen und ein längeres, eingehendes Gutachten darüber für den Minister des Innern abfassen musste. —

In sehr verschiedenem Kostüme sehen wir die Japanerin sich öffentlich präsentiren. Wenn sie im Theehause als Sängerin öffentlich auftritt, um durch ihren Gesang

reiche Geschenke und Beifall zu ernten, so erscheint sie in einem phantastischen, mit groteskem Muster gezeichneten und mit langer Schleppe endenden, gestickten Gewande, das Haar kunstvoll aufgebaut und mit langen, buntschimmernden Kämmen geziert, um ihre eintönigen Lieder vorzutragen.

Ganz anders sieht die Strassenmusikantin, die gesiga, aus, welche ihrem Instrument bald mit dem Bogen, bald mit der Hand bezüglich einem von derselben geführten kleinen Hammer, je nachdem sie Kokio oder Samisen spielt, die harmonische Töne entlockt und dazu wohl auch singt.

Sieht man zwei dieser grotesken Gestalten mit ihren einfachen Kämmen aus Buchsbaumholz, ihren papiernen Haarbändern (motoi), den ihr Haar zusammenhaltenden, langen Haarnadeln (Kanzasi) und den, fast als Resonanzböden zu erachtenden, grossen Hüten, (welche durch ein schwarzes Doppelband unter dem Kinn befestigt sind und bei ihren, mit starren, ernsten Zügen dreinschauenden Trägerinnen das Vorhandensein eines kräftigen Backen- und Kinnbartes vortäuschen), mit dem geblümten Kimono und dem bis zu den Füßen hinabfallenden, eng anliegenden Obi, so glaubt man sich den Herren Basilio und Bartolo aus dem „Barbier von Sevilla“ gegenüber und ist davon überzeugt, dass die Kunst dieser Jüngerinnen eine ziemlich brotlose sei. Doch über den Geschmack lässt sich nicht streiten.

Wollen wir in der That die Japanerinnen in ihrer vollendeten Anmuth und Wohlgestalt kennen lernen, dann müssen wir uns in das Theater begeben und ein von japanischen Tänzerinnen aufgeführtes Ballet ansehen. Die dort Tanzenden sind sämmtlich jung und hübsch, und ihre geschmeidigen, anmuthigen Bewegungen entzücken das Auge. Die „Maikos“, so heissen die japanischen Ballerinen, sind alle im Alter von sechzehn bis achtzehn

Jahren, von vollendetem Körperwuchs und ausgezeichnete Schönheit, tragen verschiedenfarbige Kimono's von Krepp, welche mit einem breiten, seidenen Gürtel zusammen-



Gesiga's (spr.: Geischa's), Strassenmusikantinnen, Kokiū (Violoncell) und Samisen (Mandoline) spielend.

gehalten werden, Blumen im dunkeln Haar und zierliche Fächer in ihren kleinen Händen.

In Doppelreihen schreiten sie langsam, unter den Klängen einer sanften Musik, aus den Seitenkulissen zur

Hauptbühne, sich bald verneigend, bald in Gruppen auflösend, zu deren charakteristischer Gestaltung das Fächer-spiel sehr viel beiträgt. Ihr Tanz ähnelt unserem alt-deutschen Menuett, ist durchaus sittsam und lieblich und wohl geeignet, mit Hilfe der langen Gewänder, welche in malerischen Falten niedergleiten, und unter denen die kleinen Füßchen nur ab und zu hervorlugen, die Schönheit der Farbenzusammenstellungen und die Harmonie der Bewegungen dem Zuschauer zu zeigen.

Sie wollen kein Drama ohne Worte vorführen, wie es unser modernes Ballet darstellt, sondern nur durch weibliche Anmuth und Grazie das Auge ergötzen. Daher weichen auch die sogenannten japanischen Ballets, wie sie gegenwärtig in den Circusräumen und den grossen Sälen der Hauptstädte mit Vorliebe dem Publikum vorgeführt werden, durchaus, weil viel zu gekünstelt und raffinirt, von den vornehmen, sittsamen und lieblichen Tänzen der japanischen Maikos in auffälliger Weise ab.

Jene, die holde Anmuth des japanischen Typus verkörpernden Tänze lassen errathen, wie leicht es sein würde, den anerzogenen Takt und die angeborene Anmuth der Japanerinnen für die europäische Kultur zu fructifiziren und sie zu deren Trägerinnen zu machen. Auch dringt die Kunde zu uns, dass in Tokio an den Grundlagen eines gerichtlichen Verfahrens für Eheschliessungen und für Ehescheidungen gearbeitet wird, wodurch mit einem Schlage die Frauenfrage erledigt wäre. Denn mit der Einführung der Civilehe in Japan wäre auch die Gleichberechtigung der Frauen ausgesprochen.

Man bemüht sich gegenwärtig, nachdem die für das Gedeihen und die Bildung des Volkes sehr besorgte Kaiserin hierzu die Anregung gegeben, in den Volksschulen, in Kindergärten, welche nach deutschem Muster geschaffen sind, in Lehrerinnenseminaren und in Schulen für höhere Töchter die bildsamen Japanerinnen mit der

deutschen Sitte und Kultur zu befreunden, man führt mehr und mehr die europäische Frauentracht ein, hoffentlich ohne die Auswüchse unserer Mode, schickt wohl auch die Töchter vornehmer Kreise zur weiteren Ausbildung direkt nach Deutschland und säet so unaufhörlich in das empfängliche Gemüth des weiblichen Geschlechtes die Samenkörner deutscher Bildung und Gesittung unter eifriger Assistenz edler, deutscher Damen.

Hoffen wir, dass in einer nicht zu fernen Zeit auch die Früchte erblühen werden, und dass die anmuthigen Japanerinnen dann selbst die Initiative ergreifen werden in der Zuführung ihres hochintelligenten, strebsamen und eifrigen Volkes zu einer Familie von gesitteten, kulturtragenden Staaten in Asien. An der Spitze der asiatischen Völker steht Japan ja jetzt schon voll und ganz.



Sechstes Kapitel.

Umgebung von Tokio. — Eine altjapanische Novelle.

Fusstour nach Osi — Begräbnissfeierlichkeiten und öffentliche Aufzüge der Japaner — Papierfabrikation und Malerei — Reisbau — Daibuts-Statue — Besuch der Insel und Grotte Enoshima — Rückblick auf die geschichtliche Entwicklung Japans — Geschichte der siebenundvierzig Ronin.

Während der heissen Monate suchen die vornehmen Japaner wie die Mehrzahl der in Tokio wohnenden Europäer in den meistens im Gebirge gelegenen Bädern Erholung. In der Voraussetzung, dass man den Vorthail, einige Wochen in einem kühleren, im Gebirge gelegenen Orte zu leben, mit dem Aufgeben der häuslichen Bequemlichkeit und jedenfalls nur unter ganz erheblichen materiellen Opfern erkaufen muss, zog ich es, ebenso wie Hauptmann H., im ersten Jahre meines hiesigen Aufenthaltes vor, die Ferien zu Hause zu verleben und nur durch grössere Touren Umgebung und einzelne kleine Bäder kennen zu lernen. Erst im zweiten Jahre machte ich während der Ferienmonate, gewissermassen dienstlich, mit den fashionabelsten Bädern der engeren und weiteren Umgebung Tokio's am Schluss einer ausgedehnten Inspektionsreise Bekanntschaft.

Den ersten Ausflug unternahm ich mit meinem Dolmetscher Asahina nach dem in der Nähe Tokio's gelegenen, wegen seiner schönen Lage berühmten Orte Osi.

Früh sechs Uhr machten wir uns an einem schönen Augusttage bei herrlichem Wetter auf den Weg.

Zu so früher Stunde zeigt Tokio eine ganz andere Physiognomie als zu späterer Tageszeit. Der Verkehr ist bereits äusserst lebhaft, aber vorzugsweise sind es Arbeiter beiderlei Geschlechts, welche sich nach ihren Arbeitsstätten begeben oder an bestimmten Stellen auf Arbeit warten. Ausserdem begegnet man abwechselnd verschiedenen Militärtrupps, welche jetzt der Hitze wegen ihre Uebungen so frühe abhalten.

Auch ein Leichenzug kam an uns vorüber. Man denke sich einen solchen keineswegs dem Leichenbegängniss der Heimath ähnlich.

Auf zwei Stangen ruht ein sänftenartiger Behälter, welcher von vier Männern getragen wird. In dieser Sänfte befindet sich in einem steinernen Sarge von der früher geschilderten kastenähnlichen Form die Leiche in sitzender Stellung. Zu beiden Seiten derselben gehen je zwei Männer nebenher, welche riesige weisse Laternen — Papier-Lampions — auf hohen Stangen vor sich her tragen. Diese äusserlichen Zeichen der Trauer sind bei den einzelnen Sekten verschieden und richten sich nach der Religion, welcher der Verstorbene angehörte. Der eben geschilderte Zug war nach den Vorschriften der Buddha-Religion geordnet. Das Gefolge bestand aus einem einzigen Leidtragenden, welcher in einer Jinrikisha hinterher fuhr.

Wie ganz anders war, im Gegensatz zu diesem einfachen Leichenzuge, die Prachtentfaltung bei der Beerdigung eines Prinzen aus der Familie des Kaisers, welche ich einige Monate später sah?

Viele Tausende folgten bei der Begräbnissfeier zu Fusse, zu Wagen und zu Pferde, voran die Galawagen,

dann unendlich viele Jinrikishas mit Vorläufern, endlich Hunderte der prachtvollst geschirrten, feurigen, japanischen Rosse.

In Japan ist nämlich jeder Beamte von dem Sekretair der vierten, hier der niedrigsten Rangklasse an, verpflichtet, sich ein Reitpferd zu halten, widrigenfalls ihm ein beträchtlicher Theil seines Gehaltes abgezogen wird. Bei feierlichen Gelegenheiten, zu denen vor allem officiële Begräbnisse gehören, müssen nun sämmtliche Beamte, von dem Sekretair dieser Klasse an, zu Pferde erscheinen, und es macht einen grossartigen Eindruck, wenn viele Hunderte von Japanern in glänzenden Uniformen auf ihren feurigen, kleinen, mit prachtvollen Sätteln und silberverzierten Zaumzeug geschmückten Pferden einherreiten.

Vor und hinter dem Sarge wanderte die hohe Geistlichkeit glattgeschorenen Hauptes, in langen, durchsichtigen, weissen, goldgestickten Gewändern, welche denen unserer Weihbischöfe ähnlich aussehen. Zu beiden Seiten geleiten sie Knaben, deren Häupter gleichfalls glatt geschoren sind, und welche brennende Kerzen in den Händen tragen und Weihrauchwolken aus grossen, von ihnen hin und her geschwungenen Gefässen um sich verbreiten. Auch das Ceremoniell, sowohl hier auf der Strasse wie in den reich vergoldeten, mit wunderbaren Schnörkeln ausgestatteten Buddhatempeln, das Knien und Niederbeugen der andächtig versammelten Gläubigen, erinnert an den Kultus der katholischen Kirche.

Eigenthümlich waren die riesengrossen, sechs Fuss langen Bouquets, welche sie auf ihren Schultern trugen. Diese hatten ein so grosses Gewicht, dass jeder Bouquetträger einen Hintermann haben musste, welcher sich mit ihm im Tragen dieser Last, gleich unseren Sargträgern, von Viertelstunde zu Viertelstunde ablöste. In Blumen entfaltet der Japaner überhaupt bei jedem feierlichen Anlass grossen Pomp, und ist die Jahreszeit nicht dazu ange-

than, so müssen künstliche Blumen die natürlichen ersetzen.

Eben diese Blumensträusse nie geahnten Umfanges imponirten uns Deutschen auch bei einem grossen Religionsfeste, bei welchem die Heiligthümer der verschiedenen religiösen Sekten unter grossem Gepränge durch die Hauptstrassen Tokio's von Tempel zu Tempel getragen wurden. Jede Sekte führte in feierlichem Aufzuge ihren eigenen Gott auf einem riesenhaften, in drei Etagen sich aufthürmenden Gestelle einher, und wir bekamen die verschiedensten symbolischen Vertreter der Gottheit zu sehen, unter anderen einen mächtiggrossen, prachtvollen Hahn, welcher mit seinen (seidenen) Flügeln und mit dem, ein Menschenhaupt an Grösse weit überragenden Kopfe, alle Bewegungen eines lebenden Thieres von seinem hohen Gestelle aus nachmachte, als ob man ein Duplikat des Hahnes vom Strassburger Münster in hundertfacher Vergrösserung sähe. Auch dieser grossartigen Procession, welche im wesentlichen in dem Umhertragen der Götter durch die Strassen der Stadt bestand, wobei an den Haupttempeln von den Priestern Gebete gesprochen und religiöse Ceremonien vollzogen wurden, folgten Tausende von Menschen in prächtigem Aufzuge. —

Doch zurück zu unserer Fusspartie. Je mehr wir nach den äusseren Stadttheilen gelangten, um so mehr zerlumpte, bettelarme Leute begegneten uns. Es waren ganze Familien, Männer mit Weib und Kind, welche obdachlos zu sein schienen, und deren Kinder uns anbettelten. Soweit die Kupfermünzen reichten, wurden sie vertheilt.

Die Strassen wurden in den äusseren Stadttheilen immer schlechter, bis man schliesslich auf weniger betretene Wege kommt, auf denen die Füsse Erholung finden. Eine halbe Stunde vor unserem Ziele machten wir in einem Theehause oder vielmehr in einer Theebude

kurze Rast, verzehrten das mitgenommene Frühstück und liessen uns Thee geben. Letzterer wird hier immer ohne Zucker gereicht, trotzdem ist ein Schälchen japanischen Thees für den Müden und Durstigen eine grosse Erquickung.

Nach dreistündiger Wanderung langten wir ziemlich ermüdet in Osi an. Dasselbe ist nur ein Dorf, welches sich freilich in Japan durch keine besonderen Merkmale von einer Stadt unterscheidet, da man überall, an jedem Orte, sei er gross oder klein, dieselben dürftigen Holzhäuser sieht. Osi ist Eisenbahnstation und durch seine grossen, weithin sich ausdehnenden, unter staatlicher Aufsicht stehenden Papierfabriken berühmt, in welchen jenes sich wie Zeug anfühlende und sehr feste, zähe, japanische Papier hergestellt wird, dessen früher schon wiederholt gedacht worden ist. Ausserdem befindet sich daselbst eine Pulverfabrik.

Hier erlaube ich mir, eine kurze Bemerkung über Papierfabrikation in Japan einzuflechten, über welche noch viele irrthümliche Anschauungen bestehen.

Das starke, nahezu unzerreissliche, japanische Papier wird aus dem Bast der Rinde von hier einheimischen Bäumen aus der Familie der Maulbeerbäume, nämlich der *Broussonetia papyrifera* und der *Broussonetia Kaempheri* gewonnen, während die feineren Sorten aus dem Baste von japanischen Bäumen, welche unserem Seidelbast (*daphne mezereum*) verwandt sind, hergestellt werden, nämlich aus dem Bast der *Edgeworthia cartacea* und der *Passerina Ganpi*. Endlich wird das fälschlich sogenannte Reispapier aus dem Marke der *Aralia papyrifera* zubereitet.

Die Papierfabrikation beschränkt sich hier nicht auf Herstellung von Schreib- und Druckpapier für Dichter und Maler, für Einladungen und Glückwunschsreiben, für Gesuche und Regierungsschreiben. Aus dem Bast obiger Bäume wird auch gelohtes und geöltes, sogenanntes

Lederpapier hergestellt, welches an Güte und Dauerhaftigkeit unserem Maroquinleder gleichgestellt werden kann und in der Kunstindustrie die mannichfachste Verwendung findet als Ueberzug von Sonnen- und Regenschirmen, von Schränken und Thüren, als Ersatz des Glases für Laternen und Fensterfüllungen, zur Herstellung von Börsen, Fächern und Tabaksdosen, Hüten und Regemänteln, Haarbändern, Haarnadeln und Sandalenschnüren. Ferner geht mit der Fabrikation von Luxustapeten der verschiedenartigsten Muster und der prächtigsten Ausstattung auch solche von Kleiderstoffen aus Papier Hand in Hand. Letztere sind sehr dauerhaft und werden von allen Klassen der japanischen Bevölkerung getragen.

Da die Papierfabriken hier nicht jedermann zugänglich sind, und den Fremden von den misstrauischen Japanern nur ungenügende Auskunft ertheilt wird, so war die Fabrikation japanischen Papiere bis vor kurzem noch in ein geheimnissvolles Dunkel gehüllt. Daher hat es vielleicht einiges Interesse, auf die Herstellung desselben noch etwas näher einzugehen.

Vorausgeschickt sei, dass die oben angeführten Sträucher in einem neu aufgebrochenen Lande am besten gedeihen und sehr sorgfältiger Pflege bedürfen. Im ersten Jahre wird die Anlage durch Zerschneidung der Wurzeln in acht Centimeter lange Sprösslinge, welche wieder einzeln verpflanzt werden, erweitert. Die Ernte beginnt dann erst im fünften Jahre, nachdem die alljährlich bis zur Wurzel abgeschnittenen Sträucher eine Höhe von etwa drei Metern erreicht haben. Die kleinen Stämme werden in fünf Centimeter lange Stücke zerschnitten und längere Zeit hindurch mit dem Dampfe kochenden Wassers in abgeschlossenen Räumen erweicht; die Rinde lässt sich dann leicht abstreifen. Diese wird nach der Ablösung sorgfältig gereinigt, getrocknet und schliesslich der innere Bast von der äusseren, zu geringeren Papiersorten benutzten

Schicht getrennt, gekocht und weich geklopft, noch weiteren, geheimnissvollen Reinigungsprocessen unterworfen, gepresst und dann mit Buchweizenasche so lange unter fortwährendem Rühren gekocht, bis alle Zähigkeit geschwunden und ein weicher Brei entstanden ist.

Die Papiermasse für das beste und theuerste japanische Papier ist nun fertig und wird je nach dem Zwecke des Papiers mit verschiedenartigen Zusätzen versehen, so das feine Schreibpapier mit Hausenblase und Reisstärke, das Banknotenpapier ausserdem noch mit gepulverten Weizenhülsen und Kies, während die Masse zur Herstellung von Lederpapier und von wasserdichtem Papier mit dem Oele aus dem Samen einer japanischen Pflanze gesättigt wird.

Bei der weiteren Fabrikation, welche bis jetzt auch nur auf Handarbeit beruht, kommt es zunächst auf die Geschicklichkeit des Arbeiters sehr an, namentlich bei dem Ausstreichen der Papiermasse. Diese wird nach der Mischung wiederum mit einem langen Stabe so lange gerührt, bis sie eine gewisse Festigkeit erlangt hat, so dass man beim Rühren mit jenem ein leises Geräusch hervorruft. Die fertige Papiermasse wird dann herausgeschöpft, in einem länglichen Kasten mit zwei, der Grösse des Papierbogens entsprechenden Rahmen und mit beweglichem Boden von geflochtenem Bambus geschüttet und gleichmässig glatt auf einen Rahmen gestrichen, so dass der Bambusboden bedeckt ist, gepresst, mit Reismehl bestrichen, auf das Trockenbrett gebracht und von der Sonne oder, im Winter, durch künstliche Wärme getrocknet.

Das Trocknen findet auch in der Weise statt, dass die auf Rahmen, welche im Wasser schwimmen, vertheilten, gewalzten oder gepressten und durch Reiben mit Reismehlekleister geglätteten Papierbogen an eine Gypswand zum Trocknen angeklebt werden. Es ist dann später die innere Seite die glatte, und die äussere, der

Luft und Sonne zugekehrte ist die mit Fasern durchzogene rauhe. Nachdem die Bogen getrocknet sind, werden sie mit einem Achat, Polierstein oder Knochen glatt und glänzend gemacht. Ein gewandter Arbeiter vermag an einem Tage hundertundzwanzig Bogen Glätte und Glanz zu verleihen.

Die Zubereitung ist also im Vergleich zu der bei uns üblichen ausserordentlich umständlich, namentlich deshalb, weil keine Maschine fördernd eingreift und das japanische Papier nur durch Handarbeit hergestellt wird.

Auch die Palmblätter, welche nur in den Klöstern und Kirchen für religiöse Zwecke als Papier dienen, bedürfen einer ähnlichen Zubereitung. Nachdem sie in lange, breite Streifen zerlegt und beschnitten sind, werden sie mit siedendem Wasser oder mit Milch gesotten, getrocknet, gepresst und mit hartem, scharfkantigen Holze glatt gerieben. Zu gewöhnlichem Gebrauche dienen die Blätter der Palmyra-Palme, für besonders heilige Schriften die der Talipotpalme, welche wir in Ceylon kennen gelernt haben. —

An diese kurze Schilderung der japanischen Papierfabrikation gestatte ich mir, noch einige Worte über die japanische Malerei zu knüpfen.

Der japanische Künstler, welcher von jeher nur mit Pinsel und Tusche in einer, jede spätere Aenderung durch Uebermalen oder Radiren ausschliessenden Weise schrieb und zeichnete, erwarb sich dadurch allmählich eine solche Sicherheit des Auges in der Auffassung und der Hand in der Pinselführung, dass er die von uns an den alten japanischen Bildern bewunderte Technik und Kunst entfalten konnte.

Dazu kam, wenn wir hier gleich die Vorzüge des der Malerei nahe verwandten, altjapanischen Holzschnitt- und Kupferbilddruckes hervorheben wollen, dass dem Zeichner und Stecher auch der Drucker in Sorgfalt bei Ausübung

seiner Kunst ebenmässig zur Seite stand, und dass das vorzügliche japanische Pflanzenpapier die Schönheit des Druckes viel mehr zur Geltung brachte, als unser Maschinenpapier.

Die Holzschneidekunst haben die Japaner, wie schon früher bemerkt wurde, von den Chinesen übernommen, dann aber selbstständig weiter vervollkommnet, so dass die handwerksmässige Maschinenarbeit von ihnen schon im Anfange des siebzehnten Jahrhunderts zu einer wahren Kunstleistung emporgehoben wurde. Ihre Holzschnitte aus jener Zeit zeigten schon neben dem Schwarzdruck auch einfarbigen Buch- und selbst vielfarbigen Bilddruck.

Jeder hervorragende Künstler bildete seine eigene Schule. Die Leistungen der Angehörigen derselben wurden dadurch immer weiter gesteigert, dass sie bei den kunstverständigen Japanern stets Anerkennung und Absatz fanden, so lange sie sich nicht von der Natur entfernten und ihre grösste Kunst in treuer Nachahmung der Natur zeigten.

Mit der Vielseitigkeit, welche wir bei den Zeitgenossen von Hans Sachs und von Michel Angelo bewundern, leisteten die grössten Künstler der verschiedenen Schulen aus der Zeit der japanischen Renaissance auch im Holzschnitt und Buntdruck ausserordentliches.

Moronobu und Sukenobu, die Repräsentanten derselben aus dem achtzehnten Jahrhundert, schilderten uns in treuer Nachbildung nicht nur das Familien- und Volksleben ihrer Zeit mit der den japanischen Malern eigenen Bevorzugung der Frau in allen möglichen Lebensstellungen und Situationen (der erstere in einem dreibändigen, mit zahlreichen Illustrationen geschmückten Werke, „Hundert japanische Frauen“ betitelt); sie zeigten uns nicht nur die Grazie und Anmuth des Weibes, sondern stellten auch, mit der Treue und Gewissenhaftigkeit des Botanikers und Zoologen von Fach Japans Pflanzen und Thiere in reich

belebten Landschaftsbildern dar. Ebenso schildert Hokusai, ein erheblich jüngerer, ausgezeichneter Maler, in einem mehrbändigen Bilderwerke das Volks- und Strassenleben in Japan mit dem Pinsel eines Hogarth.

Ausserdem spielt, wie in allen japanischen Künsten, so auch in der Malerei, das Dekorative eine grosse Rolle.

Neben der belebten Natur, welche wie von dem Moment-Photographen aufgenommen erscheint, neben der feinen Farbenabtönung und den gefälligen Formen sehen wir auf diesen Bildern auch jene vollendete Ornamentik und dekorative Kunst ausgeprägt, welche dem Holzschnitzer, dem Goldschmidt, dem Architekten, dem Töpfer und Weber die Vorbilder für ihre früher geschilderten, unübertrefflichen Leistungen liefern.

Nach dieser Abschweifung kehre ich wieder zu meinem Ausfluge nach Osi zurück.

Die Lage des Ortes ist herrlich. Vor demselben gelangt man auf eine bedeutende Anhöhe, von welcher aus man, den Blick über das zu den Füßen liegende, langgestreckte Dorf hinweg in die weite Ferne richtend, eine prachtvolle, durch ihren Farbenreichtum und ihre weite Ausdehnung berühmte Fernsicht genießt. Viele Meilen weit sieht man nichts als Reisfelder, welche sich hier über eine ungeheuere Ebene ausdehnen, einen eigenthümlichen Reflex unter dem fahlen Himmel in der Perspektive werfen und in kaum sichtbarer Ferne von hohen Bergen, dem Kühlung spendenden Gebirge abgegrenzt werden.

Tritt man den Reisfeldern näher, so bekommt man erst eine Anschauung davon, welche grosse Mühe deren Bebauung dem Landbewohner in Japan macht, welcher alles durch Handarbeit bewältigt.

Um dem „Sumpfreis“ die erforderliche Wasserfülle aus den stets tiefer gelegenen zahlreichen Kanälen zuzu-

führen, welche die Japaner sich durch Verbindung ihrer vielen, das Land fast parallel durchfliessenden Ströme künstlich herstellen, müssen diese tiefe, eng neben einander gelegte Furchen durch das zu bebauende Land ziehen.

Nachdem der schwere Boden mit einem spatenähnlichen Instrumente mühsam umgegraben ist und die harten Schollen mit einem eigenthümlich geformten Holzkegel geklopft sind, wird Wasser aus den Kanälen in die höher gelegenen Furchen hineingeleitet.

Wir bekommen hier zwar nicht die Noriah's der Andalusier, noch auch die an der Nordküste Afrika's gebrauchten, primitiven Bewässerungsmaschinen der Araber zu sehen, welche ich in einer anderen Arbeit (Tunis und seine Umgebung, 1888) beschrieben habe, doch geben diese vermuthlich uralten Maschinen der Japaner jenen Schöpfrädern an Einfachheit nicht viel nach.

An dem hohen Uferrande des Kanals stellt der Kuli in Zwischenräumen von fünfzig bis hundert Schritten hölzerne Drehscheiben auf, welche er sich selbst angefertigt hat, und die von ihm selbst, bezüglich von einem Rinde oder Pferde (in China, dem Reislande κατ' ἐξοχήν, von dem sogenannten Wasserbüffel, einem riesenstarken, plumpen, graugefärbten, sehr nützlichen Hausthiere) in Bewegung gesetzt werden. Dieselben treiben durch ein Zahnradsystem je eine Kette von Holzschotten, welche in einer in den Kanal hinabführenden Holzrinne laufen und eine nach der anderen das Wasser über den Uferrand emporheben und in den Hauptbewässerungskanal ergiessen. Aus diesem fliesst es dann durch sämtliche Furchen den Reisfeldern in so reichem, für deren Gedeihen allerdings nothwendigen Maasse zu, dass diese schliesslich Sümpfen gleichen.

Ebenso mühsam, wie das Bebauen des Feldes, ist auch die Ernte.

Mit scharfem Messer schneidet der Kuli die etwa Federspule-dicken, harten Halme des nach vier Monaten reifen Reises ab, spült sie an den Kanälen, lässt die Aehren auf Matten vollständig trocknen und drischt sie dann auf der Tenne oder auf einem langen Tische durch einfaches Schlagen mit einem langen Holze aus. In China wird das Dreschen vielfach durch den Wasserbüffel besorgt, welcher die Reiskörner austritt. Schliesslich worfelt der Japaner den Reis, auch wieder durch Handarbeit, indem er ein grosses, an drei Stangen hängendes Sieb, in welches er ihn hineingeschüttet hat, mit grossem Geschick in eine schwingende Bewegung versetzt und dadurch den Reis von der Spreu absondert.

Dies ist mit wenigen Worten die mühsame Art der Reisgewinnung seitens des japanischen Ackerbauers. —

Nachdem wir uns an dem hübschen Fernblick über die meilenweit ausgedehnten Reisfelder geweidet, verliessen wir die Höhe, gingen in das Dorf, nahmen einen kleinen Wasserfall in Augenschein und erstiegen dann einen südlich vom Dorfe gelegenen Berg.

Der darauf befindliche Tempel interessirte mich weniger, da er sich nicht wesentlich von den Dutzenden von Tempeln, welche man täglich sieht, unterscheidet. Aber der Weg dorthin wie auch der Rückweg boten sehr viele hoch interessante Aussichtspunkte. Im Walde befand man sich plötzlich an einem steilen Abhange und blickte in eine romantisch gelegene, tiefe Schlucht, in welcher sich ein blinkender Bach durch dichten Laubwald schlängelte. Mit einiger Schwierigkeit abwärts kletternd, kamen wir endlich an eine Lichtung und gelangten auf einem steilen Fusspfade abwärts zum Grunde des Thalkessels. Der schon von oben gesehene Waldbach verlor sich in der Tiefe zwischen Laub und dunkeln Schatten, und die einschliessenden Bergeshöhen, der lichte Himmel darüber schufen zusammen ein farbenprächtiges

Bild. Das Wasser murmelte so geschwätzig, dass man unwillkürlich nach der Mühle ausschaute und ein deutsches Lied sich auf die Lippen drängte.

Aeusserst befriedigt verliess ich, auf steilen Pfaden wieder emporkletternd, den schattigen Wald, und wir schritten eiligst dem Dorfe entgegen zum Bahnhof, kamen aber zu spät, um den Zug noch zu erreichen, der eben abfuhr. Da wir zu müde waren, um den Rückweg wieder zu Fuss zurückzulegen, so waren wir auf die Yinrikisha angewiesen und fuhren auf einem zwar schmalen und holperigen, aber mit einer herrlichen Umgebung von der Natur reich ausgestatteten Wege über Uyeno, das Ausstellungsterrain von Tokio, wo uns vorzügliches Bockbier kredenzt wurde, nach Hause. —

In der zweiten Hälfte des August unternahm ich mit einem befreundeten Herrn einen zweiten auf zwei Tage berechneten Ausflug nach der, etwa acht Meilen von Tokio entfernten, im Ocean gelegenen Insel Enoschima.

In aller Frühe fuhren wir mit dem ersten Zuge nach Yokohama und begannen vom deutschen Klubhause aus in dort bereit stehenden, vorher bestellten Yinrikishas mit je zwei Mann Bespannung die Tour.

Auch die drückendste Hitze hält man unter ausgespanntem Schirm, im Wagen dahinsausend aus. Der erste Theil des Weges war ganz besonders holperig und die Strasse sehr schmal. Aus einem Chaos von Gassen gelangten wir endlich in das Freie und durchfuhren auf einem von Reisfeldern eingefassten Wege ein liebliches von schön gezeichneten Bergen eingefasstes Thal, bis wir nach einstündiger Fahrt in Seki am ersten Theehause Halt machten.

Mehr wie wir, bedurften die Kurumas, von uns in Nachahmung der bei den Eingeborenen gebräuchlichen Bezeichnung meistens „Kurmeiers“ genannt, welche die

ganze Strecke im vollen Trabe zurückgelegt hatten, einer kleinen Erholung und Stärkung. Der auch hier ohne Zucker und sonstige Zuthaten gereichte Thee wird in Japan im allgemeinen nicht nach bestimmter Taxe, sondern nach Belieben bezahlt.

Nach einer halben Stunde ging es weiter in das Gebirge hinein. Kaleidoskopisch wechselten die Bilder ab, welche sich uns rechts und links auf unserem, in vielfachen Krümmungen sich schlangenförmig bergauf und bergab windenden Wege darboten. Bald ging es in tiefen Hohlwegen zwischen dichtem, schattigem Laube steil empor, bald erblickte man auf der einen Seite tiefe Schluchten, zu denen man sich langsam hinabwand, auf der anderen Seite das weite Meer, das uns verlockend zur Heimfahrt winkte. Ging es steil bergauf, so stiegen wir aus, schritten langsam zur Höhe empor, mit dem Inhalte der mitgenommenen Feldflaschen uns befreundend, und erfreuten uns dann, auf der Höhe angelangt, regelmässig einer Waldschluchten und Gebirgsparthien umfassenden Fernsicht, welche östlich in den grossen Ocean auslief und an dem grenzenlos verschwimmenden blauen Horizonte endete.

Gegen Mittag kamen wir endlich in Kanasawa, einer kleinen Stadt an einem Meeresarme an, wo Mittagspause gemacht wurde. Im Wirthshause setzte man uns Fisch, Fleisch und Eierspeisen vor. Alles war recht schmackhaft zubereitet. Dazu wurde eine der mitgenommenen Flaschen Rothwein geleert. Dann brachen wir schnell auf, um eine alte berühmte Statue aufzusuchen. In der Nähe dieses Ortes befindet sich nämlich eines der grössten Standbilder des Gottes Buddha, welches wir in Augenschein nehmen wollten.

Auf einer Reihe steinerner, schon sehr ausgetretenen, von hohem Alter zeugenden Stufen steigt man zu diesem, einer kolossalen Bronzefigur, welche eine sitzende oder



Daibuts, kolossale Buddha-Statue von Bronze aus dem 13. Jahrhundert.

vielmehr die in Japan so beliebte, hockende Stellung einnimmt, empor.

Wie Pygmäen erscheinen diesem Hintergrunde gegenüber die Priester, von denen man hier empfangen wird. Einer von ihnen stellt sich auf den Daumen der Statue und erscheint, von unten gesehen, kaum so gross, wie ein Glied des gekrümmten Fingers. Die Haltung der Riesenstatue ist trotz der hockenden Stellung, die Arme auf die zusammengeschlagenen Schenkel leicht gestützt, eine sehr würdige; die edelen Gesichtszüge sind fein modellirt, und der eherne Kimono gleitet in gefälligem Faltenwurf, die Brust freilassend, von den Riesenschultern nieder. Ueber fünfzehn Meter ragt der Oberkörper empor, und die Distance von Knie zu Knie beträgt fast elf Meter. Das gewaltige Haupt mit einer Gesichtslänge von mehr als zweieinhalb Metern ist mit dichten Perlen-schnüren bedeckt und der Gesichtsausdruck ernst und sinnend. Ein japanischer Mathematiker hat später das Gewicht dieser Broncestatue berechnet und dafür die enorme Ziffer von 8,166,739,930 Pfund gefunden!

Dieselbe wird „Daibuts“ genannt und ist bereits im Jahre 1252 errichtet, giebt daher einen handgreiflichen Massstab für Japan's Kunstleistung aus dem dreizehnten Jahrhundert ab.

Die wilde Gebirgslandschaft, in welche dieses groteske Standbild eingefügt ist, übt auch auf den fremden Beschauer einen eigenen Zauber aus. Wie viel grösser muss derselbe bei den frommen Japanern sein, für welche der Daibuts ein berühmtes Wallfahrtsziel ist, an dem zu manchen Zeiten Tausende von Menschen zusammenströmen!

Für die fremden Besucher liegt daselbst ein Buch zum Eintragen der Namen aus. Auch wir zeichneten uns ein und verabschiedeten uns dann mit einem Gefühle der Weihe von diesem, die Spanne von sechs Jahr-

hundertten japanischer Geschichte umfassenden und künden-
denden monumentum, aere perennius.

Weiter schreitend gelangten wir von hier aus nach Verlauf einer Stunde an den Strand des Oceans, längs dessen hier flacher Küste wir dreiviertel Stunden lang flott weiter marschirten, während unsere Jinrikisha's folgten. Die Wellen umspülten unsere Füße und theilten uns wiederholt mehr von ihrem Nass mit, als uns lieb war.

In Katasa, dem Endpunkt unseres ersten Tagesmarsches angelangt, suchten wir den einzigen Gasthof des Ortes auf, dessen Gasträume in dem oberen Stockwerke lagen, während in den Parterreräumen Kurz- und Kleinhandel getrieben und sogar ein Brunnen kurgemäss verabfolgt wurde.

Nach einer gründlichen Reinigung von der Staub- und Schmutzkruste, welche uns im Laufe des Tages allmählich umhüllt hatte, feierten wir bei Fisch und Sake-Bier, dem hier allein vorhandenen Getränk, welches uns in Anbetracht unserer ausgetrockneten Kehlen und der drückenden Hitze ganz gut mundete, in Ermangelung eines edleren Stoffes, da auch unsere mitgenommenen Weinflaschen schon unterwegs geleert worden waren, den Jahrestag der Schlacht bei Gravelotte.

Unsere Schlafstätte fanden wir, in der hier üblichen Weise, in Einzelräumen, so dass für die Nacht jeder sein eigenes kleines Zimmer mit Matte, Polsterunterlage, Wattendecke und Schutznetz gegen die Insekten angewiesen erhielt.

Nach des Tages Last und Hitze schliefen wir so vorzüglich, dass wir am Morgen leider zu spät für unsere Absicht aufwachten.

Die Insel Enoschima liegt nämlich eine halbe Stunde von Katasa entfernt. Kommt man vor fünf Uhr früh am Ufer an, so kann man trockenen Fusses hinüberwandern, weil der Isthmus während der Ebbe ganz trocken daliegt.

Da wir aber als Langschläfer erst nach sieben Uhr das Ufer erreichten, so mussten wir eines der dort zur Ueberfahrt bereit liegenden Boote benutzen und uns, um trockenen Fusses in dasselbe hineinzugelangen, auf dem Rücken des Bootsmannes hockend hinübertragen lassen. Ebenso geschah es auf dem Rückwege.

Die Insel Enoschima erhebt sich etwa dreihundert Fuss hoch, ist bewohnt und hat eine Ausdehnung von höchstens einer achtel Quadratmeile, also etwa die Grösse von Helgoland, der endlich wieder deutschen Nordsee-Insel. Hoch berühmt ist dieselbe durch eine Grotte, welche sich fast unter der ganzen Insel in einer Länge von hundertdreizehn Metern hinzieht. Um zu ihr zu gelangen, muss man zuvor die ganze Insel durchwandern. Da der Weg sehr steil ist, sind zur Bequemlichkeit der Wanderer Stufen in den Felsen eingehauen.

Am Eingang der Grotte, dicht über dem Meerespiegel, ragt der Fels darüber senkrecht zweihundert Fuss hoch empor, und oben stehen mächtige, halbentwurzelte Bäume, welche auf ihrem luftigen Sitze den Anschein erwecken, als ob es nur eines Windstosses bedürfe, um sie herabzustürzen und die unten Stehenden zu zerschmettern. Man kann sich demnach beim Eintritt in die Grotte eines kleinen Grauens kaum erwehren, zumal wenn man erwägt, dass eines der hier so häufigen Erdbeben plötzlich Felsen und Bäume herabstürzen und alles unter sich begraben, sowie den Ausgang der Grotte für immer verschliessen kann.

Am Eingange wie auch weiterhin ist diese zunächst recht geräumig und zehn Meter hoch, wird aber allmählich schmaler und so niedrig, dass man nicht mehr aufrecht gehen kann. Nach circa hundert Schritten theilt sich der Gang in zwei Arme. Den Grösseren derselben verfolgten wir noch fünfzig Schritte weit und gelangten zu einem Tempel, dessen Opferstock wir unseren Tribut darbrachten, um den unbekannten Gott uns milde zu stimmen.

Von hier aus wurde der Gang der Höhle weiterhin so enge, dass wir es vorzogen, wieder umzukehren.

Die ganze Grotte ist jedenfalls sehr sehenswerth, und die matte Beleuchtung wirkt wunderbar auf die Sinne ein. Befindet sich auch hier keine Statue der S. Rosalia, welche in der Grotte des Monte Pellegrino bei Palermo vor hundert Jahren so tief und nachhaltig auf Goethe gewirkt hatte, so macht der Gang durch diese tiefe Felsenhöhle doch einen mächtigen Eindruck auf den unbefangenen Besucher. Wie dort, sickert auch hier an vielen Stellen Wasser aus den Felsenspalten heraus und wird in gleicher Weise wie in der Grotte des Monte Pellegrino abgeleitet. Von Tropfsteinbildungen konnte ich nirgends etwas entdecken und auch keine genügende Erklärung über Ursprung und Bildung dieses kleinen Naturwunders von den Gelehrten von Yokohama und Tokio erhalten.

Bei der Rückkehr fanden wir auf dem wasserfreien Theile des Ueberganges zur Insel zahlreiche Muscheln, fast nur Perlmutter, deren wir einige Exemplare zum Andenken mitnahmen.

Um zehn Uhr waren wir wieder in unserem Gasthause angelangt und traten sofort die Heimreise an. Wir schlugen auf dieser einen anderen Weg ein als auf der Herfahrt, indem wir die direkte Strasse nach Yokohama wählten. Es war dies die durch das ganze Reich längs der Hauptorte sich hinziehende, unseren heimischen Chausseen ähnliche, nur bedeutend schmälere Hauptstrasse, welcher wir, der *via Appia Japans*, in allen Theilen der Insel wieder begegnen.

Erwähnenswerth ist für die Rückfahrt noch die Stadt To-Tsu-Ka, „Totska“ ausgesprochen, deren Hauptstrasse wohl eine halbe Meile lang ist. Am Ausgange dieses Ortes hielten wir zwei Stunden Mittagsruhe in einem Theehause, bei Schwarzbrod, Speck und Bier, welches uns von zarter Hand verabreicht wurde. Nachmittags um vier

Uhr befanden wir uns im Klubhause von Yokohama, woselbst wir einige Bekannte begrüßten, und langten gegen sieben Uhr mit unseren gesammelten Schätzen wieder bei den heimischen Penaten in Tokio an.

Im Anschluss an diese zweite Entdeckungsreise, welche mir so manches Interessante bot, theile ich hier ein ächtes Stück aus der älteren japanischen Geschichte in möglichst wortgetreuer Uebersetzung mit, von dem ich auf dieser Reise zuerst gehört hatte und welches meines Wissens nach nirgends veröffentlicht ist.

Es stammt aus jener Zeit, in welcher der Shogun mit kräftiger Hand und rücksichtslos ausgeübter Macht seine Unterfeldherrn zu Unterkönigen gemacht und in absolute Abhängigkeit von sich gebracht hatte. Um dieselbe voll würdigen zu können, dürfte es angezeigt sein, zuvor den Charakter jener Zeit in kurzem, geschichtlichem Rückblick zu zeichnen.

Obwohl die beglaubigte Geschichte Japans sehr alt ist — das älteste japanische Geschichtswerk, genannt Kojiki, das heisst „Bericht über alte Dinge“, ist im Jahre 712 n. Ch. erschienen und behandelt in drei Bänden die Geschichte seines Herrscherhauses, im ersten die mythische Vorzeit und den Ursprung desselben von der Gottheit, in den beiden anderen Bänden die Zeit vom Jahre 660 v. Ch. bis 628 n. Ch. — so lassen sich die Hauptmomente derselben doch, kurz zusammengedrängt, mit wenigen Worten schildern.

Nach Gründung der Dynastie wurde das Reich von der südlichen Insel Kiushiu aus nach Norden hin allmählich erobert und von einer kriegerischen Kaiserin schon im dritten Jahrhundert n. Ch. das Schwert siegreich nach Korea hinübergetragen. Im sechsten Jahrhundert traten die Buddhapriester auf und gewannen allmählich die Herr-

schaft über den landesüblichen Kamidienst, die Shinto-Religion. Im achten Jahrhundert wurde Kiôto von dem fünfzigsten Mikado gegründet und zur Residenz erhoben. Durch die Einführung chinesischen Ceremoniell's verweichten Kaiser und Volk, Korea ging verloren, und statt des Mikado, welcher fortan, mit kurzen Unterbrechungen durch einige thatkräftige Herrscher, nur das geistliche Oberhaupt war, herrschten die Buke (der Militäradel) und die Kube (der Hofadel), deren Führer sich abwechselnd den Rang streitig machten. Von den letzteren trat schon im siebenten Jahrhundert die Familie der Fujiwara an leitender Stelle auf, dieselbe, welcher auch die gegenwärtige Kaiserin entstammt, von den ersteren das Geschlecht der Taira.

Unter den Familien, welchen das Amt des „grossen Generals, der die Barbaren (die Aïno's) züchtigen sollte“ des „sei-i-tai-shogun“ übertragen wurde, ragte bald die Familie Minamoto hervor, welche dieses Amt sieben Jahrhunderte hindurch — mit Unterbrechungen — festhielt und der die grössten Helden der japanischen Geschichte, wie Hachiman Tara und Yoshitsune mit seinem Diener Benke, dem Riesen Goliath Japans, entstammen. Der Bruder von Yoshitsune, Namens Yaritomo, hatte als Shogun 1192 Kamakura, im Westen von Yokohama gelegen, zur Residenz erhoben und seine Heerführer zu Daimiô's, zu Vicekönigen der einzelnen Provinzen gemacht.

Nun folgte eine Zeit der entnervten Schatten-Shogune, während welcher — von 1199 bis 1334 — an ihrer und der Stelle der Daimiô's Regenten oder Shukken aus dem Hause der Hojo regierten. Nach hundert Jahren (1334) trat wieder ein Held aus dem Hause Minamoto auf, Namens Nitta Yoshisada, welcher die Macht der Shukken vernichtete, und dessen Kopf noch jetzt als Vignette des japanischen Papiergeldes dem Gedächtniss des dankbaren Volkes erhalten ist.

Während der nächsten beiden Jahrhunderte bestand das Shogunat des Ashikago aus dem Hause Minamoto. Inzwischen hatte das Christenthum in Japan festen Fuss gefasst. Die der Gegenpartei angehörigen Taira's stürzten die Ashikago's, begünstigten das Christenthum und schickten christliche wie Heiden-Heere nach Korea zur Wiedereroberung dieses Landes. Nach längeren Wirren kam es zum Bürgerkriege, aus welchem Tokugawa Iyeyasu, ein Abkömmling des Hauses Minamoto, in der blutigen Schlacht bei Sekigahara am Biwa-See im Jahre 1600 als Sieger hervorging. Er und seine Nachkommen machten Jedo zur Residenz und behielten das Shogunat bis 1868. Nachdem er zur Stütze seiner Macht das Christenthum ausgerottet und dem Mikado alle Gewalt genommen, ihm nur die Schatten-Macht des „Tennô“, welchen kein Sterblicher sehen dürfe, gelassen hatte, drückte er auch die Macht der Kube's herunter.

Während bis dahin der Shogun, wenn er auch in Wirklichkeit die Gewalt in Händen hatte, rechtlich nur als erster Minister, Daijo-Daijin (spr. Daïtscho Daïtschin, das heisst Minister-Präsident) des Mikado galt, machte er sich thatsächlich zum Herrn, zum Kubo-Soma, dem Besitzer und Herrscher der acht Stammprovinzen, und vertheilte die ihm treu ergebenden Vasallen, welche er zu Daimiô's machte, unter die Kokushio, die Fürsten der einzelnen Provinzen. Ausserdem wies er seinen achtzigtausend Hatamoto's eine bevorzugte Stellung unter den Samurai's an und fügte geschickt das ganze Feudalsystem der Lehnsherrschaft so zusammen, wie wir es noch im Jahre 1868 sahen. Seine Vasallen, die Daimiô's, zwang er dazu, jedes zweite Jahr in Jedo zu wohnen und ihre Familien in der eigenen Abwesenheit als Geiseln für ihre Treue in ihren Burgen in Jedo zurückzulassen. Furcht und Spionage fesselten das ganze Land und erhielten es in steter Abhängigkeit vom Shogun.

Auch die Vernichtung des Christenthums wurde durch Erweckung von Argwohn gegen dessen Anhänger, nämlich in Folge von niederträchtigen Einflüsterungen der Holländer und Engländer, welche die Portugiesen aus Brotneid vertreiben und zu Grunde richten wollten, herbeigeführt. In den Samurai's wusste der Shogun den Stolz und Hochmuth der privilegierten Schwertträger wachzurufen und sie enge an seine Person zu fesseln, während das Volk in schwerer, drückendster Abhängigkeit erhalten und ausgepresst wurde.

Nachdem Tokugawa, eine trotz seiner einzelnen Schwächen bedeutende Persönlichkeit mit eminenten Herrschergaben, gestorben und in dem Tempelhain von Nikkô begraben war, machten ihn die Priester zum Schutzgeist des Landes und versetzten ihn unter die Götter.

In diese Zeit nun, in den Anfang des siebzehnten Jahrhunderts, fällt die hier folgende Geschichte, in welcher der Treue der Dienstmänner gegen ihren Herrn wie auch den Eigenthümlichkeiten der altjapanischen Rechtspflege ein Denkmal gesetzt wird, die

Geschichte der siebenundvierzig Ronin.

In einer Vorstadt Tokio's, Takanawa mit Namen, liegt, inmitten alter Bäume versteckt, der „Bergquellen-Tempel“, Sengkuje genannt, der wegen der hier befindlichen Gräber, in welchen die „siebenundvierzig Ronin“ begraben liegen, in ganz Japan berühmt ist. Auf der linken Seite des Haupthofes dieses Tempels sieht man eine Kapelle, in welcher die nachgebildeten Statuen der siebenundvierzig treuen Männer und ihres Herrn, in halber Lebensgrösse aus Holz geschnitzt, aufgestellt sind.

Unmöglich können, obwohl dies von den gläubigen Japanern behauptet wird, alle Gesichter den Lebenden

treu nachgebildet sein, aber wahr ist es, dass die Gestalten viele Kunstfertigkeit verrathen. Vermuthlich ist die Nachbildung jener Männer eine gut gelungene Leistung der Priester, welche ihren Tempel dadurch zu einem berühmten, viel besuchten Wallfahrtsorte gemacht und sich selbst durch die ihnen dargebrachten Opfergaben eine bequeme, nie versiegende Einnahmequelle verschafft haben.

In der Nähe dieser Kapelle liegt, halb von Farrenkräutern verdeckt, eine Quelle, in welcher, wie eine Tafel lehrt, einstens der Kopf des Ermordeten gewaschen wurde, und in der noch heute niemand seine Hände und Füße waschen darf. Etwas weiter bergauf befinden sich achtundvierzig, mit entsprechenden Inschriften versehene Grabsteine, unter welchen die Helden der nun folgenden Geschichte, wie auch ihr Herr, dessen Tod sie rächten, dieser durch ein grösseres, etwas abseits stehendes Steindenkmal kenntlich, begraben liegen.

Im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts lebte ein Fürst (Daimiô) Namens Asano Takumi-no-Kami in der Provinz Harima. Damals begab es sich, dass ein kaiserlicher Gesandter vom Hofe des Mikado zum Shogun nach Jedo geschickt wurde und dass man den genannten Asano und einen anderen Edelmann, Namens Kamei Sama, beauftragte, den Gesandten zu empfangen und ihm die Honneurs zu machen.

Ein hoher Beamter, Kira Kotsuke-no-Suke mit Namen, sollte jene Beiden über das bei solchen Gelegenheiten herkömmliche Ceremoniell belehren. Zu diesem Zwecke mussten beide Edelleute täglich nach den Schlosse gehen, um die Belehrungen anzuhören.

Die bei solchen Gelegenheiten üblichen Geschenke, welche die beiden Edelleute dem Kotsuke brachten, schienen diesem, der ein äusserst habsüchtiger Mann war, viel zu gering und erfüllten ihn gegen dieselben mit Aerger und Hass. Daher gab er sich bei den Belehrun-

gen nicht die erforderliche Mühe, sondern trieb seinen Spott mit jenen.

Takumi ertrug zunächst alles mit Geduld, aber Kamei, der hitzigeren Temperamentes war, fühlte sich empfindlich verletzt und entbrannte dermassen von Rachegefühlen, dass er beschloss, den Kotsuke zu tödten.

Eines Abends, nach Verrichtung seiner Pflichten beim Shogun, kehrte er in sein Schloss zurück, rief seine Vertrauten und Räthe zusammen und theilte ihnen die ihm widerfahrenen Beleidigungen mit.

„Das ist“, sagte er, „gegen Anstand und Sitte, und ich fühlte bereits Lust, ihn im Palast niederzustossen. Da aber“, so fuhr er fort, „dadurch nicht nur mein eigenes Leben verwirkt, sondern auch meine ganze Familie und alle meine Vasallen ruinirt worden wären, so habe ich beschlossen, ihn morgen ausserhalb des Schlosses zu erschlagen, denn ein solch elender Despot ist eine Plage für das ganze Land. Dieser Entschluss steht bei mir fest, und alle eure etwaigen Gegenvorstellungen würden nichts nützen.“

Nun war einer der Vertrauten ein Mann von gutem Urtheil, und da er sah, dass jede Einrede vergeblich sein würde, so sprach er: „Eurer Herrlichkeit Worte sind für mich ein Gesetz. Euer Diener wird demgemäss alle Vorbereitungen treffen, und wenn Eure Herrlichkeit zu Hofe geht und dieser Kotsuke wieder beleidigend werden sollte, so mag der Tod sein Lohn sein.“

Kamei war mit dieser Rede wohl zufrieden und erwartete mit Ungeduld den kommenden Tag, damit er an seinem Feinde Rache nehmen könne. Aber der treue Rathgeber erwog die von seinem Fürsten beabsichtigte That reiflich, und da kam ihm der Gedanke, dass sich der Geizhals durch eine angemessene Bestechung vermuthlich zu anderem Betragen bestimmen lassen würde. So raffte er denn so viel Geld, als irgend möglich, zusammen, ritt

mit einem Diener noch denselben Abend nach dem Schlosse und redete zu den Leuten Kotsuke's etwa Folgendes: „Mein Herr fühlt sich dem Herrn Kotsuke zu grossem Danke verpflichtet, da dieser sich mit seinen Belehrenungen so viele Mühe gegeben hat. Was ich hier bringe, ist nur ein geringfügiges Geschenk, welches mein Herr sendet; aber er hofft, dass Seine Herrlichkeit sich herablassen werde, es anzunehmen, und er empfiehlt sich selbst der Gnade Seiner Herrlichkeit.“

Und nun übergab er tausend Unzen Silber für Kotsuke und hundert Unzen zur Vertheilung unter seine Leute. Als die Letzteren das Silber erblickten, da erglänzten ihre Augen, und sie dankten mit grosser Beredsamkeit. Dann baten sie den Rath, ein wenig zu warten, gingen zu ihrem Herrn und erzählten ihm von dem herrlichen Geschenke, welches mit so schöner Botschaft von Kamei angekommen sei.

Kotsuke war entzückt, liess den Rath in eines seiner Gemächer treten, dankte ihm auch seinerseits sehr warm und versprach, seinen Herrn am anderen Tage sorgfältig über alle weiteren Punkte der Etiquette zu belehren.

Der Rath freute sich über das Gelingen seines Planes und kehrte vergnügt nach Hause zurück.

Als Kotsuke am nächsten Tage Kamei entgegentrat, zeigte er ein ganz verändertes Benehmen und grosse Höflichkeit.

„Sie sind schon früh zu Hofe gekommen, mein Herr Kamei“ sagte er, „ich kann ihren Eifer nicht genug rühmen. Ich werde die Ehre haben, heute Ihre Aufmerksamkeit auf andere, noch nicht berührte Punkte der Etiquette hinzurichten und muss Eure Herrlichkeit ersuchen, mein früheres Benehmen zu entschuldigen, durch welches ich Ihnen gewiss sehr unhöflich erschienen bin. Leider habe ich ein sehr grobkörniges Temperament und bitte Sie, mir alles verzeihen zu wollen.“

Bei diesen Entschuldigungen wurde Kamei's Herz weich, und er unterliess es, seine Rachepläne auszuführen. Auf solche Weise wurde Kamei nebst seinem ganzen Hause durch die kluge Politik seines Rathes vor Unheil bewahrt.

Als nun aber Takumi kam, welcher kein Geschenk übersandt hatte, warf sich Kotsuke's ganze Bosheit auf diesen, und er überschüttete ihn mit spöttischen und beleidigenden Anspielungen.

Doch Takumi schien dies alles nicht zu bemerken und unterwarf sich geduldig allen Befehlen. Seine Nachgiebigkeit hatte leider keine gute Wirkung, sondern rief Kotsuke's Hochmuth und Missachtung immer mehr hervor, bis dieser zuletzt ganz übermüthig ausrief: „Hier, mein Lord von Takumi! Schauen Sie! Das Band meiner Socke hat sich gelöst. Seien Sie so gut, es wieder fest zu binden.“

Takumi hielt trotz dieser Beschimpfung an sich, und da ihm einfiel, dass er in dem Palaste zum Gehorsam verpflichtet sei, so knüpfte er das Band zu.

Kotsuke wandte sich aber verächtlich ab und rief: „Ei, Herr Takumi, wie ungeschickt und plump Ihr seid. Ihr könnt nicht einmal das Band festbinden. Jedermann sieht, dass Ihr ein Bauer vom Lande seid und von den feinen Sitten der Residenz nichts versteht.“ Und mit höhnischem Gelächter verliess er das Vorzimmer.

Aber nun war die Geduld Takami's erschöpft.

„Halt! Einen Augenblick, mein Herr!“ rief er.

„Nun, was wollt Ihr noch,“ fragte Kotsuke und blieb stehen.

Während er sich umdrehte, zog Takumi seinen Dolch und stiess denselben kräftig in den Kopf seines Feindes. Die dicke Hofmütze hemmte indess die Wucht des Stosses, so dass die Folge desselben nur eine Schramme war. Takumi holte zwar zu einem neuen Stosse aus, aber er ver-

fehlte sein Ziel, und der Dolch fuhr in einen hölzernen Pfeiler hinein.

In diesem Augenblicke trat ein Offizier des Kotsuke hinzu, welcher Takumi mit sanfter Gewalt zurückhielt und jenem Gelegenheit zur Flucht gab. Darauf entstand im Palaste ein grosser Tumult. Takumi wurde verhaftet und in einem Gemache bewacht. Nach vorangegangener Erwägung wurde derselbe einem anderen Daimiô übergeben, welcher ihn in seinem Schlosse unter Riegel und Bewachung hielt.

Sehr bald erfolgte nach beendigter Berathung das Urtheil, „dass Takumi, weil er innerhalb der Mauern der Residenz des Taikun einen anderen Mann angegriffen und verwundet habe, Harakiri vornehmen, dass heisst, sich selbst den Leib aufschneiden und sich tödten müsse; dass ferner seine Güter confiscirt und seine Familie degradirt werden solle.“

Diesem gesetzlichen Urtheilsspruche musste sich Takumi unterwerfen und führte das Harakiri aus. Sein Schloss wurde confiscirt und seine Vasallen wurden Ronin's. Einige traten in fremde Dienste, andere wurden Händler oder Handwerker.

Der vornehmste Rathgeber des Takumi, Namens Oischi Kuranasuke, schloss mit sechsundvierzig anderen Anhängern einen Bund, in der Absicht, den Untergang seines Herrn zu rächen. Er schmiedete mit seinen Genossen alle möglichen Rachepläne, aber Kotsuke war durch ein Corps bewaffneter Männer, welche ihm von seinem Schwiegervater geliehen worden waren, so gut bewacht, dass sie mit Gewalt nichts ausrichten zu können glaubten. Sie trennten sich daher in verschiedene Trupps, verkleideten sich theils als Zimmerleute, theils als andere Handwerker oder Händler, und der Anführer ging nach Kiôto und baute dort ein Haus.

Dann begann er hier ein wildes Leben zu führen,

besuchte Häuser von schlechtestem Rufe und gab sich dem Trunke hin, ja er verstieß sogar seine Frau mit einigen Kindern, alles dieses, um in den Ruf eines verkommenen, ganz liederlichen Menschen zu kommen, der nicht im entferntesten an Rachepläne dächte.

Kotsuke meinte wohl, dass dem Oischi nicht zu trauen sei, und schickte deshalb seine Späher nach Kiôto, um sich über alles, was dieser vornahm, genauen Bericht erstatten lassen zu können. Oischi vermochte es jedoch, durch Hinterlist den Kotsuke gründlich hinter das Licht zu führen und seine Wachsamkeit einzuschläfern. Er liess sich eines Tages, da er scheinbar betrunken aus einer Spelunke heimkehrte, mitten auf die Strasse fallen und schlief ein.

Die Vorübergehenden lachten und spotteten über ihn und riefen: „Seht diesen treulosen Menschen! Er ist ein betrunkenener Narr und Feigling und unwürdig des Namens eines edlen Samurai. Oh, Schande über ihn, der nicht das Herz hat, seinen Herrn zu rächen!“

Als Kotsuke dies alles hinterbracht worden war, da wurde er ruhiger und fühlte sich vor jeder Gefahr sicher. Er schickte nunmehr die Hälfte seiner Leibgarde fort und liess in der Wachsamkeit nach.

Inzwischen gingen Oischi's Mitverschworene insgeheim nach Tokio, bewirkten dort, dass sie als Arbeiter oder Hausirer Zugang zu Kotsuke's Wohnung erhielten und unterrichteten sich auf diese Weise von dem Bauplan des Hauses und von dessen verschiedenen Räumen. Als aus den von Tokio kommenden Nachrichten ersichtlich wurde, dass Kotsuke völlig arglos und sicher gemacht sei, da triumphirte Oischi, weil nun der Tag der Rache nicht mehr fern war.

Nachdem ein Sammelplatz der Verschworenen verabredet worden, floh Oischi heimlich aus Kiôto und täuschte seine Spione. Die siebenundvierzig Männer fassten nun

ihre Beschlüsse und warteten ruhig den richtigen Zeitpunkt ab. Dieser trat endlich am späten Abend eines rauhen Dezembertages ein, als heftiger Schneefall Jedermann an sein Haus fesselte und alle Welt auf den Matten ausgestreckt schlief. Die Ronin's erkannten, dass sich ihnen niemals eine günstigere Gelegenheit zur Ausführung ihres Vorhabens bieten würde. So beschlossen sie denn, diese günstige Nacht zu benutzen.

Die ganze Gesellschaft theilte sich in zwei Haufen, und jedem wurde sein Platz angewiesen. Die eine Hälfte griff das Hauptthor an, die andere führte den Ueberfall von der Hinterthüre des Hauses aus. Beide Angriffe wurden auf das Zeichen einer Trommel gleichzeitig ausgeführt.

Mittelst Strickleitern erklimmen die Ronin's die Mauer. Da sie alles schlafend fanden, drangen sie zuerst in das Pförtnerhaus, in welchem die Wachtmannschaften schliefen und fesselten diese, bevor sie sich zur Wehr setzen konnten. Dieselben baten um Gnade für ihr Leben, welche ihnen gegen Herausgabe der Schlüssel auch gewährt wurde.

Nachdem sich nunmehr alle Ronin's im Innern des Grundstückes befanden, schickte Oischi Boten zu den Nachbarn und liess den Leuten Folgendes ankündigen: „Wir, die Ronin's, Takumi's Vasallen, brechen diese Nacht in Kotsuke's Schloss ein, um unseren Herrn zu rächen. Da wir weder Räuber noch Schelme sind, so werden wir den benachbarten Häusern keinen Schaden zufügen. Wir bitten Euch daher, ganz ruhig und unbesorgt zu bleiben!“

Da Kotsuke bei seinen Nachbarn wegen seiner Habsucht verhasst war, so rührten sie sich nicht, um ihm Beistand zu leisten. Damit nun nicht Leute aus dem Hause die Verwandten des Kotsuke zur Hilfe rufen konnten, wurden zehn mit Bogen bewaffnete Männer auf das Dach

postirt und ihnen Befehl ertheilt, jeden niederzuschliessen, der den Versuch machen sollte, das Haus zu verlassen.

Als Oischi mit seinen Genossen hierauf das Haus stürmte, erwachten die Dienstmänner und stürzten den Angreifern mit gezogenen Schwertern entgegen, um ihren Herrn zu vertheidigen. Sie wurden aber niedergehauen, während Kotsuke sich mit seiner Familie auf die Veranda flüchtete. Nachdem aller Widerstand gebrochen war, suchten die Ronin's diesen und fanden ihn endlich in einer Kammer, aus welcher sie den heftig Zitternden hervorzo- gen. Man erkannte ihn genau an der Narbe, welche der Stoss ihres Herrn an seiner Stirn zurückgelassen hatte.

Da mithin jeder Irrthum ausgeschlossen war, so fiel Oischi vor ihm auf die Kniee und redete den alten Herrn sehr respectvoll folgendermassen an:

„Hoher Herr, wir sind die Dienstmänner des Takumi. Im vorigen Jahre hatten Eure Herrlichkeit und unser Herr und Meister einen Streit im kaiserlichen Palaste, in- folge dessen unser Herr zum Harakiri verurtheilt und nebst seiner Familie degradirt wurde. Wir sind nun diese Nacht hierher gekommen, um ihn zu rächen, wie es die Pflicht treuer Vasallen ist. Ich bitte Eure Herrlichkeit, die Nothwendigkeit unseres Vorsatzes anzuerkennen. Und nun ersuchen wir Euch, zur Sühne an Euch selbst das Harakiri vorzunehmen. Ich werde die Ehre haben, Euch dabei behilflich zu sein. Es ist meine Absicht, Eurer Herrlichkeit Kopf, nachdem ich ihn mit gebührender Hochachtung in Empfang genommen haben werde, auf dem Grabe unseres Herrn Takumi als Sühneopfer nieder- zulegen.“

So behandelten die Ronin's den Kotsuke mit Rück- sicht auf seinen hohen Rang mit der grössten Höflichkeit. Sie ersuchten ihn wiederholt, das Harakiri zu vollziehen, aber er blieb sprachlos, feige und zitternd sitzen. Als Oischi endlich sah, dass es vergeblich sei, ihn zu bewegen,

den freiwilligen und ehrenvollen Tod eines Edelmannes zu sterben, warf er ihn zu Boden und schnitt ihm mit demselben Schwerte den Kopf ab, mit welchem sein Herr sich den Tod gegeben hatte.

Darauf legten die Ronin's den Kopf ihres Feindes in einen Eimer und traten ihren Rückzug an. Bevor sie aber gingen, löschten sie vorsichtig alle Lichter aus, damit nicht etwa durch Zufall eine Feuersbrunst entstände, durch welche die Nachbarn hätten Schaden erleiden können.

Gegen Morgen zogen sie nach Takanawa zu dem Tempel Sengkuje. Alle Hausbewohner traten hervor und beglückwünschten die schrecklich mit Blut bespritzten Männer. Als sie an dem Grabe ihres Herrn angekommen waren, wuschen sie in der nahen Quelle den Kopf seines Feindes und legten ihn auf dem Grabe nieder, worauf sie mitsammt den Priestern Gebete sprachen und Weihrauch verbrannten. Darauf gaben sie alles Geld, welches sie besaßen, dem Abt und baten ihn, sie, nachdem sie Hara-kiri gemacht haben würden, ehrlich zu begraben, was dieser auch zu thun versprach.

Dann setzten sie sich nieder und warteten ruhig auf den Urtheilsspruch. Noch im Laufe des Tages wurden sie vor den obersten Gerichtshof berufen, und der alsbald über sie gefällte Urtheilsspruch lautete folgendermassen: „Sintemalen Ihr, ohne die Ordnung und Würde dieser Stadt zu respektiren und ohne die Regierung dieses Landes zu fürchten, Euch verschworen habt, Euren Gegner um das Leben zu bringen, und sintemalen Ihr mit Gewalt nächtlicher Weile in das Haus von Kira Kotsuke-no-Suke eingebrochen seid und ihn ermordet habt, so lautet der Urtheilsspruch dieses Hofes dahin, dass Ihr für dieses freche Beginnen Harakiri vollbringen sollt.“

Die Ronin's wurden nun in Gefängnisse abgeführt, in welchen sie in Gegenwart von Daimio's Harakiri vornahmen. Da sie von vorn herein darauf gefasst waren,

so gingen sie dem Tode muthig entgegen und starben durch freiwilligen Tod als Edelleute. Ihre Leiber wurden neben dem Grabe ihres Herrn beigesetzt. —

Die siebenundvierzig Ronin's empfangen von den Japanern fast göttliche Ehre. Jedenfalls kann man nicht umhin, diesen furchtbaren Heroismus zu bewundern.

Die Gegenstände und Reste von Schriften, welche Bezug auf diese Sache haben, und die von den Ronin's hinterlassen worden sind, werden noch heute als Reliquien in dem Tempel sorgfältig aufbewahrt. —



Siebentes Kapitel.

Provinzen und Bäder von Japan.

Dienstreise durch zwei Regierungsbezirke — Landeseintheilung, Verkehrswege, Produktion — Landeskultur, Boden, Thierwelt — Japanische Bauern, Theehäuser, Gasthausleben, Nesan — Odawara, Mishima, Higonegebirge — Shidzuoka — Tunnel, Mori, Polizeigebäude — Numasu, Hakonegebirge — Fusi-no-jama, Gebirge und Flüsse — Bäder Hakone und Mianoshita — Feste in Tokio — Heimfahrt nach Berlin.

Im zweiten Jahre meines Aufenthaltes in Japan wurde mir während der grossen Sommerferien eine dienstliche, mir einen Einblick in die Fruchtbarkeit und Industrie Japans gewährende Bereisung mehrerer, zwischen dem Gebirge und dem grossen Ocean gelegenen Landesbezirke zur Berichterstattung über verschiedene Verwaltungszweige derselben übertragen. Da ich während dieser, mehrere Wochen dauernden Reise, zu welcher ich Pläne wie ein Generalstabsoffizier gemacht hatte, so manches für Land und Leute Charakteristische beobachtete, so werde ich dieselbe als Schlussbild meiner Skizzen kurz schildern und dabei die Bodenproduktion Japans leicht streifen.

Japan dehnt sich bekanntlich einige hundert deutsche Meilen weit aus. Es war bis zur Reorganisation in elf Landstrassenbezirke (Dô) und in vierundachzig, von Dai-

miôs verwaltete, bezüglich beherrschte Provinzen getheilt, welche sich den natürlichen Grenzen und der geschichtlichen Entwicklung der einzelnen Landestheile möglichst enge anschlossen und für den Geographen sowohl wie für den Kulturhistoriker von grosser Wichtigkeit sind.

Nach der grossartigen, vom Throne herab kühn durchgeführten Revolution vom Jahre 1868 und den auf sie folgenden Empörungen, welche mit dem gut organisirten und von dem bisherigen Berather und Freunde des Kaisers, dem heldenhaften, noch jetzt gefeierten General Saigo geführten Aufstande von Satsuma im Jahre 1877 endeten — nachdem die Feudalherren sämmtlich ihrer fürstlichen Aemter entsetzt, bezüglich mediatisirt worden und an ihre Stelle einfache Regierungsbeamte, nämlich Provinzialdirektoren (Kenrei) getreten, nachdem ferner auch das bisherige Königreich (Han) der Riukiu-Inseln und die besonders verwaltete Insel Jesso in die gleichmässige Eintheilung und Benennung der Landestheile miteingezogen worden waren — wurde das ganze Land in vierundvierzig Departements (Ken), deren jedes ungefähr zwei früheren Provinzen entsprach, mit den drei Hauptstädten Tôkiô, Kiôto und Ôsaka eingetheilt. Der wiederholte Wechsel brachte es mit sich, dass zur Zeit noch jede der alten Provinzen zwei Namen führte.

Die wiederholten Aufstände, deren letzter allein vierzehntausend Todte und zwanzigtausend Verwundete an Opfern gefordert hatte, die im Jahre 1879 nachfolgende Cholera, welche über hunderttausend Menschen hinwegraffte, und Missernten nebst furchtbaren Taifun-Stürmen, welche ganze Flotten von Fischerböten sammt ihren Insassen vernichteten, hatten dem Lande bezüglich der Bevölkerung naturgemäss tiefe Wunden geschlagen, und das zur Deckung der vielen Ausgaben, speciell der Reorganisation des Heeres und der Flotte, neugeschaffene Papiergeld wollte sich keines rechten Kredites erfreuen. Doch

Dank der Energie und der unerschütterlichen Ruhe des jugendlichen Herrschers wurden alle diese schweren Krisen siegreich überstanden, und auch der durch die neuen Handelsverträge gesteigerte Verkehr hob allmählich wieder den Wohlstand und die Steuerkraft des Landes.

Nun hatte ich den Auftrag, zwei dieser neuen Regierungsbezirke, welche gerade fünf der alten Stammprovinzen und zugleich den betriebsreichsten Theil des Landes umfassten, zu bereisen, die sämmtlichen polizeilichen Einrichtungen in den einzelnen Orten auf ihre Güte zu prüfen und auch auf die Leistungsfähigkeit der Stationsbeamten mein Augenmerk zu richten und dann über alles Beobachtete getreu dem Minister zu berichten.

Bei dieser Gelegenheit lernte ich ein gutes Stück von Japan und einen Theil seiner Städte kennen. Gerade diese Fahrt lehrte mich nicht nur schön gelegene, wasserreiche Landschaften, sowie das prächtige Gebirge und zum Schluss verschiedene Bäder in schönster Lage, sondern auch die Vegetation des Landes, den Fleiss, die Bescheidenheit, Höflichkeit und Reinlichkeit, so wie die industrielle Befähigung seiner Einwohner würdigen und schätzen.

Im August 1886 brach ich in Begleitung meines Dolmetschers Asahina von Tokio auf.

Zur Beurtheilung der Reise sei zunächst das früher Gesagte wiederholt, dass durch ganz Japan eine grössere Heeresstrasse führt, welche zwar an manchen Stellen, namentlich im Gebirge, sehr enge, aber doch passirbar ist.

Die acht Landschaften, in welche die Stamminseln Hondo, Kiushiu und Shikoku eingetheilt waren, konnten bisher nur auf dieser engen, etwa dem alten Rennsteig Deutschlands vergleichbaren, zu Wagen nur auf den Hauptstrecken zu befahrenden Landstrasse bereist werden.

Alle Nebenwege, namentlich die Gebirgsübergänge

und die Grenzen zwischen den einzelnen Provinzen, waren so schlecht, dass sie selbst von den Trägern und Lastthieren nur mit Mühe benutzt werden konnten.

Daher wurden die Reisen der vornehmen Japaner immer nur in der Sänfte, *nori-mono*, oder im Kago (sprich: Kango) gemacht, einem unbequemen Tragkorbe, welchen ich auch in *corpore vili* kennen lernen sollte.

Es lag eben in dem Regierungssysteme der früheren Beherrscher von Japan aus dem Shogunat der Tokugawa, das Land nicht nur nach aussen hin abzuschliessen, sondern auch den Verkehr zwischen den einzelnen Daimiô's zu hemmen. Doch werden nunmehr, zur Belebung des Handels und Verkehrs, allenthalben gangbare Strassen angelegt, was natürlich nur allmählich geschehen kann, und die bedeutendsten Handelsorte werden in absehbarer Zeit sämmtlich durch Eisenbahnen verbunden sein.

Obwohl zwei Drittel des Landes Gebirge und Hochland sind, besitzt dasselbe doch über elftausend Städte und siebenundfünfzigtausend Dörfer. Von den bei uns bekannten Thieren treten Pferd und Rind hier mehr in den Hintergrund, weil beide Thiere hier nicht die vielfache Verwendung wie in Deutschland finden. Namentlich wird das Rind bis jetzt nur als Zug- und Lastthier benutzt. Weder sein Fleisch noch die Milch, gegen deren Genuss der Altjapaner Widerwillen hegt, sind bis jetzt viel zur Verwendung gekommen. Bei dem geringen Fleischgenuss der Japaner ist auch das Schwein daselbst nur spärlich vertreten.

Gegenüber dem Ackerbau, mit dessen Produkten die Bauern ihren Lehnszins Jahrhunderte lang — in Reis — bei ihren Daimiô's erlegten, waren Handel und Gewerbe nicht ebenbürtig und durften bis zur Restauration von keinem Shizoku, also von keinem Mitgliede der privilegierten Klasse betrieben werden. Das ist jetzt freilich anders

geworden, und die ehemaligen Samurai's haben sich vielen Zweigen desselben zugewandt. —

Die bedeutenderen Orte liegen sämmtlich an der Landstrasse, so dass man Japan vollständig kennen lernt, wenn man auch nur auf der Hauptstrasse bleibt. Doch bin ich wiederholt, um meiner Aufgabe ganz gerecht zu werden, von derselben abgebogen und habe mir so einen ziemlich genauen Einblick in die Verhältnisse im Innern des Landes verschafft, welche von denen in Tokio vielfach abweichen.

Vorerst muss man wissen, das hier alles, was Polizei heisst, in der Hand des Staates liegt, da es in Japan keine städtische oder Kommunal-Obrigkeit giebt. Die Macht des Staates ist daher, trotz der äusserst geringen Anzahl der Polizeibeamten, auf dem Lande ebenso bedeutend, wie in der Hauptstadt, und die Polizeiorgane sind durchweg gefürchtet. Und doch giebt es Bezirke, welche auf zweihundertneunzig Ortschaften mit einer Einwohnerzahl von hundertvierundzwanzigtausend Seelen nur siebenundfünfzig Polizeibeamten haben. Die Ausdehnung eines solchen Bezirkes, eines ländlichen Polizeireviers, beträgt siebenzehn und zehn Ri, also acht eine halbe und fünf Meilen, in der Länge und Breite. Mehrere Ortschaften sind hier zu einer Sektion vereint und je einem Schutzmann übertragen. Dieser muss demnach, wenn er täglich einen Weg von zehn Ri zurücklegt, fünf bis sechs Tage unterwegs sein, um alle Orte seiner Station zu besuchen. Dass die Japaner trotz dieser an Zahl so geringfügigen Polizei einen so grossen Respekt vor deren Organen haben, spricht ebenso wohl für die Tüchtigkeit der letzteren, wie für den Rechtsinn der Landesbewohner.

Mit wohlgepackten Koffer und die Brust voller Erwartungen benutzte ich die bis jetzt noch einzige Eisen-

bahn Japans*) zur Zurücklegung der ersten fünfundzwanzig Kilometer und verliess dieselbe in dem benachbarten, auch an der Bucht von Tokio gelegenen, von elftausend Einwohnern bewohnten Küstenstadt Kanagawa, um die Reise in einem Bascha, einer Art Kremser, der seine Insassen erbarmungslos zusammenrüttelt, und gegen welchen jede Fahrt auf heimischem Leiterwagen über steinige Landstrasse ein wahres Labsal ist, fortzusetzen. Das Ziel des ersten Tages, Odawara, war vierzehn Ri, also nahezu acht deutsche Meilen entfernt. Viermal wurde unterwegs umgespannt, indess hatten wir, weil sehr früh von uns aufgebrochen war, schon am frühen Nachmittage unser Ziel erreicht und stiegen in einem japanischen Gasthause ab.

Auf der ganzen Fahrt war uns kein unbebautes Land zu Gesichte gekommen, und wir hatten an der sorgfältigen Bestellung sowohl wie an dem guten Stande der Früchte unsere Freude gehabt.

Die Hauptfrucht bildet natürlich allenthalben der Reis. Neben den weiten Reisfeldern sieht man aber auch

*) In den folgenden vier Jahren hat Japan allerdings auch in der Anlage von Eisenbahnen wesentliche Fortschritte gemacht, so dass gegenwärtig (1890) über tausend Kilometer im Bau begriffen, bezüglich geplant sind.

Ausser der alten Bahn Tokio-Yokohama-Koosu und der Strecke Hiogo-Ôsaka-Kiôto erfreut sich die Residenz-Insel noch verschiedener anderer Längs- und Quer-Bahnen. In wenigen Jahren wird man von der südlichen Spitze des Reiches, Kagoshima, die Insel Kiushiu bis Kokura an der Nordspitze, dann den sechs Kilometer breiten Meeresarm Simonoseki auf kühn gewölbter Brücke überschreitend, ganz Nipon von seinem südlichsten Punkte aus, längs der Küste fahrend und alle bedeutenden Städte berührend, bis Aomori an seiner Nordspitze auf schnellem Dampfross durch-eilen können.

Ueber die Tsugarustrasse übersetzend, kann man dann auf der noch nördlicher gelegenen, bis jetzt freilich noch gebahnter Wege ganz entbehrenden Insel Yeso, begleitet von Aïno's, den Ureinwohnern Japans, ohne grosse Mühe Kuma's, die schwarzen japanischen Bären jagen.

Gerste, Hafer, Mais, Baumwolle und Kartoffeln, deren hier drei bis vier verschiedene Sorten, darunter die sehr zarte, wohlschmeckende, zuckerreiche *stachys tuberifera*, welche bereits in den botanischen Gärten Europas gezogen und wohl bald auch in Deutschland angebaut werden wird.

Das Land wird von dem Bauer allein, ohne Zuhilfenahme irgend eines Stückes Vieh beackert. Nur auf den höchsten Gebirgshöhen, deren Bebauen absolut unmöglich wäre, und auf denen doch nichts wachsen würde, sieht man kahles, unkultivirtes Land; sonst ist jedes Fleckchen von dem fleissigen Japaner bestellt. Daher ist Dung für den Bauern ein sehr kostbares Material, und derselbe kauft sich nicht selten für ein Billiges ein altes, arbeitsunfähiges Pferd nur zu dem Zwecke, um Dung zu erzielen. Zu den bodenverbessernden Düngungsmitteln zählen ausser den Fäkalstoffen auch Fischguano, der bei der Thranbereitung zurückgebliebene Abfall verschiedener Heringsarten, dessen wir im vorigen Kapitel gedacht haben, ferner Oelkuchen und Kalk bei den Landesbewohnern Japans.

Unter den Feldfrüchten nehmen Reis, Gerste, Bohnen Weizen und Hirse einen hervorragenden Platz in Ostasien ein und werden unter dem Sammelbegriff „Gakoku“, „die fünf vornehmsten Feldfrüchte“, in Japan wie in China zusammengefasst.

Neben den angeführten Gemüsen werden noch von kartoffelähnlichen Knollengewächsen der Taro (*colacasia esculenta*) mit seinen prächtigen, herzförmigen, denen der buntblätterigen Caladien unserer Gewächshäuser gleichenden, aber viel grösseren Blättern, die sehr stärkemehlhaltige Yamwurzel, die Batate und die Eierpflanze, dann Zwiebeln, Cucurbitaceen und grosse weisse Rettiche mit Vorliebe gezogen.

Von Obstsorten haben Mandarinen und die unseren

Dattelpflaumen ähnlich schmeckenden Kaki einen lieblichen Geschmack und schönes Aussehen. Anderweites Obst gedeiht hier nicht recht. Unsere Birnen und Aepfel verlieren in Japan ihren Wohlgeschmack. Dasselbe gilt von Trauben, Feigen und Granatäpfeln. Uebrigens erreicht der Japaner mit seiner mühevollen, grossartigen Bearbeitung des Ackerlandes, wenn dieses nicht gar zu hoch und dem zerklüfteten Gebirge zu nahe liegt, regelmässig zwei Ernten im Jahre.

Unter seinen Ausfuhrartikeln stehen, abgesehen von den kunstgewerblichen Erzeugnissen, den Thon- und Lackwaaren, Seide und Thee obenan, dann kommen Kampfer, Seethiere, Fisch- und Haaröl.

In der unendlich reichen japanischen Flora, auf welche schon wiederholt hingewiesen worden ist, finden wir neben dem Bambusrohr, aus welchem Handwerk und Kunstindustrie so viele verschiedenartige Dinge herstellen — Häuser und Brücken, Möbel und Musikinstrumente, Dachrinnen und Wasserleitungen sowie eine Unzahl kleiner Bijouterie- und Spielwaaren —, neben der Rotang-Palme, welche uns das sogenannte spanische Rohr liefert, und der unendlichen Menge Nutzholzarten, deren vorzüglichste schon früher aufgeführt wurden, manche Spielart der kostbaren, reiche Exportartikel liefernden immergrünen Laurineen und Ternströmiaceen.

Von ersteren ist der Kampferbaum, welcher den Laurineenkampfer liefert, in Japan weit verbreitet und gedeiht unter der heissen Sonne und den warmen, feuchten Monsunen vorzüglich; von letzteren ist die an einzelnen Stellen in vollständigen, immergrünen Wäldern prangende *Camellia japonica* hervorzuheben, aus deren Samenkörnern vorzügliches Haaröl gewonnen wird.

Der Theestrauch wächst vorzugsweise an den niederen Hügelabhängen von Nipon und Kiushiu. Gemeinschaftlich mit ihm wird in vielen Gegenden Nipons neben der Papier-

maulbeere auch die weisse Maulbeere als stammloser Busch für die Seidenraupen gezogen.

Aus den Früchten von zwei Sumacharten, der *rhus succedanea* und *rhus vernicifera*, wird der nach England versandte Pflanzentalg gewonnen und aus dem Saft der letzteren ausserdem der berühmte japanische Lack, weshalb dieser Lackbaum in den mittleren Provinzen von Hondo sehr gepflegt wird.

Unter den niederen Staudengewächsen, deren Mehrzahl sich durch Farbenpracht der Blüthen und durch Schönheit der Blätter auszeichnet, und von denen die Kamelie und Lilie, die *Aralea japonica* und die *Aucuba* schon lange in deutsche Gärten eingeführt worden sind und der japanische Hopfen, *humulus japonicus*, mit seinen üppig blühenden, wohlriechenden Blumenwicken Schmuck und Zierde der meisten Zimmergärten geworden ist, sind auch Baumwolle, Tabak und Hanf,*) aus welchem sich der Landbewohner seine grobe Leinwand selbst herstellt, so wie der Färberknöterich (*Polygonum tinctorium*) aufzuführen, aus welchem er den Indigo zum Blaufärben derselben gewinnt.

Die prachtvollen Wälder werden von den stolzen Ska-Hirsch (*cervus-Sika*) und dem Wildschwein, in den höheren Regionen noch von der Ziegengemse (*Antilope crista*), dem Dachs und dem Kuma belebt; auf den Zweigen darüber klettert der Saru, *inuus speciosus*, eine japanische Affenart, und wiegen sich prächtig gezeichnete

*) Interessant ist eine vor kurzem in die Oeffentlichkeit gedrungene Mittheilung, nach welcher ein japanischer Industrieller aus Hikowo, Provinz Omi, nach mehrjährigen Versuchen das Geheimniss entdeckt habe, den Yachyo, den japanischen wilden Hanf, in eine, der echten Seide ganz gleichwerthige und ebenso zu bearbeitende Masse zu verwandeln und dass diese Entdeckung sich unter anderem in der grössten Seidenweberei von Kiôto bereits glänzend bewährt habe, also aus dem Versuchsstadium bereits in die Wirklichkeit getreten sei.

Fasane; und an den Seen und Flüssen wimmelt es von Cykaden, welche der Japaner zu seinen, leidenschaftlich als Sport betriebenen Thierkämpfen einfängt und in den Musikago's sorgfältig pflegt, und von Wasserjungfern, neben welchen der wunderlich geformte Riesensalamander, *cryptobranchus japonicus*, auftaucht.

Letzterer ist, beiläufig bemerkt, ein merkwürdiger Geselle von abschreckender Hässlichkeit, welcher sich seiner Zeit, gelegentlich seiner Überführung nach Europa durch seinen Entdecker, F. von Siebold, in merkwürdiger Weise hier einführte: er hatte auf der Reise sein Weibchen verspeist und lebt seitdem einsam in dem Aquarium von Leyden. Merkwürdig ist er auch in so fern, als sein Skelett ganz auffallend dem in den Öninger Steinbrüchen gefundenen ähnelt, welches lange Zeit hindurch von verschiedenen Paläologen, unter anderen von Scheuchzer, für ein vorsintfluthliches Menschenkind gehalten wurde, jetzt aber bei den Fachgelehrten für das eines fossilen Molches gilt.

Dieser japanische Riesenmolch, welcher eine Länge von anderthalb Metern erreicht, wird jetzt nur noch in vereinzelter Exemplaren in den klaren Gebirgswässern Japans gefunden, in welchen er träge sein Dasein mit kleinen Fischen und Würmern fristet. Früher wurde ihm, als einem vielbegehrten, auf allen japanischen Märkten feilgebotenen Wilde, mit der Angel und der Harpune eifrig nachgestellt. Das sind freilich tempi passati! Gegenwärtig geht er, gleich den anderen Ureinwohnern Japans, mit stoischem Gleichmuth seinem Untergange entgegen und wird bald nur noch als Merkwürdigkeit in den verschiedenen Aquarien zu finden sein. —

Doch nun zurück zu meiner Fahrt in drückendster Hitze, auf welcher ich den Schutz der Wälder sehr lebhaft vermisste.

Da unser heutiger Weg, die Strasse nach Odawara,

gleichzeitig nach vielen Kurorten hinführt, so waren wir zahlreichen Fremden begegnet, aber auch sehr vielen Bettlern, gegen welche die Polizei hier zu Lande nicht energisch einschreitet.

Betteln ist in Japan zwar strafbar, aber der kritische, sonst so loyale Japaner lacht über ein solches Gesetz. Bei seinem ausgeprägten Geschäftssinn, der es verhindert hat, dass man in ganz Japan irgend einem jüdischen Händler oder Kaufmanne begegnet, kann er es nicht recht begreifen, wie man verständiger Weise einen Menschen, welcher nichts hat, wegen Bettelns bestrafen und während der Strafzeit noch durchfüttern kann. Und thatsächlich sind die Bettler sehr vergnügt, wenn sie eingesperrt werden. Dieser Fall bildete nach meiner Wahrnehmung aber auch die einzige Ausnahme, in welcher die Polizei nicht gefürchtet wurde.

Da noch keine Regenzeit eingetreten war, so fühlte ich mich unter der drückenden Hitze im Verein mit der Unbequemlichkeit des Fahrens in einem federlosen Wagen, in welchem man jeden Stoss auf der steinreichen Strasse recht schmerzhaft fühlte und auf das Schauderhafteste zusammen gerüttelt wurde, vollständig aufgelöst. Als einzige Erfrischung dient auf der Reise der japanische Thee, welcher an jeder Haltestelle ohne besondere Aufforderung sofort dem Gaste gereicht wird. Die Schaale bitteren, ungewürzten Theeaufgusses wirkt in der That, wenn man sich einmal an das Bittere des Trankes gewöhnt hat, äusserst erfrischend.

Für drei bis vier solcher Schälchen Thee zahlt der Japaner gewöhnlich nach Gutdünken einen Rin, der Fremde natürlich zwanzigmal mehr. Da die von ihm gezahlten zwei Sen aber immer noch nicht ganz sieben Pfennige betragen, so kann man ungefähr ermessen, wie billig ein Bascha-, bezüglich Jinrikisha-Führer in Japan leben. Der Kuruma erhält für fünf Rin eine volle Schaale Reis.

In welcher Weise der Landbewohner bei der Arbeit das Lästige der grossen Hitze herabzumindern sucht, wurde schon früher erwähnt; er arbeitet eben gänzlich unbekleidet und schläft auch zur Erholung in dem gleichen adamitischen Kostüme in seinem offenen Häuschen. In der gleichen naiven Weise baden beide Geschlechter gemeinschaftlich auf offener Landstrasse. Gegen diese Unsitte besteht allerdings ein polizeiliches Verbot, und die Furcht vor der Strafe wirkt auch, aber nur so lange, als sich ein Beamter in der Nähe befindet. In solchem Falle bekleiden sich nämlich schleunigst Männlein wie Fräulein. Natürlich wird das unbequeme Habit sofort wieder abgeworfen, sobald der Beamte weiter gezogen ist.

Der Weg des ersten Reisetages war ganz eben, wiewohl wir schon in den ersten Stunden das Hakonegebirge, dessen Fuss ich am Abend erreichen wollte, in der Ferne liegen sahen.

In sämmtlichen Gast-, bezüglich Theehäusern, in welchen ich auf meiner Reise übernachtete, wurde ich sehr gut aufgenommen. Der Gast und namentlich der von der Regierung geschickte Fremde wird von Wirth nebst Wirthin und drei bis vier Dienerinnen nebst Hausknecht unter tiefen Bücklingen in Empfang genommen und in das beste Zimmer geleitet, wo man ihn zunächst mit dem üblichen Thee bewirthet.

Um sich die dauernde Zuneigung des Wirthes zu sichern, muss man vor dem Eintritt in das Haus seine Fussbekleidung ausziehen, was in Anbetracht der theuren Matten und der grossen Sauberkeit solcher Häuser nicht mehr als recht und billig erscheint und daher auch stets zuvor von dem europäischen Gast ausgeführt wird. Was man in den ersten Wochen seines japanischen Erdenwallens als unhörte Zumuthung und persönliche Beleidigung anzusehen geneigt war, daran gewöhnt man sich nach längeren Aufenthalte sehr bald.

Das gewöhnlich sehr saubere Bad steht schnell bereit, das Wasser natürlich in der hier üblichen Weise kochend heiss. Merkwürdigerweise verschafft sich der Japaner durch eine solche Abbrühung Erleichterung, so dass es ihn gar nicht angreift, wenn er selbst zweimal täglich ein heisses Bad nimmt. Will der Deutsche kalt baden, so bedarf es erst sehr langer und entschiedener Vorstellungen, um von dem, dieses Verlangen sehr sonderbar findenden Japaner das erforderliche kalte Badewasser zu erlangen.

Nach dem Bade erkundigt sich der Wirth nach den weiteren Wünschen des Gastes. Es handelt sich nun um die Verpflegung desselben, die schwierigste Aufgabe gegenüber einem Europäer inmitten des japanischen Reiches.

Der einzig geniesbare Reis, das Nationalgericht der Eingeborenen, wird halb roh vorgesetzt, Milch giebt es selten; gelingt es, ein Huhn aufzutreiben, so wird dieses meistens zäh und ungeniessbar zubereitet, und man ist schliesslich noch recht froh, ein paar Eier verspeisen zu können, welche man entweder roh oder steinhart erhält. Hat man selbst keinen Wein mitgebracht, so giebt es, abgesehen von der nie versiegenden Theequelle, entweder gar nichts oder das im Innern des Reiches meistens herzlich schlechte, einheimische, früher erwähnte, bierähnliche Getränk zur Stillung des Durstes. Man wird nothwendiger Weise auf einer längeren Reise durch das Innere von Japan zum Apostel der Mässigkeit gestempelt. Die mitgenommenen Tins, die englischen Conserven, werden sehr theuer, weil jede einmal aufgemachte Büchse sofort ganz verbraucht oder, bei der grossen Hitze schnell in Fäulniss übergehend, nach einmaligem Gebrauch fortgeworfen werden muss.

Tische und Stühle giebt es in diesen Gasthäusern sehr selten; die Beleuchtung ist äusserst mangelhaft, weshalb man gut thut, sich für die Nacht mit Licht zu ver-

sehen. Ebenso hat man selbst für Seife und Handtücher zu sorgen. Des Nachts liegt man auf der Matte, auf welcher man am Tage gesessen hat. Dicke Wattedecken darüber und ein feinmaschiges Netz zum Schutz vor den Mosquitos vervollständigen das Lager.

Sehr ruhig schläft der Europäer nur selten in einem japanischen Hause, da bei dessen eigenthümlicher Bauart jedes Geräusch, jedes Wort in allen Zimmern, welche nur durch verschiebbare Papierwände von einander getrennt sind, gehört werden. Der Preis für ein Nachtquartier beträgt, um auch diesen Punkt hier zu erwähnen, für den Fremden gewöhnlich einen Yen, für den Japaner fünfzehn bis fünfundzwanzig Sen.

Da ich hier die ländlichen japanischen Sitten schildere, so kann ich nicht unerwähnt lassen, dass zu den eingebürgerten Gepflogenheiten des japanischen Gasthauslebens auch das Anerbieten einer „Nesan“, das heisst eines Fräuleins als nächtlicher Genossin gehört. Dies für den Japaner selbstverständliche Anerbieten wird dem Fremden gegenüber schon ab und zu unterlassen, weil dem Theehauswirth doch eine Ahnung davon, dass sein Haus dadurch in schlechten Ruf kommen könnte, aufdämmert. Ist der Fremde nun gar auf einer Dienstreise begriffen, dann müht sich die Polizei vorher noch ganz besonders ab, den Wirth zur Sittlichkeit zu ermahnen. Trotz aller dieser vorangegangenen Anstrengungen merkt man aber doch sehr bald dieses nächtliche Treiben in japanischen Theehäusern.

Im äusseren Verkehr wird auf sorgfältigste Bedienung grosses Gewicht gelegt; die Dienerinnen sitzen dem Reisenden beim Essen mit dem ehrbarsten Gesichte gegenüber und folgen mit grösster Aufmerksamkeit seinem leisesten Winke.

Für den Japaner ist und bleibt, auch wenn zahlreiche andere Speisen vorhanden sind, der Reis die Hauptspeise.

Er lässt sich seine Schaale aus einem bereit gehaltenen, grösseren, reisgefüllten Holzgefässe drei- bis viermal füllen und verspeist seine Portionen mit unglaublicher Geschwindigkeit. Die letzte derselben spült er gewöhnlich mit Thee herunter. Anderweite Getränke, zum Beispiel den aus Reis gegohrenen Reiswein, nimmt er sehr selten zu sich und dann auch nur in kleinen Quantitäten, wie er überhaupt nüchtern, mässig und sparsam ist.

Kurz vor der Abreise erhält man schliesslich seine Rechnung und zwar keineswegs in „Keilschrift auf drei Ziegelsteinen“, sondern zierlich und nett auf Reispapier, wird nach deren Begleichung wieder von dem ganzen Wirthshauspersonal hinausgeleitet und mit einem freundlichen „Saionara“, dem japanischen „Lebewohl“ bis zum Wagen begleitet.

In solcher Weise spielte sich täglich mein Leben im Theehause ab.

Nach dieser kurzen Abschweifung fahre ich in der gedrängten Schilderung meiner Reiseerlebnisse weiter fort.

Odawara ist eine Stadt von dreissigtausend Einwohnern, verfügt über vierundzwanzig öffentliche Häuser und liegt, ohne Hafenstadt zu sein, in der Ebene am Meere. Ich war daselbst kaum eine halbe Stunde anwesend und eben in das Bad gestiegen, als auch schon der aufmerksame Reviervorsteher, der japanische Polizeilieutenant, zum Besuch eintraf. Da ich ihn nicht empfangen konnte, so gewährte ihm erst mein späterer Gegenbesuch Gelegenheit, mich mit lebhaften Fragen und Gegenfragen zu überschütten. Er war, wie alle Kaibu's mit welchen ich später in Berührung kam, überaus freundlich und zuvorkommend. Zu der angeborenen japanischen Höflichkeit kam hier unzweifelhaft noch eine geheime Furcht und Sorge vor unangenehmen Berichten an das Ministerium hinzu; die Polizei vermag eben alles in Japan.

Da die Reise am nächsten Morgen um halb sieben

Uhr fortgesetzt werden sollte, so fand sich der Reviervorsteher schon um sechs Uhr ein, um mir das Geleit zu geben. Für das Gepäck hatte er eine Jinrikisha besorgt, ausserdem begleitete uns während der ersten drei Ri noch ein Schutzmann als Ehrenwache. Da ich wegen des sehr schlechten Weges diese ersten drei Ri zu Fuss zurücklegen wollte, so marschirten wir, das Gepäck voraussendend, in leichtem Anzuge pünktlich ab und wanderten östlich von dem Hakone-Pass, unweit dessen Odawara liegt, durch ein leicht welliges Gebirgsland zunächst auf Atami los.

Der Weg führte am Meere entlang und stieg fortwährend auf und ab, so dass uns bei rapide zunehmender Hitze sehr warm wurde und wir sehr froh waren, als wir, in Schweiss gebadet, um halb neun Uhr an einem Theehause den höchsten Punkt erreicht hatten. Mit Hochgenuss stärkten wir uns hier durch einige Schaalen heimischen Getränkes und durch den Genuss prachtvollen Gebirgs-Quellwassers, zogen es aber nunmehr vor, den Rest des Weges zu fahren.

Die Entfernung von Odawara bis Atami beträgt sieben Ri. Für die Beschwerden des Weges hatten die malerische Landschaft und der Blick auf das Meer in der Tiefe reichen Ersatz geboten. Von zwei Kuruma's gefahren, langten wir um halb ein Uhr in Atami, einem kleinen Hafen- und Badeorte an, woselbst ein Handelsschiff mit einem Cholerakranken an Bord vor Anker lag, um Quarantäne zu halten.

Atami wird seiner heissen, auf vulkanischem Boden entspringenden Quellen wegen als Badeort viel besucht, aber nur von Japanern, weil es hier an jedwedem Comfort mangelt. Nachdem ich die neun Mann starke Polizeistation besichtigt und mir verschiedene andere, auf die Orts-Hygiene bezügliche und von dem gegenwärtigen Einflusse der deutschen Aerzte in Japan Zeugnis ab-

legende Einrichtungen hier angesehen hatte, brachen wir in frischem Kulifuhrwerk nach dem sechs Ri entfernten Mishima auf.

Kaum aus dem Städtchen herausgekommen, mussten wir Hügel auf Hügel in steiler Steigung erklimmen, und mit jedem Rückblick schien das Meer zu wachsen. Binnen zwei Stunden gelangten wir auf den Kamm des zweitausendfünfhundert Fuss hohen Higonegebirges. Da es schliesslich ganz steil emporging, musste die zweite Hälfte des Weges zu Fuss zurückgelegt werden. Dann ging es die Schlangenwindungen des Weges in unseren Jinrikisha's mit Sturmeseile bergab, wobei uns der aus dem weichen Grunde des neuangelegten Weges mächtig emporwirbelnde Staub nicht wenig belästigte. Im Thale angelangt, wurde ich von einem ehemaligen Schüler, Ikegarne, der jetzt selbst in der Provinz als Lehrer angestellt war, zu meiner freudigsten Ueberraschung empfangen. Derselbe begleitete mich die nächsten zwölf Tage, so dass ich nunmehr unter Polizei-Aufsicht stand. So angenehm dies auch anfangs war, so sehr wurde es mir recht bald zur Last. Dem ersten Polizeibeamten gesellte sich nämlich sehr bald ein zweiter und dritter hinzu, so dass ich schliesslich mit grossem Gefolge reiste.

Der Zug begann mit dem Gepäckwagen, dann folgte der „Oki Danna san“ — der „grosse Herr“ war ich in dem japanischen Vergrösserungsglase — hinter mir der Dolmetscher und dann hinter einander die drei Polizeibeamten. Die Herren Japaner deuteten in ihren Zeitungen den Aufzug so, das die hier geplante Eisenbahnlinie von einem Chef-Ingenieur inspicirt und begutachtet werden sollte.

Nach dreizehnstündiger, anstrengender Reise fanden wir in dem sauberen Städtchen Mishima endlich abends halb acht Uhr die ersehnte Ruhe. Besuche und Gegen-

besuche nebst Besichtigung der Polizei-Anstalten folgten sich programmgemäss.

Sowohl bei dem Besuche von Mishima wie bei der Weiterfahrt umging ich das steile Hakone-Gebirge, welches ich erst auf der Rückfahrt vom Rücken aus erstieg. Auf flachem, ebenen Wege, der allgemeinen Heeresstrasse, erreichten wir das nächste über achtzehn Ri, also über neun deutsche Meilen, entfernte Ziel, die Regierungsstadt Shidzuoka, mit Hilfe unserer kräftigen Kuruma's in neun und einer halben Stunde, eine erstaunliche Leistung, wie sie die fast ausnahmslos kräftigen unteren Schichten der japanischen Bevölkerung nicht selten fertig bringen. Dagegen ist der Japaner der besseren Gesellschaftskreise meistens mager und schwächlich und von blassem, kränklichen Aussehen.

Die Luft war den ganzen Tag über so klar, dass wir den über zwölftausend Fuss hohen Fusinogama-Berg trotz der Entfernung von vierzig Kilometern ganz deutlich in seinem, einer Pyramide ähnlichen ganzen Aufbau sehen konnten. In Shidzuoka holte ich Hauptmann H., welcher zwei Tage vor mir hier dieselbe Tour über Hakone gemacht hatte, ein, doch reiste dieser gleich weiter, während ich mir hier einen Ruhetag gönnte.

Shidzuoka, Regierungs-Hauptstadt mit dem Sitze eines Regierungs-Präsidenten und eines Polizei-Direktors, ist berühmt als Residenz des letzten Taikun, des früheren allmächtigen Oberhauptes von Japan, welcher sich nach seinem Sturze unfreiwillig hierher zurückgezogen hat und der hier, niemals sichtbar, in vollständiger Abgeschlossenheit lebt. Vielleicht hängt es hiermit zusammen, dass der Ort als sehr unruhig gilt und dass hier wiederholt Revolutionen ausgebrochen sind. Es liegt deshalb die Absicht vor, die dortigen Beamten mit Gewehren zu bewaffnen, und man zeigte mir einige derselben, welche zur Uebung der Djünsa, der japanischen Schutzleute,

benutzt werden sollten. Die Lehranstalt am Orte, in welcher nach der von uns Deutschen eingeführten Methode unterrichtet werden soll, war zur Zeit der Cholera wegen geschlossen, doch sah ich mir die demnächstigen Unterrichts- und Wohnräume für fünfundzwanzig Schüler an.

Die Stadt liegt sehr schön an den nicht sehr hohen nördlichen Ausläufern des von uns schon aus der Ferne gesehenen Gebirgszuges, welche leicht zu ersteigen sind und von deren Höhen man einen schönen Fernblick über Stadt und Umgegend genießt. Am Fusse des Gebirgszuges liegt ein alter Park, in welchem zahlreiche, schöne, zum Theil recht alte Tempel stehen, welche unseren Paläographen reiche Ausbeute liefern würden. Das in der Stadt von uns aufgesuchte Gasthaus war das sauberste und beste auf der ganzen Reise, aber die hier angeblich nach europäischer Art zubereiteten Speisen sagten meinem, durch den deutschen Comfort Tokio's verwöhnten Magen nicht sehr zu.

Auf der Weiterfahrt nach dem sechzehn Ri entfernten Mitzuke passirten wir wiederum sehr schöne Strecken. Der Weg nahm die gerade Richtung auf das Gebirge zu, doch gelangten wir zunächst in eine Schlucht, in welcher wir Stunden lang zwischen hohen Bergen, ähnlich der bei Eisenach gelegenen Annaschlucht, im kühlen, schattigen Thale auf unseren Miniaturwagen weiter kamen, ohne aussteigen zu müssen. Nach zwei Stunden ging es einige Zeit steil bergan und dann in einen, genau zweihundert Schritte langen Tunnel hinein, welcher in der Mitte einen flachen Winkel von etwa hundertsechzig Graden bildete, so dass man nicht hindurchsehen konnte. Derselbe ist hinlänglich hoch und auch für die etwaige Begegnung grösserer Fuhrwerke breit genug. Zu seiner Beleuchtung sind auf beiden Seiten verstellbare Spiegel an Pfählen angebracht, welche, sobald Reisende nahen, von den Wärtern so gestellt werden,

dass die reflektirten Sonnenstrahlen den Tunnel beiderseits bis zum Knie hin mässig erleuchten. Wenn die Sonne nicht scheint, müssen Petroleumlampen aushelfen. Hinter dem Tunnel ging es in flottem Trabe bergab, bis sich uns ein neuer Gebirgszug vorlagerte, der überschritten werden musste.

In diesem Theile ist Japan stark bevölkert, und die Ortschaften folgen sich regelmässig in halbstündlichen Zwischenräumen. Im allgemeinen kann man daran festhalten, dass dort, wo die Landschaft reich bevölkert ist, das Meer nicht weit abliegt. Auf der Höhe der Gebirge und in weiterer Ferne vom Ocean sind die Ansiedelungen in Japan am dünnsten gesäet.

Mitzuke ist der Einwohnerzahl nach gross, sonst aber unbedeutend. Der Kaibu, ein freundlicher und eifriger Beamter, welcher mir sofort nach meiner Ankunft mit seinen Begleitern Visite abstattete, fand mich, gleich seinen Vorgängern, im Bade und folglich nicht zu sprechen, welcher letzterer Umstand den wenig penibelen Japanern allerdings nicht recht einleuchten wollte.

Neben ihm zeichnete sich bei der Wiederholung des Besuches der Vice-Kaibu, sein Vertreter, durch längere Reden aus, welche von ihm mit äusserst wichtiger Amtsmiene gehalten wurden, und suchte mir überhaupt durch seine reichen Kenntnisse zu imponiren. Es gehört auch zum Kapitel der japanischen Höflichkeit, dass sein Vorgesetzter diese ruhig und schweigend mitanhörte, ohne ihn auch nur durch eine Miene zu unterbrechen. Bei dieser Gelegenheit hörte ich, zum ersten Male auf meiner Reise, den Vice-Kaibu, welcher auf diese Funktion nicht wenig stolz war, von der polizeilichen Ueberwachung einer Versammlung berichten, einer Einrichtung, welche Hauptmann H. in Japan eingeführt hatte.

Der Vorstand, ein junger Mann von einsichtsvoller Sachkenntniss, gepaart mit würdevoller Ruhe, suchte

mich zu bestimmen, meinen Aufenthalt dort auf acht Tage auszudehnen, um seinen ganzen Inspectionsbezirk kennen zu lernen. Dies lehnte ich ab, kam aber seinem lebenswürdig ausgesprochenen Wunsche doch in so fern entgegen, als ich einen kleinen, in einem Tage zu bewältigenden Abstecher nach dem zu seiner Inspection gehörigen, durch seine reich entwickelte Industrie in ganz Japan wohl bekannten, in der Nähe gelegenen Orte Mori machte.

Diese Stadt liegt nicht am Tōkaidō, dem Ostseestrassenweg, sondern fünf Ri davon entfernt, so dass ich an diesem Tage dreiundzwanzig Ri, gleich zwölf deutschen Meilen, in der Jinrikisha unter erschwerenden Umständen zurücklegen musste.

Es ist eine kleine, reizend gelegene, vom Gebirge eingeschlossene Stadt, deren Bewohner alle recht wohlhabend, zum Theil als sehr reich bekannt sind. Die Industrie ist hier namentlich in Seide-, Baumwolle- und Zuckerfabrikation stark entwickelt, weshalb der Ort auch telegraphisch an die Hauptlinie angeschlossen ist. Wir wurden daselbst bereits in dem Theehause, in welchem wir abstiegen, vom Kaibu und seinem Vertreter, dem eben erwähnten Vice-Kaibu erwartet, mit Kaschi und sonstigen Süßigkeiten, sowie Wein, Bier, Cognac und Thee nebst gekochten Eiern festlich empfangen und konnten nur mit Mühe dem gefürchteten vollständigen japanischen Diner entgehen.

Ich besichtigte die Diensträumlichkeiten des Polizeigebäudes, deren vorzügliche, von deutschen Beamten mit Verständniss durchgeführte Einrichtung als Muster für alle neu einzurichtenden japanischen Polizeibüreaux dienen und demnächst in ganz Japan copirt werden soll, weshalb ich sie hier kurz schildern will.

Am Eingange des Hauses trifft man zunächst auf einen Beamten im Dienstanzuge, welcher, an seinem Tische sitzend, alle Passanten in Empfang nimmt und entweder

selbst abfertigt oder, ihren Wünschen gemäss, durch einen Schutzmann zu demjenigen Beamten geleiten lässt, welcher die betreffende Angelegenheit bearbeitet und endgültig entscheidet. Mit solchen, den einzelnen Beamten obliegenden Dingen wird der Vorsteher niemals behelligt, dieselben werden ihm sogar nur ausnahmsweise auch nur zur Kenntnissnahme unterbreitet.

In dem Hauptbureau, einem grossen Zimmer, sitzen sechs bis zwölf Beamte, welche besondere dienstliche Angelegenheiten, wie Gewerbesachen, öffentliches Fuhrwesen, Theehäuser, bearbeiten. Einer von ihnen, der Kassirer, verwaltet die Kassenangelegenheiten. Derselbe hat die laufenden Ausgaben zu berechnen und zu erledigen, ist eine wichtige Persönlichkeit, gehört zu den gewandtesten Beamten und fehlt in keinem Bureau. Ein anderer der Beamten führt den Nachweis über sämtliche Patrouillen, welche sich, wenn dienstfrei, in dem danebengelegenen Wacht- und Schlafzimmer aufhalten, und kommandirt, bezüglich vertheilt den Dienst für die folgenden Tage. Der Vorsteher, welchen, wie gesagt, diese untergeordneteren Dinge in Japan nicht berühren, sitzt in seinem besonderen kleinen Sprechzimmer und empfängt hier eventuell auch Gäste, welche er dann regelmässig — die Unterlassung würde als grosse Unhöflichkeit angesehen werden — mit Thee bewirthet.

In jedem Dienstgebäude ist auch ein Raum, in welchem der Vorsteher zu Gerichte sitzt. Er hat nämlich für Uebertretungen eine Strafgewalt bis zu zwei Yen, an deren Stelle bei Zahlungsunvermögen Haft eintritt.

Zu diesem Zwecke sind zwei bis drei Amtsgefängnisse oder vielmehr Käfige vorhanden, nämlich Räume mit einem Durchmesser von nur zwei Metern und so niedrig, dass selbst der kleine Japaner knapp darin stehen kann. Die Wände bestehen aus festen, in Zwischenräumen von einem Zoll befestigten Latten. Für die Nacht bekommen

die Inhaftirten eine Strohmatte nebst wollener Decke als Lager.

Beim Verlassen dieses Polizei-Dienstgebäudes, welches im wesentlichen einem Berliner Polizeibureau nachgebildet war, wurde wieder eine Menge höflicher Redensarten und Komplimente mit den Japanern ausgetauscht und dann die Reise fortgesetzt.

Durch reizende Thäler, zwischen Reisfeldern, an romantischen Höhenzügen vorbei, kehrten wir nach Shidzuoka zurück und mussten hier einen Ruhetag machen, um den uns aufgenöthigten Liebenswürdigkeiten der hohen Regierungsbeamten hierselbst gerecht werden zu können. In der That hatte der Polizei-Chef des Regierungsbezirkes es möglich gemacht, hier, fern von Tokio, ein in deutscher Art vorzüglich zubereitetes Abendessen herzustellen. Vorher hatten wir gemeinschaftlich einige Tempel besichtigt, und ich dem Präsidenten eine Abschiedsvisite abgestattet, wie überhaupt das Ceremoniell in ganz Japan strenge innegehalten wird. Beim Souper, zu dem im ganzen nur acht Personen eingeladen waren, und welches höchst vortheilhaft von den steifen Abfütterungen bei dem Minister in Tokio abstach, bei denen man, auf engem Sitze eingepresst, schweigend zwei Stunden hindurch isst und trinkt und sich dann eiligst empfiehlt, wurden süsser, einheimischer Wein und japanisches, ausnahmsweise recht gutes Bier getrunken und im kleinen, gemüthlichen Kreise eine sehr lebhaft Unterhaltung geführt. Eigenthümlich war das rege Interesse, welches die hohen japanischen Beamten an einigen, von mir auf hohen Wunsch erzählten Kriegsabenteuern nahmen. In heiterster Stimmung, mit herzlichem Händedruck und dem Wunsche eines baldigen Wiedersehens, trennten wir uns in der neunten Stunde.

Am folgenden Tage brachen wir in aller Frühe schon um drei Uhr auf, um in einem mit nur einem Pferde bespannten Bascha die vierzehn Ri nach Numasu zurück-

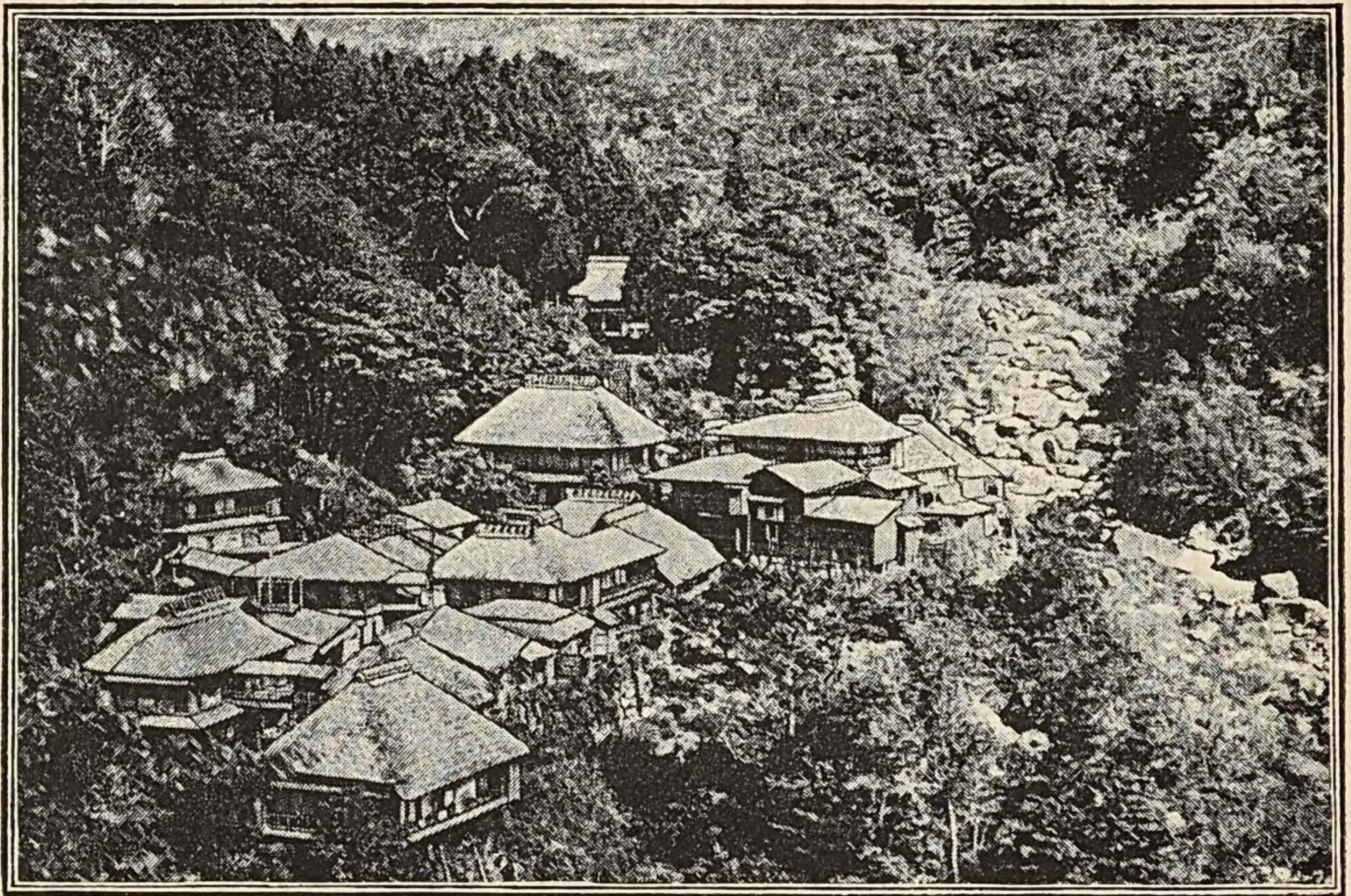
zulegen. Auch uns blieb die Erfahrung nicht erspart, dass das Reisen mit Pferden in Japan meistens mit vielen unangenehmen Zufällen verknüpft ist. Schon nach Zurücklegung des ersten Ri machte der Gaul Schwierigkeiten, bockte, musste erst längere Zeit hindurch beruhigt, abgerieben und getränkt werden und bequemte sich schliesslich, doch erst nach vielen Peitschenhieben dazu, Schritt vor Schritt seinen Weg gemächlich fortzusetzen. Als er nun gar leicht bergan ziehen sollte, da streikte er vollständig und musste ausgespannt und geführt werden. In Jinrikisha's erreichten wir schliesslich nach einigem unbequemen Aufenthalte unser Ziel und wurden durch den grossen Schmutz in dem von uns aufgesuchten Theehause nicht eben freundlicher gestimmt.

Hier verliess ich die grosse Landstrasse, um den fünf Ri entfernten Badeort Shuzensi kennen zu lernen.

Es ist dies ein viel von Japanern besuchtes, ringsum von Bergen eingefasstes, im Thalkessel ganz reizend gelegenes Heisswasser-Bad, eine indifferente Therme, zu welchem Badeorte die Bäche von den Gebirgskämmen ringsum in Kaskaden herabstürzen. Fast jedes Haus hat ebenso wie die beiden grossen, für Fremde eingerichteten japanischen Hôtels, sein eigenes, durch Röhren zugeleitetes, natürliches, heisses Quellwasser, wie Bad Leuk in der Schweiz, an welches seine entzückende Lage überhaupt erinnert. Ich blieb hier drei Tage, um heisse Naturbäder zu nehmen und machte dabei die Erfahrung, dass die Herren Japaner auch ganz fashionable Badepreise, natürlich nur von den Fremden, erheben und in der Kunst, eine anständige Badehôtel-Rechnung zusammenzustellen, entschieden schon etwas Erkleckliches von dem kultivierteren Westen gelernt haben. Die Hôtels sind in leichtem, gefälligen Schweizerstil gebaut und mit flachen Schindeldächern und breiten, durch Marquisen geschützten, sowohl zur ebenen Erde wie im oberen Stock rings um das ganze

Gebäude laufenden Veranda's versehen, so dass man auf jeder Seite Luft und Licht hat und die schönste Fernschau genießt.

Die heissen Bäder hierselbst besserten meinen Kräftezustand nicht, wie ich gehofft hatte, vielmehr bekam ich hier starke Schwindelanfälle, welche wohl auf eine gewisse Schwäche durch das vielfache Entbehren der gewohnten Kost und auf die grosse Hitze der vorangegangenen Tage zurückzuführen waren.



Badeort Shuzensì, das japanische Bad Leuk.

So reisten wir dann nach drei Tagen weiter nach Mishima, woselbst wir auf der Hinfahrt schon einmal übernachtet hatten, um von hier aus das Hakóne-Gebirge zu besteigen. Der Ort liegt, wie schon oben bemerkt, unmittelbar am Fusse desselben. Nachdem ich noch den Abend zuvor den lebenswürdigen Reviervorstand in Erwiderung seiner Cognac- und Rothweinspende mit Berliner Moabiter Bier bewirthet hatte, brachen wir früh vier Uhr auf.

Die Strasse ist sehr breit und bis zu dem auf der

Gebirgskuppe gelegenen Badeort Hakóne mit mächtigen Quadersteinen gepflastert, kann aber des steilen Anstiegs wegen nur zu Fuss oder mittelst Packpferden begangen werden. Aus Bequemlichkeit miethete ich mir einen „Kago“ (sprich Kango), einen Tragekorb mit vier Trägern, um mich nach dem vier Ri entfernten Ziele tragen zu lassen.

Bei dem wundervollen Wetter ging ich den ersten, weniger steilen Theil des Weges zu Fuss, und als ich nun später von meinem Korbe Gebrauch machen wollte, da stellte es sich heraus, dass derselbe für mich viel zu klein war. So zahlte ich denn den vier Trägern zu ihrem grossen Vergnügen den bedungenen Preis, ohne sie weiter zu inkommodiren und klomm rüstig den steilen Weg weiter zu Fuss empor, welche Anstrengung mir wider Erwarten sehr gut bekam. Auf halbem Weg rastete ich in einem Theehause und stieg nun langsam, mit Unterbrechungen, die steilen Hänge weiter empor, bis ich endlich den höchsten Punkt, dreitausend Fuss hoch, erreicht hatte und unter mir den Hakóne-See schimmern sah.

Eine grossartige und zugleich liebliche Schweizerlandschaft enthüllte sich unseren Blicken. Der etwa eine Quadratmeile grosse See leuchtete uns, von keinem Windstoss bewegt, im herrlichsten Azurblau entgegen, von diesem höheren Standpunkte aus scheinbar bis auf eine mit dunkeln Nadelhölzern bedeckte Landzunge ganz zugänglich und im übrigen gleich dem Ober- und Königssee in den bayerischen Alpen von hohen, steilabfallenden Bergen ringsum eingeschlossen. Jenseits desselben erblickten wir den höchsten, über zwölftausend Fuss hohen Berg Japans, welchen wir schon wiederholt in weiter Ferne hatten auftauchen sehen, die schneebedeckte, kuppelförmige Spitze des ehemals feuerspeienden Fusinodama, welcher bei der durchsichtig klaren Luft kaum einen Büchschuss entfernt schien, friedlich dalag und

nicht die leichteste Wolke weder über noch unter sich zeigte.

Derselbe wird weither von dem die See durchfurchenden Schiffer, wie dem seinen Acker bestellenden Landmann gesehen, gilt als Wahrzeichen, als der heiligste Berg des Landes und wird in den beiden Monaten, in welchen seine Kuppe gewöhnlich frei von Schnee ist, im Juli und August, von grossen Schaaren weissgekleideter Pilger bestiegen, deren Zahl jedes Jahr zwanzigtausend erreicht. Diese Besteigung und der Besuch seines hundertzwanzig Meter tiefen Kraters sind ganz ungefährlich. da er schon lange ruht: seine letzte Eruption ist im Jahre 1707 erfolgt.

Solcher zur Zeit erloschenen Krater giebt es in Japan einige hundert, daneben zwanzig noch thätige. Bei so vielen Vulkanen kann es nicht Wunder nehmen, dass Japan so oft von Erdbeben heimgesucht wird, deren wir gleich im Anfange gedachten, und dass es so reich an heissen Quellen ist, theils indifferenten, theils Schwefelthermen, deren das Land auch mehrere hundert besitzt.

Dasselbe ist auch wasserreich, doch haben die Flüsse bei der Schmalheit der Hauptinseln und der Halbirung derselben durch das sie schräg von nordnordost nach südsüdwest mitten durchziehende Gebirge nur kurzen Lauf mit starkem Gefälle beim Austritt in die Ebene und versanden meistens auf ihrem weiteren Laufe in derselben durch das mitgerissene Gerölle, sind daher für Schifffahrt und Verkehr von geringer Bedeutung.

Der mächtige, meistens aus Granit und Porphyr mit aufgelagerten, vulkanischen Gebilden zusammengesetzte Gebirgsrücken erhebt sich in dem mittleren Hondo wiederholt bis zu zweitausendfünfhundert Metern, ist selten schneefrei und erreicht in dem dreitausendsiebenhundertfünfzig Meter hohen Fusi-no-jama seine höchste Erhebung.

Unter den Gebirgsmassen Japans überwiegt das Wilde

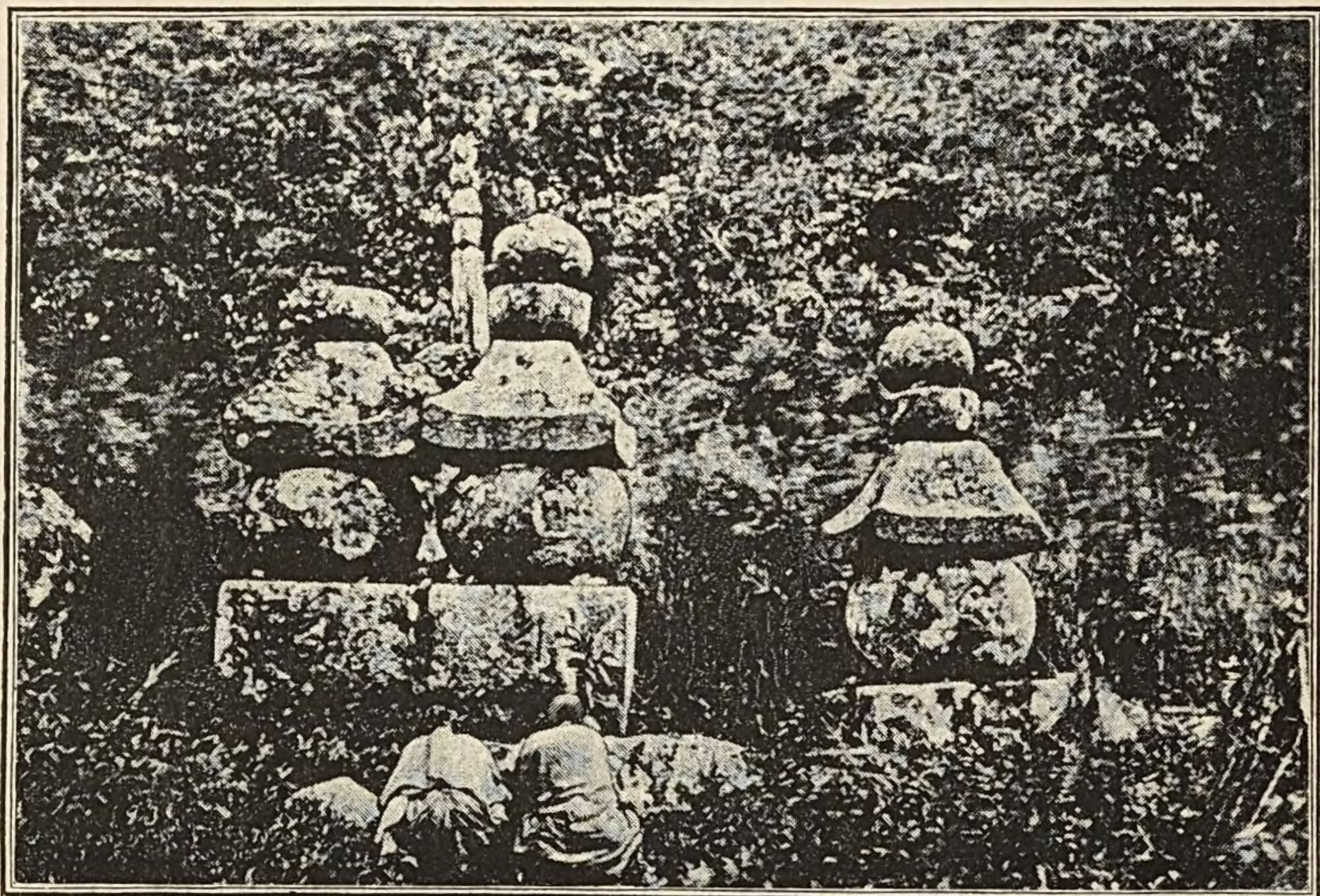
und Grossartige in Folge der Zerklüftung der Porphyrmassen und der scharfen Umrisse der Granitmauern. Diese sowohl wie die Lavamassen des Dolerit liefern das Material zu den Mauern der früheren feudalen Burgen und der Steinlaternen der Tempel, während in der Tiefe Feldspath, Porzellanstein und Kaolin die geologische Grundlage für die keramischen Kunsterzeugnisse Japans liefern.

Nach längerem Verweilen an dem geschilderten, herrlichen Aussichtspunkte stiegen wir den steilen Pfad vorsichtig abwärts und näherten uns allmählich dem berühmten, vielbesuchten Badeorte. Namentlich waren gegenwärtig, da die Cholera in diesem Monat in Tokio und mehr noch in Yokohama herrschte, sämtliche Badehôtels und Gasthäuser von Hakone mit Fremden überfüllt, doch erhielt ich mit Hilfe der Polizei noch zwei sehr hübsche Zimmer mit unmittelbarer Aussicht auf den auch von diesem niederen Standpunkte aus romantisch gelegenen See.

Die von Schweiss ganz durchtränkten Kleider wechselnd, hüllte ich mich in meinen Talar aus leichtestem Stoffe, den Kimono, und verabschiedete mich mit herzlichem Dank von meinen beiden Djünsas, welche mich bis hierher begleitet hatten. Nachdem ich noch einen unerwartet hier getroffenen, alten Bekannten, den früheren Dolmetscher-Eleven der deutschen Gesandtschaft Herrn v. d. O. begrüsst hatte, konnte ich dem Verlangen nicht widerstehen, mich in den See zu stürzen und die alte Schwimmkunst wieder einmal nach langer Unterbrechung zu probiren. Schon nach zwanzig Schritten kam ich von dem flachen Ufer in tiefere Regionen und konnte dem Schwimmsport huldigen, ermüdete aber bald und liess es für die Zukunft bei dieser einmaligen Schwimmprobe bewenden.

Man findet die herrlichsten Partien in der Umgebung von Hakone. Unter anderem interessirte mich eine uralte Heiligenstätte mitten im Gebirge, an welcher

der Gottheit symbolisch durch riesige, auf einander gethürmte, roh behauene Blöcke gehuldigt wurde. Diese sahen aus der Ferne riesenhaften Menschen ähnlich und stammten jedenfalls noch aus einer sehr alten Zeit japanischer Kunstfertigkeit her, in welcher die einzelnen Glieder durch roh behauene Blöcke dargestellt wurden. Das feine Gefühl der damaligen Bewohner offenbarte sich nur durch die Wahl des Ortes. Inmitten dieser wilden,

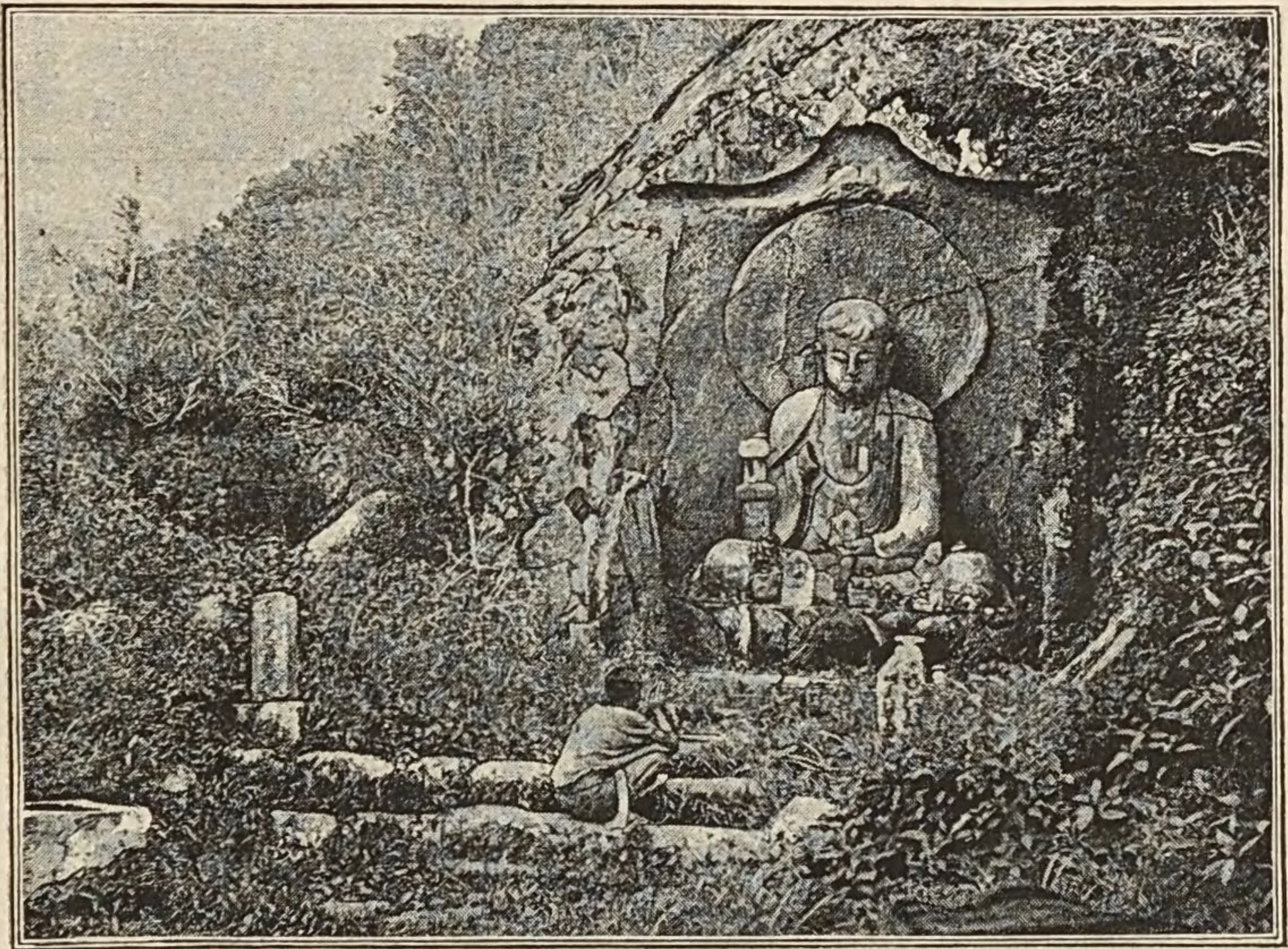


Alte Heiligenstätte im Gebirge bei Hakone.

zerrissenen Klüfte mit üppigem Unterholze war wohl die geeignete Stätte, um der durch irgend eine Gottheit repräsentirten, ungezähmten Natur zu huldigen und — zu opfern.

Weiter im Gebirge sieht man eine andere, um einige Jahrhunderte jüngere Götzenstatue, welche, nach den ausgetretenen, zu dem sitzenden Steinbilde emporführenden Stufen zu schliessen, viel von den Gläubigen aufgesucht wird. Die Körperhaltung dieser wohl zu dem Buddha-

kultus gehörigen Statue ist der des Daibuts analog; der Gott hockt mit übereinandergeschlagenen Beinen und hochgerichtetem Körper. Hinter dem Haupt sieht man eine Gloriole, oder doch einen, dem unserer Heiligenbilder ähnlichen Nimbus kreisförmig in die Felsenrückwand gehauen, und die rechte Hand trägt ein Religionssymbol, während vor der kauernnden Gestalt verschiedene Opfer-



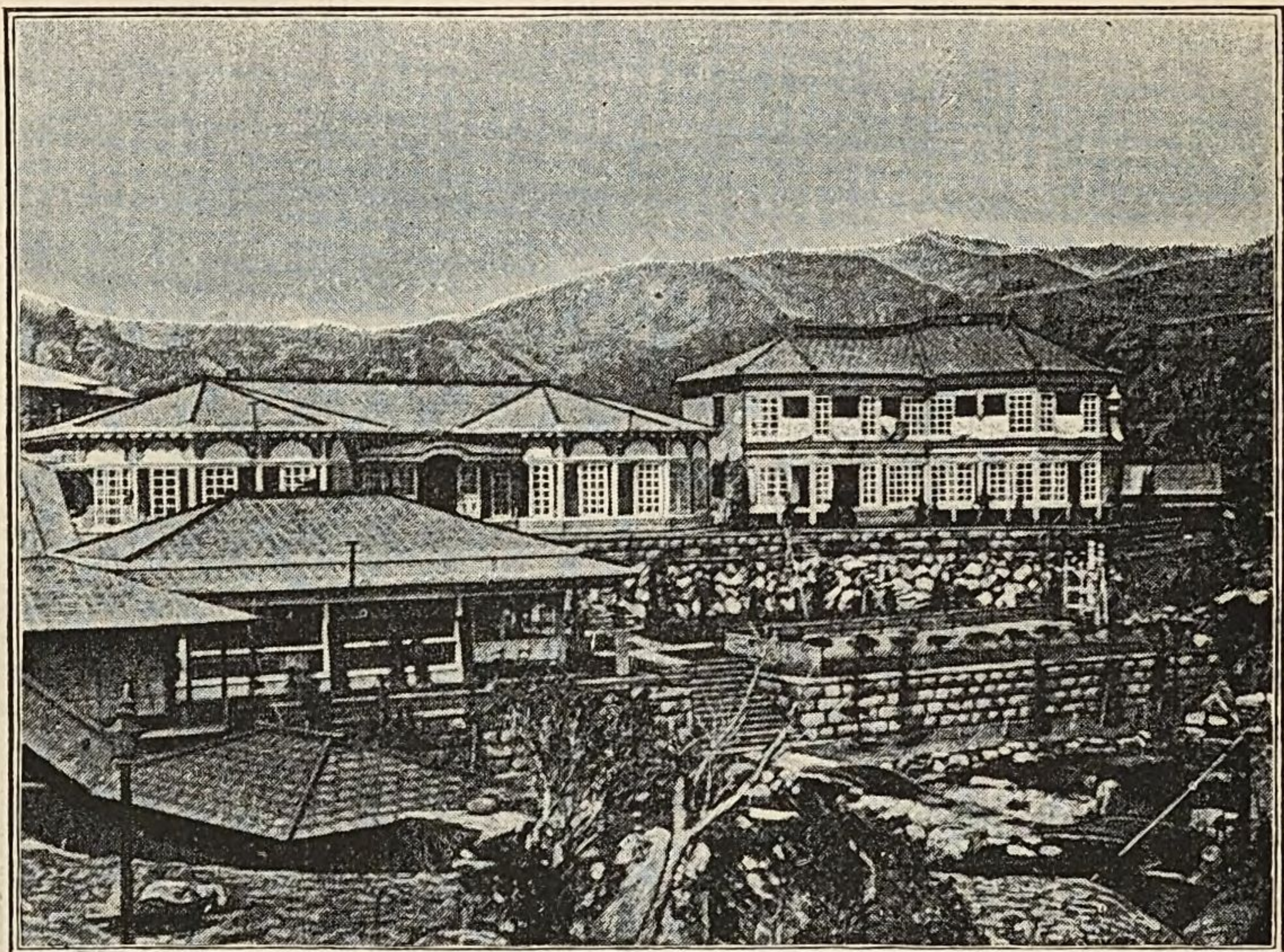
Buddha-Statue im Gebirge bei Hakone.

gaben aufgehäuft sind. Bei wiederholtem Besuche fand ich dort stets betende Japaner.

Auch hier war die Auswahl des Ortes eine sehr glückliche. Die Naturscenerie ringsum bringt die geeignete Stimmung in das gläubige Gemüth. Wenn hier die Herbststürme wüthen und das in allen Farben schillernde Laub der dichten Wälder ringsum wild durcheinander wirbeln, wenn Jaguar und Hirsch in der Ferne ihr Duett anstimmen, dann ist dies hier der richtige Ort für den

sich seiner Ohnmacht voll bewussten Menschen, sich vor der Naturgottheit zu demüthigen und der reinen Sittenlehre des Buddhismus zu — opfern.

Nahte man sich irgend einem nach dem Thalkessel hin vorspringenden Felsengrat, so hatte man ein herrliches, eng begrenztes Landschaftsbild vor sich. Zu seinen Füßen sah man einen Theil des Badeortes oder vielmehr



Bad Mianóshita, das fashionableste Bad Japans.

nur seine weissen Dächer und ringsum den Gebirgswald in allen Schattirungen des Grün. Daneben murmelt eine Bergquelle, welche den Weg in die Tiefe sucht, um tiefer unten wieder als glänzender Bach aufzutauchen. Nur einige Edelhirsche fehlen und drüben die alte Schlossruine der Schwarzburg, um diese thüringer Waldidylle dem entzückten Auge vorzuzaubern. —

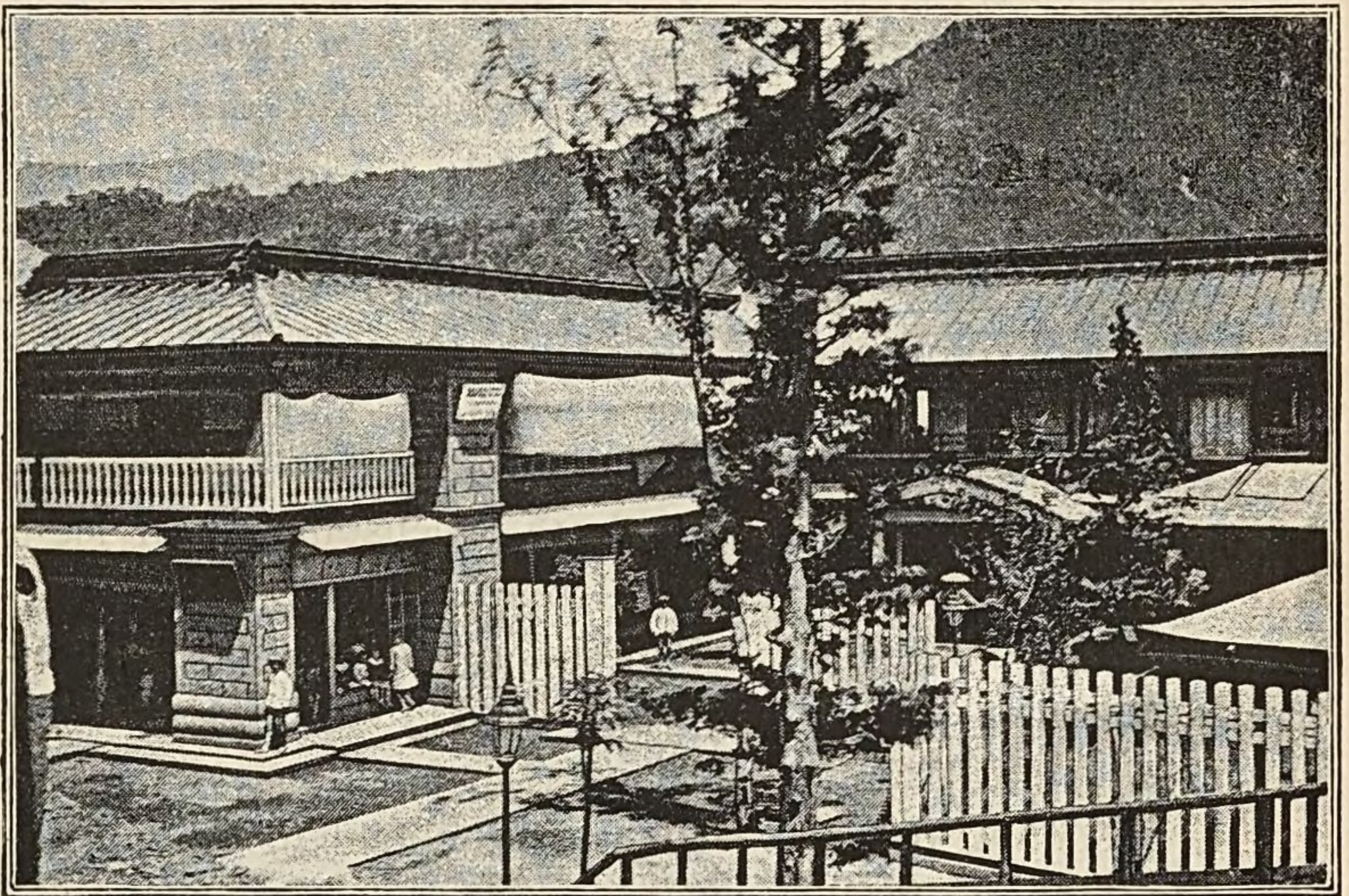
Die projectirte weitere Badereise mit meiner Frau, welche bald nachher hier eintraf, wurde uns durch den

Umschlag der Witterung etwas verkümmert. Es fing an zu regnen und wurde empfindlich kalt, was hier in Ermangelung warmer Kleider wie eines warmen Ofens doppelt in das Gewicht fiel. Als aber nach zwei Tagen die Sonne wieder heiteres Wetter brachte, da reisten wir weiter nach Mianóshita, dem bedeutendsten Badeorte in der Nähe von Tokio.

Die Hôtels sind dort sehr gut und könnten denen von Ischl und Gastein ruhig an die Seite gestellt werden. Da dieses fashionabelste, vorzugsweise von den europäischen Bewohnern Tokio's aufgesuchte Bad demgemäss viele internationale Gäste beherbergt, so begegnet man auch im Speisesalon und im Musikzimmer den Vertretern der verschiedensten Nationen, und der Photograph findet hier ein sehr dankbares Publikum. Die Küche ist ganz nach englischem Muster eingerichtet, und die Dame, welche hier streng der Badeetiquette gemäss leben will, muss täglich viermal ihre Toilette wechseln. Man sieht auf den Veranda's der verschiedenen Hôtels zwischen vereinzelten japanischen Physiognomien Engländer, Holländer, Deutsche, Franzosen, Italiener bunt durch einander gewürfelt und kann sich jederzeit Entdeckungsreisen zur Erforschung der den Badeort umgebenden, reizend gelegenen Höhen anschliessen.

Ueber das felsige, fischreiche Bett klarer Bergwässer führen leichte, sehr primitiv gebaute Brücken, und an verschiedenen Ruhepunkten der näheren und ferneren Umgebung sind Kiosks gebaut, von denen aus man dem Spiele der Wellen zuschauen, die rauschenden Wasserfälle, welche nach den vorangegangenen Regentagen dicke Strahlen des belebenden Nasses vom Gebirge herabtragen, bewundern und die sie einhüllenden Schleier des Wasserdampfes unter den brechenden Strahlen der Sonne in allen Farbenmischungen des Spectrums erglänzen sehen kann.

Wir betheiligten uns nur in den ersten Tagen an den gemeinsamen Partien, pflogen dann aber mehr der Ruhe auf den Bergeshöhen, speisten allein auf unserem Zimmer und lebten überhaupt nach unserer Bequemlichkeit. Die Hitze war auch wieder so enorm geworden, dass schon der kleinste Spaziergang lästig fiel, zumal da die Wege hier durchweg schlecht waren, und bei jedem Schritt geklettert werden musste. Die Aussicht sowohl nach den



Naraija's Hôtel in Mianóshita.

hohen Bergen wie nach der Thalseite hin ist in Mianóshita entzückend, und das Beste für uns war, dass wir die schönen Fernblicke auch von unserem Zimmer aus geniessen konnten.

Mianóshita sowohl wie die anderen vier in der Nähe gelegenen Badeorte, welche nicht minder entzückende Lage haben, gleichfalls über elegant gebaute, für Badegäste eingerichtete, zwei bis drei Stock hohe Schweizerhäuser verfügen, und in deren Umgebung romantische

Wald- und Felsparthien mit Gebirgsseen und idyllischen Ruhepunkten abwechseln, liegen auf vulkanischem Boden, doch sind die Krater wohl schon länger denn tausend Jahre erloschen.

Man nimmt dort natürliche Bäder, ohne eine besondere Badetaxe zu entrichten, obwohl die Baderäume für jede Person ganz abgeschlossen sind. Auf bequemen Treppen steigt man zu den weit ausgedehnten, neben einander gelegenen Baderäumen empor, in welchen man die Temperatur der Naturquellen je nach Wunsch steigern oder herabsetzen kann. Es giebt allerdings auch ein grosses Bassin für gemeinschaftliche Bäder, in welchem japanische Männer, Frauen und Kinder gemeinschaftlich und ganz offen vor den Augen der vorübergehenden Europäer, so wie wir es schon in Tokio selbst beobachtet haben, ohne irgend welche Scheu baden, ganz nach dem Muster vieler Nordsee-Bäder. Neuerdings sind sowohl hier wie in den öffentlichen Badehäusern der Städte Männer und Frauen durch eine etwa meterhohe Bretterwand von einander getrennt. Es gilt für die Japaner wie für die in Nizza und Norderney Badenden, dass Wasser ein keusches Element sei, in welchem die darin Badenden zu harmlosen Kindern werden.

Da ein holländer Musiker neben uns logirte, so genossen wir auch wieder die lang entbehrte Musik und fühlten uns schliesslich in Mianóshita ganz heimisch.

Während der in dieser Höhe langen Wintermonate sind die Bewohner aller dieser Gebirgs-Badeorte vom Flachlande vollständig abgeschnitten, weil die Wege im Schnee ganz unpassirbar sind, und benutzen gleich den Bewohnern des Riesengebirges und der Berner Alpen diese Zeit der unfreiwilligen Musse zur Anfertigung von recht niedlichen, in die Augen fallenden geschnitzten Holzarbeiten, welche man hier für ein Billiges kaufen kann. Es unterlässt denn auch kein Badegast, den Bewohnern

Mianóshitas solche allerliebsten Kleinigkeiten für einige Yen abzukaufen. —

Nach längerem Aufenthalte in Mianóshita kehrten wir, glücklich vom Gebirge nach Yokohama abgestiegen und von hier aus die Bahn benutzend, wieder in unser Heim zurück, welches uns jetzt noch viel behaglicher und angenehmer vorkam als früher. Doch gesunder und kräftiger fühlte ich mich nach dieser Reise mit der daran angeschlossenen Badekur nicht.

Noch einmal erfreute ich mich des Verkehrs mit allen Landsleuten und hohen Behörden gelegentlich einer grossen, von unserem Gesandten Excellenz v. Holleben gegebenen Soirée, zu welcher über fünfhundert Einladungen erlassen worden waren. Für die damaligen guten Verhältnisse der europäischen Nationen unter einander sprach es jedenfalls, dass bei dem unverheiratheten deutschen Gesandten die Gattin des französischen Gesandten die Honneurs machte. In dem nicht sehr grossen Saale wurde flott getanzt, und manches Glas Sect an den unerschöpflichen Buffets auf das Wohl des edlen Gastgebers und der japanischen Freunde getrunken.

Für mich war dies das letzte Fest in Tokio. Zum Bedauern meiner Frau konnte ich weder die grossen Feste bei dem Gouverneur von Tokio noch bei dem Minister Grafen Aoki, dessen lebenswürdiger Gattin die Deutschen hier so unendlich viel zu verdanken haben, besuchen. Körperliches Leiden zwang mich sehr bald, meinen Kontrakt mit der japanischen Regierung vorzeitig zu lösen und Heilung auf der See wie im Wechsel des Klimas zu suchen.

Der „General Werder“, ein deutsches Schiff, brachte uns bis Hong-Kong und das Schiff „Bayern“ dann weiter in die Heimat.

Reich an Erfahrungen, mit sehr erweitertem geistigen Horizonte, aber geschwächten Körpers kehrte ich am

letzten Tage des Mai 1887, wenige Monate, nachdem unser erster Kaiser seinen neunzigsten Geburtstag gefeiert hatte, zu welchem wir noch von Tokio aus unsere ehrfurchtsvolle Gratulation dargebracht hatten, nach Berlin zurück. —

Ich schliesse mit dem Wunsche, dass diese lose Skizzensammlung — welche naturgemäss von persönlichen Beobachtungen und Erlebnissen nicht ganz frei gemacht werden konnte und auch nicht freigemacht werden sollte, da eine mit eigenen Erlebnissen durchwebte Schilderung fremder Sitten immer mehr Interesse bietet, als trockene Reflexionen — in manchem Leser den Wunsch erwecken möge, auch selbst zu schauen und sich davon zu überzeugen, wie viel der deutsche Aar, der seine mächtigen Schwingen an fremden Küsten immer mehr und mehr entfaltet, dort gilt, und wie nothwendig es für unsere internationale Geltung ist, dass wir uns als Offiziere, als Lehrer, als Gewerbetreibende, als Künstler, vor allem aber als zielbewusste, die See beherrschende, den kolonialen Aufgaben gewachsene Nation auch an fernen Küsten zeigen. —



Verlag von **Wilhelm Friedrich** in **Leipzig**.

TUNIS

UND SEINE UMGEBUNG.

Ethnographische Skizzen

von
Dr. Hugo Kleist und Freiherr von Schrenck v. Notzing.

In gr. 8^o br. Mk. 5,—.

Das Buch, in welchem unter dem frischen Eindruck von Land und Leuten in sehr lebendiger Schilderung ein farbenreiches Bild von Tunis-Karthago und seinen verschiedenartigen Bewohnern, von den angrenzenden Steppen, der weiteren Umgebung, der Fauna und Flora, kleinen Jagdausflügen u. dgl. gegeben wird, soll als Führer und Berather zum regen Besuche und zum Studium dieser als Konglomerat zweier Welttheile einzig dastehenden Märchenstadt anregen, welche, gegenwärtig durch den flachen Bâhira-See ca. 16 klm. von dem versandeten Hafen entfernt, unter Aufwand geringer Mittel zur vorzüglichsten Hafenstadt Nordafrikas umgestaltet werden könnte und auch vom Standpunkt der deutschen Zukunfts-Kolonial-Politik einige Aufmerksamkeit verdiene.

Verfasser sind zwei preussische Offiziere, welche mit Eifer und Wärme in fließendem, schwungvollem Stile ihr Thema nach allen Richtungen hin gründlich bearbeitet haben.

MAROKKO.

DAS WESENTLICHSTE UND INTERESSANTESTE ÜBER LAND UND LEUTE

von
Victor J. Horowitz.

(Konsulatssekretär zu Tanger).

In gr. 8^o br. Mk. 4,—.

Marokko ist ein bis jetzt wenig gekanntes, beschriebenes und doch so wichtiges Land, dass ein Werk von einem so gründlichen Kenner des Landes, wie der Verfasser, sicher eine Lücke ausfüllt. Die lebendig gehaltenen Schilderungen sämtlicher Verhältnisse des Landes, der Bodenbeschaffenheit, der Landesprodukte, der verschiedenen Bewohner, der Sitten und Gebräuche, der Regierung und Geschichte derselben nebst spezieller Beschreibung sämtlicher wichtigen Ortschaften etc., werden umsomehr Interesse finden, als gerade in letzter Zeit Marokko immer mehr in den allgemeinen politischen Vordergrund zu treten beginnt und besonders mit Deutschland in nähere Beziehungen tritt.

 **Durch jede Buchhandlung zu beziehen.** 

C. G. Röder, Leipzig.

Der geehrten Redaction mit der Bitte um Aufnahme in
Ihr geschätztes Blatt eingesandt.



BILDER AUS JAPAN.

Kürzlich gelangte ein Buch in meine Hände: "*Bilder aus Japan von Dr. Hugo Kleist, Oberstabsarzt d. L., Leipzig Verlag von Wilhelm Friedrich.*" Das Jahr der Herausgabe, wahrscheinlich 1890, ist auf dem Titel, wie sonst üblich, nicht vermerkt.

Der Verfasser der Schrift spricht sich nicht bestimmt darüber aus, ob er überhaupt in *Japan* gewesen ist oder nicht; der Schreiber dieser Zeilen hat diesen Herren weder während seines nun fast neunjährigen Aufenthaltes in *Japan* gesehen, noch ist es ihm gelungen, auf Grund seiner Erkundigungen ein auch nur vorübergehendes Verweilen desselben in *Japan* zu constatiren; das Buch als solches liefert jedenfalls den genügenden Beweis, dass der Autor desselben das Land, über welches er schreibt, nicht kennt.

Herr Oberstabsarzt *Dr. Kleist* ist, wie er selbst im Vorworte gesteht, zu seinem Buche angeregt durch die Tagebuchaufzeichnungen des verstorbenen **Polizei-wachtmeister Figascewski**, welcher hier zwei Jahre lang als Polizeiinstructor thätig war. Diese Tagebuchaufzeichnungen sind jedoch voll von Irrthümern und Unrichtigkeiten; und es war die Veröffentlichung derselben nicht nur vollständig unnöthig, sondern wäre sogar besser unterblieben, da sowohl die umfangreiche geographische Bearbeitung von *J. Rein*, als auch die "Segenbringenden Reisähren" von *Funker von Langeegg*, sowie ferner die "Papierschmetterlinge aus Japan" von *Netto* ernste wie unterhaltende Belehrung über *japanische* Zustände in Fülle bieten, während die

Schrift des Herrn *Kleist* nur zur Verbreitung falscher Vorstellungen Veranlassung giebt.

Veranlassung für mich zu einer kurzen Entgegnung auf die "*Bilder aus Japan*" ist die Dreistigkeit, mit welcher der Verfasser meinen Namen theils voll nennt, theils genügend deutlich bezeichnet, und mir dabei Aeusserungen unterschiebt, die ich weder der Form noch dem Inhalte nach gemacht habe.

Abgesehen von verschiedenen anderen Tactlosigkeiten bringt die Schrift ein Urtheil des Professor F. über die *Japaner*, welches ich als das meinige entschieden zurückweisen muss. Ich habe nie gewusst, dass Herr *Figascewski* ein Tagebuch geführt hat und ihm, wie schon daraus zu schliessen ist, nie bestimmt formulirte Ansichten zur Aufzeichnung in demselben gegeben, sondern es sind diese Aufzeichnungen eigene Combinationen des Herrn *Figascewski*, von dem was er gesehen und gehört, welche zum grossen Theile unrichtig sind.

Zu den Unrichtigkeiten gehört nicht nur das mir zugeschriebene Urtheil an sich, sondern auch bei dieser Gelegenheit bezüglich meiner Persönlichkeit und Thätigkeit gemachte Angaben. Ich bin nicht Chemiker sondern Agronom, wie das die hier ansässigen *Deutschen* sowie meine Fachgenossen in *Deutschland* wohl wissen; auch habe ich hier nie "zeitraubende Praeparate" gemacht, wie in der Schrift angegeben wird. Wenn der Verfasser der "*Bilder aus Japan*" sich über das, was ich hier arbeite, zu informiren wünscht, so dürfte ihm das nicht schwer fallen, da ein Theil meiner Arbeiten bereits in *Deutschland* publicirt ist.

Aber nicht nur diese Angaben sind unrichtig, nicht nur die abgegebenen Urtheile zumeist unzutreffend, sondern sogar über die allergewöhnlichsten Dinge ist häufig falsch berichtet.

So heisst es beispielsweise bezüglich der Haartracht der Männer: “Dem *chinesischen* hinten herabhängenden Zopfe begegnet man bei den *Japanern* sehr selten.” Ich möchte wohl wissen, wer jemals einen *Japaner* mit einem *chinesischen* Zopfe gesehen hat! Die *altjapanische* Frisur der Männer (Mage), welche mehr und mehr von der *europäischen* verdrängt wird, ist überhaupt nicht ein geflochtener Zopf, sondern ein kurzer, ungeflochtener, durch eine Papierschnur zusammengehaltener Schopf, welcher nach vorn gerichtet über den ausrasirten Kopf getragen wird. Einen geflochtenen Zopf, nach vorn oder hinten getragen, habe ich noch bei keinem *Japaner* gesehen, obgleich ich mindestens ebensolange im Lande gereist bin als der Herr *Figascewski* überhaupt hier und zwar fast ausschliesslich in *Tokio* war, und das ganze Land zwischen dem 31. und 45. Breitengrade einigermaßen kenne.

Aeusserst komisch wirkt die bezüglich der Gewandtheit einiger *Japaner* in der *deutschen* Sprache geübte Kritik verglichen mit den eignen Productionen, die man in der *japanischen* Sprache weiterhin zum Besten giebt. Hinsichtlich der Sprachgewandtheit der *Japaner* in der *deutschen* Sprache äussert man, dass dieselbe manchen vorzüglichen Beitrag für die fliegenden Blätter abgebe, und producirt dann später kaum ein halbes Dutzend *japanischer* Wörter und zwar fast sämmtlich falsch. Es heisst da: “San gleich Herr, Anata gleich Herrin; der Koch wird von seiner Frau und sie von ihm Kochsan oder Anatan, der Wagenzieher würde Kurumasan genannt” u. s. w.

Freilich lernen die meisten Fremden hier sehr wenig von der Landessprache, und der Schreiber dieser Zeilen gehört selbst zu denen, die sich allenfalls zur Noth in derselben verständlich machen aber keineswegs correct ausdrücken können; etwas mehr Erfolg als die

soeben citirten Sprachblüthen hat denn aber doch die Mehrzahl der Fremden nach einem zweijährigen Aufenthalte in *Japan* aufzuweisen. Dass "San," das Anredewort für beide Geschlechter, je nach Anwendung mit Herr, Frau oder Fräulein zu übersetzen ist, während der Herr syn. Gebieter mit "Dana," Herrin etwa mit "Okusan" übersetzt wird, lernt man gewöhnlich im ersten Monate seines hiesigen Aufenthaltes; ebenso bald lernt man, dass "Anata" etwa gleichbedeutend mit der *deutschen* Anrede "Sie" ist. Die Frau redet ihren Mann mit "Anata" oder, besonders in den niederen Ständen, mit "Omaisán," der Mann seine Frau wohl stets mit "Omai" (ohne "San") an. Der Wagenzieher heisst nicht "Kuruma" sondern "Kurumaya;" "Kuruma" heisst der Handwagen, den er zieht, und der wird nie "San" genannt.

Es ist nicht wohl möglich, dem Nichtkenner *Japan's* den komischen Eindruck zu schildern, den allein diese sowie noch einige weitere Sprachproductionen auf denjenigen machen, der die Sache auch nur ein klein wenig kennt. Diese eigenen Productionen in der *japanischen* Sprache verdienen noch weit mehr die Bezeichnung "Beiträge für die fliegenden Blätter" als die im Tagebuche angeführten Reproductionen des von einigen *Japanern* gesprochenen *Deutsch*; und es wäre das Bespötteln der Lezteren schon deswegen besser unterblieben, weil man nicht mit Steinen werfen sollte, wenn man selbst im Glashause sitzt. Viele gebildete *Japaner* sprechen aber nicht nur mindestens ebenso gut *Deutsch* als seiner Zeit der Herr *Figascewski*, sondern ausserdem noch fliegend *Englisch*, was *Figascewski* überhaupt nicht konnte, und sind allein als "Dreisprachenleute" recht vielen *Deutschen*, überhaupt *Europacern* überlegen.

Es würde zu weit führen, alle Unrichtigkeiten und

falschen Angaben, welche sich in den "*Bildern aus Japan*" finden, hier zusammenzustellen; die summarische Kritik: "*Was richtig ist, ist nicht neu, und was neu ist, ist nicht richtig*" kann kaum eine passendere Anwendung finden als auf das in Rede stehende Buch.

Herrn *Figascewski* wie seinen Erben gebot übrigens schon die Pflicht der Dankbarkeit, zur Veröffentlichung absprechender Urtheile über die *Japaner* in keiner Weise die Hand zu bieten; denn nach nur zweijähriger Dienstzeit, während welcher er, wie er ja selbst in seinem Tagebuche gesteht, wenig zu thun hatte, ist *Figascewski* belohnt worden in einer Weise wie das sonst nicht geschieht, und zwar wohl z. Th. auf die Verwendung einiger Landsleute, besonders seines *preussischen* Vorgesetzten hin, welcher hier bis vor Kurzem als Rathgeber für die Reorganisation des Polizeiwesens fungirte. Er hat einen Orden und ein Geldgeschenk erhalten, und nach seinem Tode sind seiner Wittwe noch 3000 Yen, also mindestens 9000 bis 10000 Mark ausgezahlt worden.

Ausserdem war es überhaupt eine grenzenlose Anmassung vom Polizeiwachtmeister *Figascewski*, ein Urtheil über die *Japaner* in den Umfange wie dies geschehen ist, besonders bezüglich ihrer Bildung und Fähigkeiten zu fällen. Ob und inwieweit er den Polizisten, die er hier instruiert hat, an Bildung überlegen war, weiss ich nicht; die *Japaner* jedoch, die auf hiesigen Hochschulen ausgebildet sind, zu denen auch meine Schüler gehören, stehen bezüglich ihrer Bildung unendlich hoch über ihm und waren daher weit besser im Stande, ihn richtig zu beurtheilen als er sie.

Jedoch Herr *Figascewski* hat sein Tagebuch nicht selbst veröffentlicht, er ist nicht mehr unter den Lebenden, und ich will zu seiner Ehre annehmen, dass er, auch wenn er länger gelebt hätte, seine Auf-

zeichnungen nicht in der Weise benutzt haben würde, als dies vom Verfasser der "*Bilder aus Japan*" leider geschehen ist.

Dem Scharfblicke des Herrn Oberstabsarzt d. L. Dr. *Hugo Kleist* scheint vollständig entgangen zu sein, dass er sich durch seine Publication geistig unter den Polizeiwachtmeister *Figascewski* stellt; denn das Original, auch wenn es selbst nicht hoch steht, steht doch immer noch über dem Plagiator. Mir ist bis jetzt kein Fall bekannt, dass ein *japanischer* Militaer-oder Civilarzt die Tagebuchaufzeichnungen eines Polizeiwachtmeisters veröffentlicht hätte; und so lange Derartiges nicht bekannt ist, stehen die *japanischen* Aerzte in dieser Hinsicht zweifellos über **einen** Oberstabsarzt d. L. einer der deutschen Armeen—welcher? sagt ja das Titelblatt des Buches nicht.

Man weiss wirklich nicht, was man mehr bewundern soll, *den hohen Grad von Vertrauensseligkeit*, welchen der besitzen muss, welcher derartige Tagebuchaufzeichnungen ohne weitere Prüfung als bare Münze hinnimmt, oder die *Dreistigkeit*, welche dazu gehört, noch lebende Persönlichkeiten so deutlich zu bezeichnen wie das hier geschehen ist, und ihnen noch dazu aus so zweifelhafter Quelle geschöpfte Aeusserungen unterzulegen, ohne die Genehmigung und Zustimmung des Betreffenden vorher einzuholen. Letzteres sollte man doch wenigstens nicht unterlassen, wenn man denn durchaus die Tinte nicht halten kann!

Ansichten und Aeusserungen, die Jemand selbst veröffentlicht hat, kann Jedermann nach Belieben citiren, aber auf Grund einer derartigen Quelle Persönlichkeiten und noch dazu ihnen untergelegte Aeusserungen in die Oeffentlichkeit zu bringen, ist gegen allen Gebrauch in der **anständigen** Literatur.

Einen Nutzen können derartige Auswüchse literari-

scher Thätigkeit vielleicht mal Autoren und Verlegern gewähren, im Uebrigen können sie nur schaden.

Hinsichtlich der Belehrung über *japanische* Zustände waren die "*Bilder aus Japan*" durch die bereits angeführten Bücher schon längst vor ihrer Geburt weit übertroffen; ausserdem sind gegenwärtig wohl über Hundert *Deutsche*, sei es durch ihren längeren Aufenthalt im Lande, sei es durch ihre bessere Bildung weit mehr zur event. Ergänzung dieses Literaturzweiges geeignet als die beiden Autoren der vorliegenden Schrift. Dass derartige Publicationen zur Förderung des *Deutschthums* in *Japan* nicht beitragen, wird jedem Verständigen einleuchten.

Ich halte es für äusserst tactlos und incorrect, ohne bestimmte Veranlassung ein Urtheil über die *Japaner*, in deren Diensten ich so lange gestanden habe, meinerseits öffentlich abzugeben, besonders über meine Schüler, da das Verhältniss zwischen Lehrer und Schüler doch ein viel zu persönliches ist. Auf die mir gewordene stark herausfordernde Veranlassung hin will ich hier nur äussern, dass nach meinem Urtheile eine nicht unerhebliche Anzahl meiner Schüler sowie mir im Uebrigen bekannter *Japaner* es jedenfalls weiter gebracht hat als viele anderen Nationen Angehörige, die ebensolange oder gar noch länger studirt haben. Wollen wir nun aber gar den Vergleich der Leistungen von *Japanern* mit anderen Leistungen bis auf die "*Bilder aus Japan*" herab ausdehnen, so lässt sich nur sagen, dass die Zahl der von *Japanern* gelieferten Arbeiten, welche noch auf der Höhe stehen, dass sie unter keinen Umständen, auch nur theilweise, selbst vom besten Polizeiwachtmeister abgeschrieben sein können, eine recht grosse ist.

Die im Vorstehenden von mir abgegebenen Urtheile und Aeusserungen hat Jeder das Recht nach seinem Belieben als die meinigen, also unter Beifügung

meines Namens zu citiren; dagegen kann ich die vom Polizeiwachtmeister *Figascewski* mir zugeschriebenen Aeusserungen und Urtheile als die meinigen nicht anerkennen, sondern es hat nach dem Ableben des Originals diese wie alle übrigen in den veröffentlichten Tagebuchaufzeichnungen enthaltenen Irrthümer und Unrichtigkeiten sein Plagiator der Oberstabsarzt d. L. *Dr. Hugo Kleist* allein zu vertreten.

Tokio im April 1891.

Professor Dr. M. Fesca.

Kleist, Hugo

Bilder aus Japan Schilderung des japanischen Volkslebens

Leipzig [1890]

Bamberg, Staatsbibliothek -- 46.141

urn:nbn:de:bvb:12-bsb11828580-9